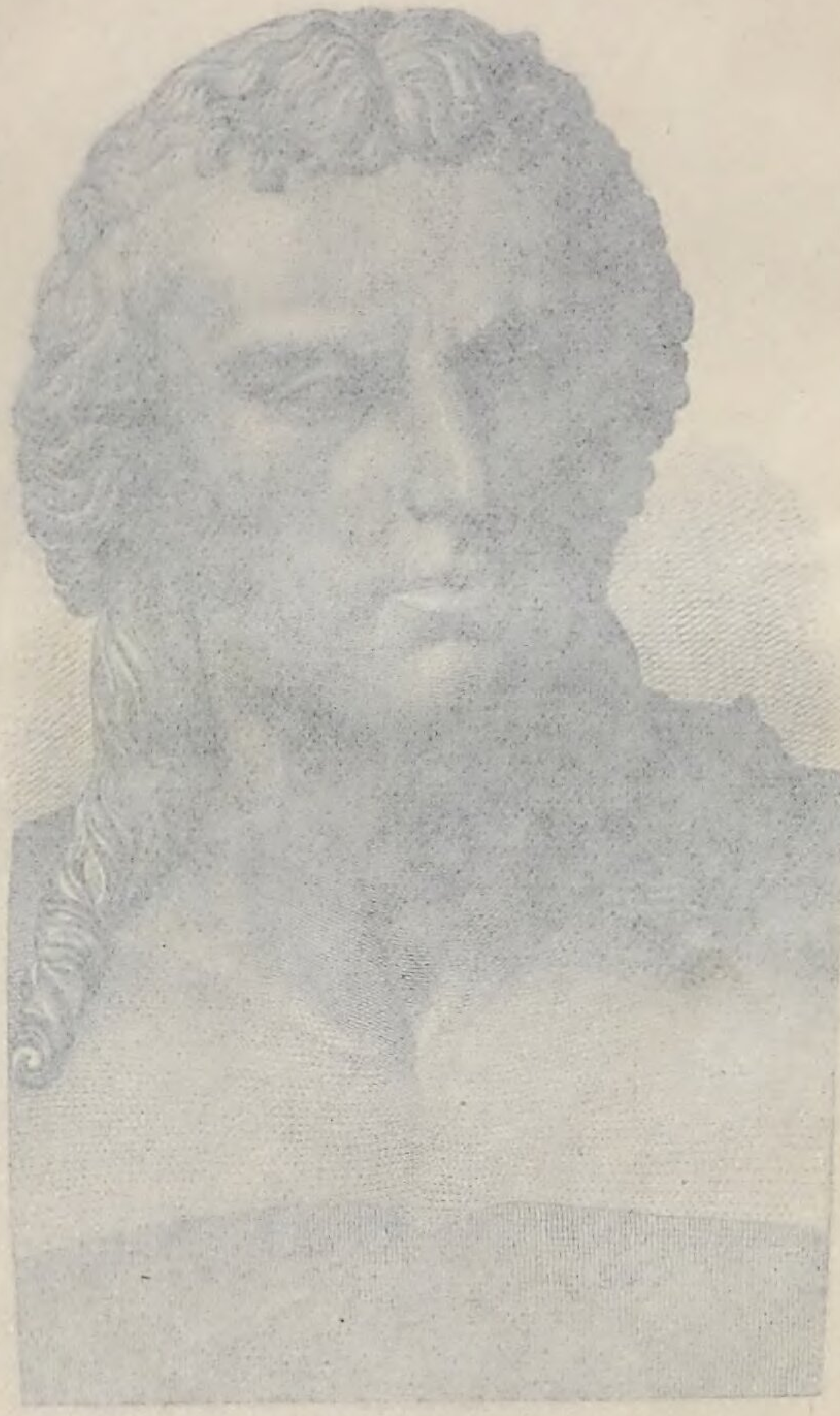
Meyers Klassiker-Ausgaben

in 150 Bänden.

Schillers Werke.

Erster Band.

Holzfreies Papier.



SCHILLER

Schillers Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Bellermann.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
(1896)

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe wird Schillers sämtliche Werke in 14 Bänden enthalten, von denen die ersten 8 alles das bringen, was für einen weiteren Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die anderen 6 diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen. Die erste Abteilung umfaßt daher außer den Gedichten auch die sämtlichen großen Dramen des Dichters, die wichtigsten der erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Die poetischen Übersetzungen dagegen sind der zweiten Abteilung zugewiesen worden.

Für die Bearbeitung gelten durchweg die von der Redaktion der Meyerschen Klassiker-Bibliothek aufgestellten und seit Jahren bewährten Grundsätze. So greift die Herstellung des Textes überall auf diejenige Quelle zurück, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters zu gelten hat. Sprache und Ausdruck ist nirgends geändert; nur die rein äußerliche, den Laut des Wortes nicht berührende Schreibung ist nach der jetzt üblichen Orthographie geregelt worden, so daß z. B. Flut, Schwert, Schar, selig, nicht „Fluth", „Schwerdt", „Schaar", „seelig" gedruckt ist, während Schreibungen wie „ergetzen", „fodern", „gäh" und ähnliche, wo es die Quellen bieten, beibehalten worden sind. Das Einzige, wobei unter Umständen von den Quellen abgewichen werden mußte, ist die Interpunktion. Schiller selbst hat darauf keine grundsätzliche Sorgfalt verwandt, und oft war die überlieferte Zeichensetzung dem natürlichen Verständnis und richtigen Lesen

recht unbequem, namentlich steht vielfach das Komma, wo der Sinn durchaus einen stärkeren Abschnitt verlangt; so findet sich z. B. im „Kampf mit dem Drachen" in fünf aufeinander folgenden der langen Strophen (Vers 205—264) immer nur zum Schluß ein Punkt, während innerhalb der Strophen ausschließlich das Komma die Sätze trennt. In solchen überaus zahlreichen Fällen ist unbedenklich das nach heutigem Gebrauch dem Sinne Entsprechende gesetzt worden, sehr oft im Anschluß an frühere Ausgaben, namentlich die von Körner und Joachim Meyer.

Die Erläuterungen unterm Text sollen einerseits Einzelheiten erklären, die dem gebildeten, aber nicht gelehrten Leser nicht immer gegenwärtig sein dürften, außerdem aber bei schwierigeren Dichtungen das Verständnis fördern, sei es durch Besprechung einzelner Stellen, sei es durch Hinweis auf den Grundgedanken und Zusammenhang. Die Anmerkungen hinterm Text bringen litterarische Nachweise zur Entstehung der einzelnen Gedichte sowie Angabe der Quellen des Dichters, Parallelstellen und ähnliches. In dem Verzeichnis der Lesarten habe ich mich bemüht, die verwirrende Menge der Angaben, wie sie z. B. in Goedekes kritisch-historischer Ausgabe vorliegt, überall möglichst so einzuschränken, daß man durch eine kleine Anzahl von Quellen einen anschaulichen Überblick über die Geschichte des Textes erhält.

Der der Ausgabe beigefügte Kupferstich ist nach der Danneckerschen Kolossalbüste in Stuttgart von A. Krauße in Leipzig hergestellt worden; das Original des im Faksimile-Druck wiedergegebenen Jägerliedes aus dem „Wilhelm Tell" befindet sich im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar.

Berlin, 1895.

L. Bellermann.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstral.

Wie ein Reich der Lüfte
König ist der Weih,
durch Gehölz und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

Jägerliedchen aus dem „Wilhelm Tell".

Schillers Leben und Werke.

Erster Abschnitt: Heimatjahre 1759—82.

1. Kindheit.

Einige Meilen nördlich von Stuttgart liegt am sanft aufsteigenden Ufer des Neckar, zwischen Rebenhügeln und fruchtbaren Feldern das freundliche Städtchen Marbach, der Geburtsort Schillers. Johann Kaspar Schiller aus Bittenfeld im Württembergischen (geb. 1723), der Vater des Dichters, hatte, als ihm die Erfüllung seines Wunsches, eine gelehrte Bildung zu gewinnen, durch äußere Umstände unmöglich gemacht wurde, das Badergewerbe und die Wundarzneikunst erlernt; er war 1745 mit einem bayrischen Husarenregiment, das während des Österreichischen Erbfolgekrieges in holländischen Diensten stand, nach den Niederlanden gegangen und nach mancherlei Kriegserlebnissen in die Heimat zurückgekehrt, wo er in Marbach am 22. Juli 1749 die Tochter des Wirts zum Goldenen Löwen, Elisabeth Dorothea Kodweiß, heiratete und etliche Jahre als Marbacher Bürger die Wundarzneikunst ausübte. Dann trat er in das württembergische Heer ein, wurde 1757 Fähndrich und Adjutant, machte mit seinem Regiment, welches der Herzog von Württemberg für „Subsidiengelder" an Frankreich überließ, den Feldzug von 1757 gegen Friedrich den Großen, insbesondere die Schlacht bei Leuthen, mit und kehrte, für seine treuen und ausdauernden Dienste durch Ernennung zum Leutnant belohnt, 1758 nach Marbach zurück, wo ihm inzwischen am 4. September 1757 sein erstes Kind, Christophine, geboren worden war. Auch in den folgenden Jahren war er viel auswärts: er rückte Ende Oktober 1759 mit seinem Regiment nach Hessen und war wiederum nicht daheim, als sein Sohn, unser Dichter, das Licht der Welt erblickte. Es war der 10. November,

ein großer Gedenktag des deutschen Volkes, denn er hat uns auch Luther (1483) und Scharnhorst (1756) geschenkt. Am folgenden Tage, dem 11. November 1759, wurde das Kind auf die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller getauft. Der fromme Vater schrieb später in einem selbstverfaßten Gebete: „Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!"

Der Vater war einfach, kraftvoll, streng rechtschaffen und von frommem Sinne, gewandt und rührig im praktischen Leben, dabei auch geistig überaus regsam und selbst von natürlicher Begabung für schriftstellerische Thätigkeit, die er in seiner späteren Muße mehrfach ausübte, die Mutter eine anspruchslose, liebevolle Hausfrau. „Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt", wie Andreas Streicher[1] berichtet. So war Sitte und Denkart des elterlichen Hauses bei aller Einfachheit und gebotenen Einschränkung durchaus eine geeignete Stätte für die gesunde Entwickelung der Seele des heranwachsenden Kindes. Die Familie vermehrte sich später noch: außer zwei Schwestern, die als Kinder starben, wurde 1766 eine Tochter Luise geboren, die den Pfarrer Frankh in Möckmühl heiratete, und 1777 Nanette, die zu großer Trauer der betagten Eltern wie der Geschwister 1796 als blühendes neunzehnjähriges Mädchen starb. Christophine heiratete den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, als dessen Witwe sie 1847, fast neunzigjährig, gestorben ist.

Das erste bemerkenswerte Ereignis in dem Leben des Knaben war der Wechsel des Wohnsitzes der Eltern. Der Vater, welcher 1761 zum Hauptmann befördert worden war, wurde einige Jahre darauf als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd versetzt, erhielt aber die Erlaubnis, in dem benachbarten schwäbischen Grenzort Lorch zu wohnen, wohin ihm Anfang 1764 die Familie folgte. Hier hat Schiller einige besonders glückliche Jugendjahre unter der sorgsamen Pflege beider Eltern verlebt. Gern durchstreifte er mit der älteren Schwester oder auch mit der Mutter die herrliche Gegend mit ihren prächtigen Wäldern und besuchte die nahe gelegene Klosterkirche zu Lorch mit den Gräbern der Hohenstaufen. In Lorch erhielt er auch den ersten Unterricht, indem

[1] „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" (Stuttgart 1836).

er mit der Schwester die wohleingerichtete Dorfschule besuchte und vom sechsten Jahre an vom dortigen Prediger Moser im Lateinischen unterrichtet wurde, zusammen mit dem Sohne des Pfarrers, mit dem er herzliche Freundschaft schloß. Schon aus früherer Zeit wird erzählt, daß die ersten Eindrücke des Kindergemüts religiöser Art waren. Wenn der Vater seine Morgen- und Abendgebete in feierlichem Tone sprach, eilte der Knabe immer gern selbst von seinen liebsten Spielen herbei. Der Schwester hat sich der Ausdruck tief eingeprägt, welchen dann die Andacht seinen kindlichen Zügen gab, wenn er mit gefalteten Händen, die blauen Augen zum Himmel gerichtet, die Stirn von den rötlich gelben Haaren umwallt, im Kreise der betenden Familie stand. Hier in Lorch entwickelte sich unter dem Einfluß des ehrwürdigen Pastors Moser und durch den natürlichen Nachahmungstrieb in Schiller die frühe Neigung, auch dereinst ein Prediger zu werden. „Oft", so erzählt Christophine[1], „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form." Als er später die „Räuber" schrieb, hat er dem Lehrer seiner Kindheit in der Gestalt des Pastors Moser, der dem ruchlosen Bösewicht Franz so unerschrocken ins Gewissen redet, ein Denkmal gesetzt.

Ende 1766 kam Schillers Vater nach Ludwigsburg in Garnison, und die Familie vertauschte die stille Einsamkeit des Lorcher Aufenthalts mit der geräuschvollen und glänzenden Residenz des Herzogs Karl Eugen. Hier wurde der Knabe auf die lateinische Schule gebracht, um für seine Ausbildung zum Geistlichen, die für ihn und die Eltern feststand, die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Er machte gute Fortschritte. Da es Sitte war, daß die Schüler aller Lateinschulen des Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine

[1] Sie hat nach Schillers Tode auf eine Aufforderung von Charlotte von Schiller „Erinnerung blätter" handschriftlich an mehrere Freunde mitgeteilt. Vgl. „Archiv für Litteraturgeschichte", Bd. 1, S. 457; Bd. 4, S. 482.

Prüfung zu bestehen hatten, von der ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, hatte sich der neunjährige Schiller 1769 zum ersten Male und ebenso dann in den folgenden Jahren diesem „Landexamen“ zu unterziehen; in dem Gedicht „Die Winternacht“ (1781) erinnert er sich noch der bei diesen Prüfungen ausgestandenen Angst. Die Zeugnisse fielen fast durchweg recht gut aus; Schiller wurde als ein hoffnungerweckender Knabe bezeichnet, dessen Bewerbung zum Studium nichts im Wege stehe.

Da zur Hofhaltung des prachtliebenden Herzogs auch ein Opernhaus gehörte, zu dem den Offizieren und ihren Familien der Zutritt freistand, wurde der kleine Schiller zur Belohnung seines Fleißes zuweilen in die Vorstellungen mitgenommen. Verstanden kann er wohl von dem Inhalt der meist italienischen Opern nicht viel haben, aber seine Phantasie wurde dadurch doch so angeregt, daß er sich mit Plänen zu Trauerspielen beschäftigte und mit Papierfiguren dramatische Szenen aufführte, auch versuchte, mit den Geschwistern und mit Schulfreunden selbst zu spielen. „Im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen“, erzählt Christophine, „und jedes mußte Hand anlegen; da gab er denn jedem seine Rolle. Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler; er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles.“

2. Auf der Militärakademie.

Als die Zeit herannahte, wo der junge Schiller nun einer der sogenannten „Klosterschulen“ des Landes zur unmittelbaren Vorbereitung auf das theologische Studium übergeben werden sollte, trat eine unerwartete Wendung in dem Gange seiner Ausbildung ein, welche für sein ganzes Leben von bedeutendem Einfluß wurde. Der Herzog Karl Eugen, welcher noch vor kurzem an Prachtliebe und Verschwendung mit dem Hof zu Versailles gewetteifert hatte, war seit einigen Jahren in eine völlig veränderte Lebensrichtung eingetreten. Die Ursache lag vornehmlich in dem veredelnden Einfluß, den seine Geliebte, Franziska von Leutrum, die er zur Gräfin von Hohenheim erhob, auf ihn gewonnen hatte. Sie war eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens, aber da der Herzog, der von seiner Gemahlin getrennt lebte, als Katholik keine neue Ehe eingehen durfte, konnte er sich erst, als seine erste Frau gestorben war, rechtmäßig mit Franziska verbinden. Trotz dieser mißlichen Stellung war ihr Einfluß auf den Herrscher von Anfang an ein wohlthätiger, und ihm war es zuzuschreiben, daß die bis-

herigen übermäßigen, vom Lande kaum zu erschwingenden Ausgaben für Schauspiele, Opern, militärische Paraden, Hoffeste und Prachtentfaltung aller Art aufhörten und der Herzog anfing, mit ernsterem Sinne für das Wohl seines Landes zu sorgen, wenngleich seine Regierungsweise immer höchst despotisch und von willkürlicher Laune bestimmt blieb.[1] Unter seinen neuen Neigungen stand die für Erziehung und Pädagogik obenan.

Eine Stunde westlich von Stuttgart liegt in hübscher Umgebung das vom Herzog erbaute Lustschloß Solitüde. Hier gründete Karl Eugen 1770 zunächst ein Militärwaisenhaus für Kinder unbemittelter niederer Offiziere, das er 1773 zu einer „Militär-Pflanzschule" für fähige Offizierssöhne erweiterte. Behufs der Aufnahme in diese Anstalt ließ er sich aus allen Schulen des Landes Bericht über die befähigtsten Zöglinge erstatten und erhielt hierbei auch über den Sohn des Hauptmanns Schiller von den Lehrern der Ludwigsburger lateinischen Schule ein Zeugnis, das sich sehr günstig über die Anlagen des Dreizehnjährigen aussprach. Daraufhin ließ er den Vater, den er überdies wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit schätzte, zu sich kommen und erklärte ihm seinen Entschluß, den Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen. Es lag darin nicht nur eine besondere Gunst des Fürsten, sondern auch die Zusicherung, daß er für die Zukunft des Knaben auch später Sorge tragen werde. Dennoch suchte der Vater, weil in der Anstalt für den geistlichen Stand keine Vorbereitung geboten wurde, die ihm zugedachte Gnade durch die freimütige Erklärung abzulehnen, daß sein Sohn gerade diesem Stande sich widmen zu dürfen für das größte Glück halte. Indes da der Herzog, der gewohnt war, jede seiner Äußerungen als Befehl befolgt zu sehen, kurze Zeit darauf seinen Wunsch wiederholte, sah die Familie, daß sie sich fügen müsse, wenn sich Vater und Sohn nicht die Ungnade des Herrschers zuziehen sollten. Mit schwerem Herzen gab der Knabe ein Lieblingsbild seiner Zukunft auf und wählte nun, da er sich entscheiden mußte, das juristische Studium, zu dem er freilich nicht die mindeste innere Neigung hatte. Ganz ähnlich war es bei der Aufnahme von Schillers Jugendfreund Friedrich von Hoven zugegangen, der ihm von der Ludwigsburger Schule her ein lieber Genosse war.

[1] Von den damaligen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen in der Umgebung des Herzogs kann der Leser (abgesehen von den geschichtlichen Quellen) ein sehr anschauliches Bild gewinnen aus Brachvogels Roman „Schubart und seine Zeitgenossen".

Mit dem Eintritt in die Pflanzschule war, wie es in einer schriftlichen Erklärung hieß, die der Vater später unterschreiben mußte, ausgesprochen, daß der „eintretende Eleve sich gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein" sollte. So empfand schon der Knabe das Eingreifen einer fremden Hand, die nicht nur sein äußeres Leben nach Willkür gestaltete, sondern auch den liebsten Wünschen seines Herzens herben Zwang anthat.

Am 13. Januar 1773 bezog Schiller mit der nötigen Ausrüstung, „einem blauen Röckel nebst Kamisol ohne Ärmel" und „fünfzehn Stück unterschiedlicher lateinischer Bücher" die Anstalt. Diese blieb nicht lange auf der Solitüde; denn da die dortigen Gebäude bald nicht mehr ausreichten, verlegte sie der Herzog 1775 nach Stuttgart. Sie wurde hierbei durch die medizinische Fakultät erweitert, und es wurde den Zöglingen freigestellt, zu diesem Studium überzugehen. Unter denen, die sich meldeten, war auch Schiller. Er hatte das ungern erwählte juristische Studium in diesen Jahren nur mit geringem Eifer getrieben, zumal jetzt in dem heranwachsenden Knaben die eigentliche Bestimmung seines Genius allmählich, aber unaufhaltsam zum Durchbruch kam und er sich unwiderstehlich zu den Dichtern, die ihm irgend zugänglich waren, sowie auch zu eigenen dichterischen Versuchen hingezogen fühlte. Einen gleichgestimmten Genossen fand er an seinem Freunde Friedrich von Hoven. Dieser, der ebenfalls zur Medizin überging, sagt über diesen Wechsel in seiner Selbstbiographie:[1] „Bei mir und Schiller war der Beweggrund nicht sowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medizin, als unsere Neigung zur Dichtkunst, der wir schon damals, Schiller durch lyrische und dramatische Versuche, ich durch Lieder, Balladen und Romanzen, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns diese Versuche einen großen Teil der Zeit, welche wir dem Studium der juridischen Wissenschaften hätten widmen sollen. So zurückgeblieben, konnten wir das Versäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entschlossen uns daher zum Studium der Medizin, mit dem Vorsatz, dieses neuerwählte Studium ernster zu treiben." Auch schien ihnen „die Medizin mit der Dichtkunst weit näher verwandt zu sein als die trockene, positive Jurisprudenz".

Für den Herzog bedeutete die Verlegung seiner Lieblingsanstalt

---

[1] Nürnberg 1840. Hoven starb 1838 als Medizinalrat.

nach Stuttgart zugleich eine Versöhnung mit den Bürgern seiner alten Residenz, mit denen er während seiner früheren Regierungsperiode in harten Zwiespalt geraten war, und denen er, als sie ihr schwer verletztes Recht bei Kaiser und Reich suchten, bitter grollend den Rücken gekehrt hatte. Jetzt fand am 18. November 1775 die feierliche Übersiedelung statt; unter dem Jubel der Bevölkerung ritt der Herzog selbst an der Spitze der Zöglinge, welche die Stadt im Parademarsche durchzogen. Die Anstalt erhielt in Stuttgart den Namen „Militärakademie"[1], und es wurde ihr ein umfangreiches Gebäude angewiesen, welches außerhalb der Stadt, unmittelbar hinter dem Residenzschlosse lag.

Die Anstalt wurde militärisch verwaltet. Zur Durchführung der Disziplin waren die Zöglinge in vier Abteilungen geschieden, eine für die Adligen, drei für die Bürgerlichen, die sich in Studierende, Kunstbeflissene und die jüngeren Zöglinge gliederten. Die Oberleitung hatte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger. Jeder Abteilung war ein Hauptmann vorgesetzt, der zwei Leutnants und zwei Aufseher (ehemalige Unteroffiziere) unter sich hatte. Der Intendant selbst hatte noch einen „Oberaufseher" zur Hand, ebenfalls einen Offizier, der Rapport zu erstatten, die Befehle zu übermitteln und die Runde durch das Gebäude zu machen hatte, um zuzusehen, ob alles in gehöriger Ordnung sei.

Das tägliche Leben war genau geregelt. Die Uniform, die aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen, weißer Weste und Beinkleidern nebst Schnallenschuhen und einem dreieckigen Hut bestand, wurde nur beim Mittag- und Abendessen sowie Sonntags in der Kirche oder auf Spaziergängen getragen; den Lehrstunden wohnten die Zöglinge in ihren gewöhnlichen Kleidern bei. Morgens um 6 Uhr stand man auf; jeder hatte sein Bett zu machen, die Kleider zu reinigen; beim Zopfflechten und Frisieren leisteten sie sich gegenseitig Hilfe. Dann wurden sie aus den Schlafsälen in den Speisesaal zum Frühstück geführt, das in einer eingebrannten Mehlsuppe bestand. Um 7 Uhr begann der Unterricht in den verschiedenen Hörsälen; er dauerte bis 11 Uhr. Dann war eine Freistunde, in welcher die Zöglinge sich umzukleiden hatten, um in der Uniform punkt 12 Uhr zum Mittagessen bereit zu sein. Jede Abteilung wurde von ihren Aufsehern in den unter dem Speisesaal befindlichen „Rangiersaal" geführt und daselbst von dem

[1] Der Name „Hohe Karlsschule" oder kurzweg „Karlsschule", wie die Anstalt gewöhnlich genannt wird, wurde ihr erst 1781 (also nach Schillers Abgang) beigelegt.

Intendanten, meist aber von dem Herzog selbst, der fast täglich dem Mittag- und Abendessen beiwohnte, inspiziert, wobei öffentlich Lob und Tadel erteilt wurde. Dann wurde in den Speisesaal marschiert. Hatte jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: „Rechtsum, linksum!" Alsdann bestieg der Zögling, den die Reihe traf, eine kleine Erhöhung und sprach das vorgeschriebene Tischgebet; auf ein neues Kommando setzte sich alles zu Tisch. Das Essen war für alle gleich, es war „einfach, nahrhaft und reichlich", wie von Hoven sagt, aus dessen Biographie alle diese Angaben stammen: Suppe, Fleisch mit Zugemüse, mitunter leichtes Backwerk als Nachtisch; für die älteren Zöglinge ein „nicht starker, aber reiner Landwein". Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden, dann war bis 2 Uhr Freistunde, wo sich die Zöglinge im Garten oder mit Ringen, Ballspiel u. dgl. vergnügten. Hierauf wurde wieder bis 7 Uhr Unterricht erteilt, und abermals ging es in der Uniform zum Abendessen, wo es wiederum Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat oder eine leichte Mehlspeise, aber keinen Wein gab. Um 9 Uhr war die Stunde des Schlafengehens, und kein Zögling durfte über die festgesetzte Zeit aufbleiben.

Kamen Vergehungen vor, so wurden sie entweder von den Aufsehern und Lehrern bloß gerügt oder, wenn sie bedeutender waren, den vorgesetzten Offizieren angezeigt. Diese schrieben das Vergehen auf ein Blatt, „Billet" genannt, welches der Zögling bei der Inspektion im Rangiersaal dem Herzog und in dessen Abwesenheit dem Intendanten vorzeigen mußte, worauf die Strafe erkannt wurde. Oftmals milderte oder erließ der Herzog auch die Strafe, besonders wenn die Gräfin von Hohenheim (das „Franzel", wie der Herzog sie nannte) ihn begleitete, von der er sich gerne erbitten ließ, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es ist begreiflich, daß die Zöglinge die schöne und liebenswürdige Franziska wie die himmlische Erscheinung einer schützenden Heiligen betrachteten.

Da die Handhabung der Disziplin von dem Unterricht durchaus getrennt war, so richtete sich der Unmut bei etwaigen Zwangsmaßregeln nur gegen die Aufseher, während das Verhältnis zu den Professoren fast durchweg ein herzliches und vertrauensvolles war.

Man kann zugeben, daß diese Einrichtungen, wenn auch streng und in manchen Punkten kleinlich, doch im ganzen angemessen und von wirklichem Wohlwollen für die Jugend eingegeben waren. Die Unterrichtszeit war allerdings übermäßig ausgedehnt, wobei indes

ins Gewicht fällt, daß es keine häuslichen Arbeiten gab. Aber von einem unmenschlichen Zwange, der allen jugendlichen Frohsinn unterdrückt hätte, wie man ihn früher wohl oft hat finden wollen, kann keine Rede sein. Die Zöglinge sahen in dem Herzog in der That ihren Wohlthäter und „Vater", den sie liebten und verehrten. Trotzdem lag gerade in dem Verhältnis zu ihm ein gefährlicher Keim, der das natürliche, sittliche Gefühl zur Unwahrheit zu verkehren oder unter Umständen zur Empörung zu treiben geeignet war. Der Herzog war allmächtig, Widerspruch unmöglich, seine Absicht und Einsicht unter allen Umständen die gütigste und weiseste. Hatte doch selbst der ehrliche, mannhafte Hauptmann Schiller, als er betrübten Herzens den Sohn in die Anstalt geben mußte, in einem schwungvollen Dankschreiben an den Intendanten von Seeger die Wendung gebraucht: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: ‚das haben wir dem großen Karl zu verdanken!'" Das war die übliche, die vorgeschriebene Redeweise, wenn man von dem „großen Karl" sprach. Und nun die Zöglinge selbst! In einem Bericht des fünfzehnjährigen Schiller an den Herzog, in dem er auf dessen Befehl alle seine Mitschüler und auch sich selbst zu schildern hatte, heißt es: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen. Dürfte ich mich ihm in meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt ꝛc." Man kann dem halberwachsenen Knaben keinen Vorwurf machen, aber gesund sind Verhältnisse sicherlich nicht, die einem Schiller solche Worte in den Mund legen konnten. Ebendahin gehört es, wenn er in Rede und Gedichten zum Geburts- und Namensfeste der Gräfin als das Ideal edler Weiblichkeit, als das Muster der Anmut und Tugend eine Dame feiert, die doch immerhin die Mätresse des Fürsten war, mit so viel Recht er auch, und gewiß aufrichtig, ihre Güte und Milde rühmt. Außerdem war es offenbar ein Übelstand in der Einrichtung der Akademie, daß die Jünglinge in der völlig abhängigen Stellung, die sie kaum eine Stunde des Tages unbeaufsichtigt ließ, zu lange festgehalten wurden, nicht bloß in den Schul-, sondern auch in den Studentenjahren. Der Gegensatz zu der Freiheit, die anderen Jünglingen von achtzehn, oft schon von siebzehn Jahren zu teil wurde, war zu groß.

Schiller verblieb in der Militärakademie bis 1780, wichtige, entwickelungsreiche Jahre. Er selbst urteilte später:[1] „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach den Planen seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel.“ Dies darf indes nicht so verstanden werden, als ob die Zöglinge ganz von den Erzeugnissen der Dichtkunst abgeschnitten gewesen wären; das war schon auf der Solitüde nicht der Fall gewesen und konnte in Stuttgart noch weniger durchgeführt werden. Es bildete sich unter Schillers geistiger Führung ein Kreis von Freunden, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten Poesie und Litteratur pflegten und studierten, so sehr sie konnten: von Hoven, Petersen, Ludwig Schubart, ein Sohn des Dichters, Friedrich Scharfenstein u. a. werden als Mitglieder dieses Kreises genannt. Sie spürten selbst in ihrer Abgeschiedenheit die frische Luft der neuen Zeit, die damals in der deutschen Litteratur wehte, und schwärmten für die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode: Goethes „Götz“ und „Werther“, Gerstenbergs „Ugolino“, Millers „Siegwart“, Müllers „Faust“, Klingers „Zwillinge“ fanden begeisterten Widerhall; Leisewitz' „Julius von Tarent“ soll Schiller fast auswendig gewußt haben. Besonders tiefen Einfluß übte damals Klopstock mit seinem erhabenen Pathos und Haller mit seinen ernsten, gedankenreichen Dichtungen auf ihn aus. Ebenso wurden die großen Dichter bewundert, auf die die neue Richtung als auf ihre Vorbilder hinwies: Homer, Ossian, Shakespeare, Milton.

Selbst die Unterrichtsstunden gaben hin und wieder diesem poetischen Triebe neue Nahrung. Der beliebteste Lehrer der Anstalt war der Professor der Philosophie Abel, mit dem Schiller auch später in freundschaftlicher Beziehung geblieben ist. Dieser hatte die Gewohnheit, seine Sätze aus der Moral und der Psychologie durch Beispiele aus großen Dichtern zu erläutern. „Noch erinnere ich mich“, so erzählt er selbst, „mit Vergnügen folgender Szene: als ich den Kampf der Pflicht und der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer anderen erklärte, las ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares ‚Othello‘ nach der Wielandschen Übersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die

[1] Ankündigung der „Rheinischen Thalia“, 1784.

Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer."

Unter solchen Umständen regte sich bei Schiller natürlicherweise auch die eigene Produktion mächtiger, deren Anfänge freilich schon viel weiter zurückliegen. Als sein erstes Gedicht gilt der Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Januar 1769 nebst lateinischer Übersetzung, der indes schwerlich ein eigenes Erzeugnis ist. Dann hatte er lateinische Distichen schon in Ludwigsburg mit großer Gewandtheit, aber natürlich ohne poetische Selbständigkeit gemacht und die meisten seiner Mitschüler darin übertroffen. Das erste selbständige deutsche Gedicht, von dem wir wissen, verfaßte er am 25. April 1772, dem Tage vor seiner Konfirmation. Doch ist davon ebensowenig etwas erhalten wie von dem Trauerspiel „Die Christen", das er nach seines Vaters Zeugnis[1] in seinem 13. Jahre geschrieben haben soll, oder von dem epischen Gedicht „Moses", das ins Jahr 1773 fiele. Unter dem Eindruck der wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger verfaßte er, vielleicht 1777, ein Trauerspiel: „Der Student von Nassau", und einen „Cosmus von Medicis", von denen aber ebenfalls nichts vorhanden ist.

Das erste erhaltene Gedicht ist „Der Abend", welches er dem Herausgeber des „Schwäbischen Magazins", Professor Balthasar Haug (Vater eines seiner Freunde), einsandte, der es 1776 in dieser Zeitschrift mit dem Bemerken veröffentlichte, es habe einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. „Es dünkt mich", fügt er hinzu, „er habe schon gute autores gelesen und bekomme mit der Zeit ein os magna sonaturum." Ebenfalls im „Schwäbischen Magazin" erschien im folgenden Jahre „Der Eroberer", zu welchem Haug bemerkte: „von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen. Wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit noch seinen Platz neben ....[2] einnehmen und seinem Vaterland Ehre machen."

Ermutigt durch diesen Erfolg ergriff Schiller bereits 1777, wie ausdrücklich bezeugt wird, den Stoff zu seinen „Räubern", den ihm der Zufall in einer Erzählung ebendesselben „Schwäbischen Magazins" (von 1775) zugeführt hatte. Aber die Ausarbeitung kam zunächst nicht

[1] Brief vom 6. März 1790.

[2] Gemeint ist der unglückliche Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, dessen Namen er des Herzogs wegen nicht nennen wollte.

über geringe Anfänge hinaus, vielmehr wandte er sich die beiden nächsten Jahre mit angestrengtem Eifer dem Studium seiner medizinischen Wissenschaft zu, offenbar in der Absicht, die Akademie desto eher verlassen und dann freier und gereifter seine dichterischen Pläne wieder aufnehmen zu können. Schon 1779 hoffte er dies Ziel erreicht zu haben, da er zur Einreichung einer Dissertation zugelassen wurde. Er hatte eine umfangreiche Abhandlung: „Philosophie der Physiologie", geschrieben, von der nur der Anfang erhalten ist. Sie wurde jedoch zu seinem großen Schmerz noch nicht für druckfähig erachtet, obwohl die Beurteiler darin „untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften" fanden und seinen „alles durchsuchenden Geist" nicht verkannten. Aber eine allzu ungebändigte Schreibart, die oft bewirke, daß man „den Sinn des Verfassers nicht erraten" könne, sowie seine Angriffe auf wissenschaftliche Autoritäten wie Haller veranlaßten die Abweisung der Abhandlung, und der Herzog selbst entschied dahin, daß sie nicht gedruckt werden könne, „obschon ich gestehen muß", fügte er hinzu, „daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich[1] noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Die Absicht, „das Feuer zu dämpfen", gelang allerdings dem fürstlichen Erzieher schlecht, im Gegenteil, gerade diese zwangsweise verfügte Zurückhaltung in der Anstalt, der sich Schiller entwachsen fühlte, steigerte die ohnehin vorhandene Empörung gegen den Druck der Verhältnisse nur noch mehr. Das war im November 1779. Wenige Wochen darauf, am 12. Dezember, kam der Herzog Karl August von Weimar, in Begleitung Goethes von einer Schweizer Reise zurückkehrend, nach Stuttgart und besuchte die Karlsschule. Die Gäste wohnten der Stiftungsfeier und der damit verbundenen Preisverteilung bei. Während dieser stand Goethe, vom Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt, diesem zur linken Seite, der Weimarer Herzog zu seiner rechten. Schiller mußte öfter vortreten, er erhielt vier Preise, in der praktischen

[1] D. h. gegenwärtig.

Medizin, in der Materia medica, in der Chirurgie und in der deutschen Sprache und Schreibart. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er den bewunderten Dichter des „Götz", des „Werther" und „Clavigo" angeblickt haben mag, der, von der Sonne des Glücks bestrahlt, als ein Ebenbürtiger von Fürsten, voll Kraft und Schönheit wie ein Apoll, vor ihm stand. Goethe konnte nicht ahnen, daß unter den Jünglingen, deren staunende Blicke ihn verschlangen, einer sei, der dereinst als Mitstrebender um die höchsten Preise der Kunst ihn begleiten und sein Leben verschönen werde. — Vielleicht war es eine Anregung dieses Besuches, daß beim nächsten Geburtstage des Herzogs im Februar 1780, den die Zöglinge meist durch Aufführung eines Schauspiels feierten, Goethes „Clavigo" zur Darstellung gewählt wurde. Schiller spielte die Hauptrolle, scheiterte aber freilich durch seine Leidenschaftlichkeit und sein übertriebenes Pathos gänzlich.

Schiller mußte noch bis Ende 1780 auf der Akademie bleiben. Im Juni dieses Jahres starb der Zögling August von Hoven, der Bruder seines vertrauten Freundes, und dieser Tod war die Veranlassung zu dem Gedicht „Eine Leichenphantasie", dem bedeutendsten unter seinen bisherigen lyrischen Erzeugnissen. Die schwermütige Stimmung, die ihn in dieser Zeit ergriffen hatte, und die ein Brief an den Vater des verstorbenen Hoven sowie auch an seine Schwester zeigen, schüttelte er jedoch bald wieder ab, und energisch griff er die notwendigen Arbeiten an, um endlich seinen Austritt aus der Akademie zu erreichen. Die Dissertation, die er nunmehr im November 1780 einreichte, handelte „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" und wurde trotz einiger Bedenken für druckwürdig befunden. Aber Schillers Hauptbeschäftigung während dieser Zeit war sicherlich nicht die Herstellung dieser Abhandlung, die wohl vielfach Gedanken und Bestandteile der ersten benutzte, sondern ohne Zweifel war es jetzt die Dichtkunst, die ihn ganz in ihren Bannkreis zog. Die „Räuber" wurden in dieser Zeit fast völlig ausgearbeitet. Dafür würde, wenn es nicht sonst bezeugt wäre, jene Dissertation selbst den Beweis liefern. Denn die jugendliche Keckheit des Verfassers geht so weit, daß er unter mancherlei andern Dichtern, Shakespeare, Gerstenberg &c., die er hier und da zur Erläuterung heranzieht, auch eine Stelle aus seinem eigenen Trauerspiel anbringt, wohlverhüllt in einen fremden Namen, indem er sie („es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus", sagt Palleske) als Übersetzung eines englischen Dichters ausgibt: „Life of

Moor. Tragedy by Krake. A. V, Sc. 1." Es ist das Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel in den „Räubern" V, 1.

3. Regimentsmedikus.

Im Dezember 1780 wurde Schiller aus der Militärakademie entlassen. Er war nunmehr als Medikus ohne Portepée beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit 18 Gulden Monatsgage angestellt Seine ärztliche Praxis war unbedeutend, obwohl er sich anfangs mit Eifer dem Berufe hingab. Er lebte in ungezwungenem Umgang mit einer Anzahl von Freunden, die er meist von der Akademie her kannte, und wenn sie auch alle nicht viel zu verzehren hatten, so wurde doch das Leben behaglich und mit jugendlichem Humor genossen; geselliges Gespräch, auch wohl ein Spiel „Manille", Kegelschieben, Wein und Bier im „Ochsen" waren die Erholungen der jungen Leute. Den burschikosen Ton der Freunde zeigt ein Zettel, den Schiller zurückließ, als er einmal in den „Ochsen" kam und keinen traf: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsackerlot! Wo bleibt die Manille heut'? Hol' euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Was ihm aber jetzt am meisten am Herzen lag, war die Vollendung seiner „Räuber", an denen es noch vielerlei fertig zu machen, zu ändern und abzurunden gab. Jetzt wurde die letzte Hand daran gelegt, und in kurzem war es für den Druck bereit. Aber wo einen Verleger finden? Vergebens schaute sich die ganze dichterische Genossenschaft nach einem solchen in Stuttgart und in Mannheim um; niemand wollte die Kosten wagen. Aber das Stück mußte heraus, und so wurde es denn auf eigene Kosten gedruckt. Schiller borgte sich die erforderliche Summe, ein Freund leistete Bürgschaft, und das Werk ging in die Presse. Um nur einigen Absatz zu erzielen und sein Stück auch auswärts bekannt zu machen, sandte Schiller die fertigen Druckbogen an den Mannheimer Buchhändler und Hofkammerrat Schwan, der besonders als Verleger dramatischer Werke bekannt und ihm wahrscheinlich von Petersen empfohlen war. Dieser hatte Blick genug, die Genialität des Dichters zu würdigen; er antwortete freundlich, gab hier und da Bemerkungen und war wohl vornehmlich Anlaß, daß auf einzelnen Bogen noch nachträglich Änderungen eintraten und besonders die Vorrede umgearbeitet wurde. Aber er that noch etwas viel Wichtigeres: er las die Bogen, wie er sie erhielt, „brühwarm" dem Intendanten des

Mannheimer Nationaltheaters, Freiherrn Heribert von Dalberg, vor und bahnte dadurch Schillers Bekanntschaft mit diesem Manne an.

Schon im Mai 1781 war der Druck vollendet, und das Stück ging in die Öffentlichkeit. Der Eindruck, den es machte, war ungeheuer und kann kaum mit dem Erfolg irgend eines anderen litterarischen Erzeugnisses in Deutschland verglichen werden. Der Verfasser war auf einen Schlag ein berühmter Mann geworden. Gleich die erste öffentliche Besprechung, die bekannt ist[1], sprach das Wort aus: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“ Das war in der That der Punkt, der sofort in die Augen sprang: an dramatischer Kraft, man mochte den großartigen Schwung des Ganzen oder die unvergleichliche Wirkung einzelner Szenen betrachten, ließ dies Werk unbedingt alles hinter sich, was je an Bühnenstücken in Deutschland geschrieben worden war. Der Meister des deutschen Dramas war bis dahin Lessing: bewußt und groß hatte er uns von den Fesseln jahrhundertelanger Überlieferung losgerissen, hatte uns aus der Zeit „charakterloser Minderjährigkeit“ zur Selbständigkeit geführt und eine Sicherheit der Handlungsführung, eine Schärfe und Vertiefung der Charakteristik gezeigt, wie sie bisher unbekannt war. Und nun erschien hier, es war wenige Monate nach Lessings Tode, das Werk eines jugendlichen Feuerkopfes, welches sich gewiß nicht an Durchdachtheit des Planes, noch viel weniger aber an Feinheit und Lebenswahrheit der Charakterzeichnung etwa mit „Emilia Galotti“ messen konnte, in dem aber von Anfang bis zu Ende ein dramatischer Atem wehte, der den Leser im Sturm dahinriß, die wohlberechneten Wirkungen eines Lessingschen Stückes weit überfliegend! Wohl waren im letzten Jahrzehnt die wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger erschienen, von denen sich Wirkungen und Spuren in Schillers Stück reichlich nachweisen lassen; aber welch ein Abstand! Goethes „Götz“, das einzige Werk von bleibender Bedeutung aus diesem Kreise, zeigt ja ungleich mehr Reife und läßt bei allem Sturm und Drang doch jenen wunderbaren Zauber eingeborener maßvoller Schönheit fast nirgends vermissen; aber an Straffheit und Schwung der Handlung, an Tiefe der aufwühlenden Leidenschaft oder in der riesenhaften Kühnheit des Entwurfs ist es mit Schillers feuersprühendem Werke nicht zu vergleichen. Die Stücke der Klinger, Lenz, Leisewitz, Gerstenberg darf man billigerweise gar nicht

[1] Braun, „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen“, Bd. 1, S. 1. Der Verfasser ist Christian Friedrich Timme.

in einem Atem mit Schiller nennen, so turmhoch steht er über allen, obwohl auch unter ihnen unverächtliche Talente sind.

Und doch war die dramatische, also künstlerische Wirkung des Stückes nicht die einzige, nicht einmal die durchschlagendste für den Sturm des Beifalls, der ihm zujauchzte. Es ist eine wahre Bemerkung, daß es ein Vorrecht des Genies sei, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. Schiller hatte es verstanden, den in der Zeit lebenden Geist zu treffen und mit unwiderstehlicher Gewalt zum Ausdruck zu bringen. Man sah in dem Stück nichts Geringeres als eine kühne Kriegserklärung gegen alle bestehenden Verhältnisse, und weil diese Verhältnisse in Staat und Kirche, die bürgerliche wie die gesellschaftliche Ordnung an der drückendsten Unfreiheit litten, mußte ein Held Beifall finden, der „seinen Willen nicht in die Schnürbrust des Gesetzes pressen will", weil „das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet, während die Freiheit Kolosse ausbrüte". Der Drang nach Freiheit, der Haß gegen alle Unwahrheit und Heuchelei, der so wuchtig als Grundzug heraustritt, fand Widerhall in tausend Gemütern. Wo waren je die „Niederträchtigen" so gegeißelt worden, die „den Schuhputzer belecken, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und den armen Schelmen hudeln, den sie nicht fürchten?" Wo war z. B. die pfäffische Heuchelei so niedergeschmettert worden wie in Karls Worten in der Szene im Walde (II, 3): „Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg! — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knieen, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesem erbärmlichen Gaukelspiel demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde gegen den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat." Und der Held, der so sprach, lebte nicht vor Jahrhunderten zur Zeit des Bauernkriegs, die Schandthaten, die ihn empörten und die er rächte, spielten nicht in einem kleinen italienischen Fürstentum, er war kein „Guelfo" oder „Guido" wie bei Klinger und Leisewitz, sondern er stand mitten in dem Deutschland der Gegenwart, und bei aller ausschweifenden Phantasie des Dichters waren es deutsche Verhältnisse, die dem Leser entgegentraten.

Nun wollte der Freiherr von Dalberg das Stück auf der Mannheimer Bühne zur Aufführung bringen. Er hatte sich schon im Sommer 1781 mit einem sehr wohlwollenden Brief an Schiller gewendet und ihn aufgefordert, die „Räuber" durch mancherlei Umarbeitung bühnengerecht zu machen. Der junge Dichter ging auf die meisten Wünsche Dalbergs ein, und am 6. Oktober konnte er ihm endlich „den verlorenen Sohn (so war der erste Titel des Stückes gewesen) oder die umgeschmolzenen Räuber" übersenden. Nun nahmen die Proben rasch ihren Anfang und Fortgang, und am 13. Januar 1782 wurde das Stück zum ersten Male gespielt. Die Rollen waren zum größten Teil in guten Händen, namentlich übertraf der dem Dichter gleichalterige Iffland als Franz Moor selbst Schillers hochgespannte Erwartung. Schiller war heimlich, ohne Urlaub, von Stuttgart nach Mannheim gereist. Das Theater war zum Erdrücken voll; der Länge des Stückes wegen wurde schon um 5 Uhr begonnen. So war der jugendliche Dichter an diesem entscheidungsvollen Abend selbst Zeuge des Beifallssturmes, der am Schlusse losbrach, und konnte sich in dem Jauchzen der Zuhörer der mächtigen Wirkung seines Talents bewußt werden. „Beobachtet habe ich sehr vieles", schreibt er nach seiner Rückkehr am 17. an Dalberg, „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Teutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Fast gleichzeitig mit der Aufführung der Räuber trat Schiller auch mit einer ganzen Reihe lyrischer Dichtungen vor die Öffentlichkeit. Um die Mitte des Jahres 1781 hatte Fr. Stäudlin eine „Schwäbische Blumenlese" herausgegeben und sich gewissermaßen zum Führer der landsmännischen Dichter aufgeworfen. Dem in dieser „Blumenlese" herrschenden etwas schwächlichen Geiste wollte Schiller entgegentreten, er wollte ihn „zermalmen", indem er mit seinen Freunden zusammen, doch ohne Nennung der Namen und wie die „Räuber" auf eigene Kosten, eine „Anthologie auf das Jahr 1782" herausgab, eine Sammlung von über achtzig Gedichten, zum größten Teil von ihm selbst. Auch diese Gedichte sind zum Teil gewaltige Zeugen seiner mächtig schaffenden Dichterkraft, doch tritt in ihnen das Unreife, das noch starke Ringen nach Gestaltung weit mehr hervor als in den „Räubern", und sie können sich in ihrer Gesamtheit weder an Bedeutung noch an Wirkung auf das Publikum mit dem dramatischen Erstlingswerk des Dichters messen. — Schiller hatte unmittelbar nach seinem

Austritt aus der Akademie eine Wohnung bei einer Frau Luise Vischer, der Witwe eines Hauptmanns, bezogen. Diese, damals im dreißigsten Jahre, ist nach sicheren Zeugnissen die „Laura“, welche er in einer Anzahl der Anthologiegedichte feiert. Genaueres ist über das Verhältnis nicht bekannt. Sie soll nicht schön und nicht eben geistreich gewesen sein, aber ihre Gutmütigkeit wird gerühmt. Daß sie noch 1785 von einem viel jüngeren Manne „entführt“ wurde, spricht jedenfalls für eine gewisse Anziehungskraft der Persönlichkeit. Ohne Zweifel hat Schillers Phantasie das meiste zu ihrem dichterischen Bilde hinzugethan. Man muß auch bedenken, daß ihm weiblicher Umgang bis dahin fast ganz fremd gewesen war, denn die Thore der Militärakademie öffneten sich, wie er selbst später sagte, „Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein“.

Der großartige Erfolg der „Räuber“ hatte Schiller seinen Beruf zum dramatischen Dichter gewiß gemacht, und schon hatte er einen neuen Stoff in der Geschichte der Verschwörung des Fiesko zu Genua gefunden, mit dessen Gestaltung und Ausarbeitung er eifrig beschäftigt war. Aber in seinem äußeren Leben trat jetzt eine gewaltsame Änderung ein. Unmöglich konnten Dichtungen wie die seinigen den Beifall eines Fürsten finden, dessen ganze Weltanschauung wie die Karl Eugens auf der vollkommensten Überschätzung seiner Würde beruhte. Dennoch zeigte er anfangs keine Verletzung, bis ihn ein äußerer Umstand gegen den Dichter reizte, welcher, wie es scheint, bereits vor seinem Austritt aus der Akademie die frühere entschiedene Gunst des Herzogs durch irgend etwas verscherzt haben muß. Schiller machte Ende Mai, zum zweiten Male ohne Urlaub, die Reise nach Mannheim, um einer Wiederholung der „Räuber“ beizuwohnen; mit ihm fuhren zwei ihm befreundete Stuttgarter Frauen, Henriette von Wolzogen, die Mutter seines Freundes Wilhelm von Wolzogen, mit deren Familie sein späteres Leben so vielfach sich berühren sollte, und seine Hausgenossin, die oben erwähnte Frau „Vischerin“. Abermals empfand er die gehobene Stimmung, in die ihn die Aufführung und das auszeichnende Entgegenkommen der Schauspieler und Dalbergs selbst versetzte. Aber als er zurückkehrte, war die eigenmächtige Entfernung bemerkt worden; er wurde mit einem Arrest von zwei Wochen bestraft, und der Verkehr mit dem „Auslande“ wurde ihm untersagt. In diesem Arrest, so berichtet seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, stieg in seinem verbitterten Herzen der Plan zu einem Stücke auf, in dem er mit den Zuständen in

Württemberg und mit dem Herzog selbst ins Gericht gehen wollte, es war der Plan von „Kabale und Liebe“. Der Unwille des Herzogs wurde noch durch einen Zufall gesteigert: eine Stelle in den „Räubern“, die Graubünden in der Schweiz als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet, hatte dort großen Unwillen, ja eine Zurückweisung des „Komödienschreibers“ in einem öffentlichen Blatte veranlaßt. Der Herzog, dem dies zugetragen wurde, war überaus ungehalten; er ließ Schiller zu sich kommen, schalt ihn aufs derbste aus und soll (nach Petersens Bericht) mit den Worten geschlossen haben: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr.“ Vergeblich wandte sich der Dichter noch brieflich an den Herzog und bat um Aufhebung des Verbots. Die Annahme des Briefes wurde verweigert, jedes weitere Bittschreiben untersagt. Schiller war nun ausgesprochenermaßen in Ungnade, und von der Ungnade dieses Fürsten ließ sich, wenn man auch nur an das Schicksal des unglücklichen Schubart dachte, das Schlimmste befürchten.

Zweiter Abschnitt: Wanderjahre 1782—87.

1. Heimatlos.

So reifte in Schiller der Gedanke an eine Flucht aus Stuttgart, um sich für immer dem Machtbereich des Herzogs zu entziehen. Nur den „Fiesko“ wollte er noch im wesentlichen vollenden, damit er in Mannheim gleich mit einem neuen Zeugnis seines dramatischen Talents auftreten könne. Auch ein Gefährte für die Flucht fand sich; es war ein junger Musikus, Andreas Streicher, zwei Jahre jünger als Schiller, der sich ihm aufs herzlichste angeschlossen hatte, und der ihm in der nun folgenden schwersten Zeit seines Lebens ein Freund von rührender Treue und Anhänglichkeit gewesen ist. Er ist später nach Wien gegangen und dort als Besitzer eines Pianofortegeschäfts 1833 gestorben. Seine Erlebnisse mit Schiller hat er in einem besondern Büchlein[1] beschrieben, an welchem er bis an seinen Tod mit liebevoller Sorgfalt gearbeitet und gefeilt hat. Er hatte Schiller 1780 bei einer lateinischen Disputation in der Akademie zuerst gesehen, und die Persönlichkeit hatte, ohne daß er den Namen kannte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er dann später einen Freund ersuchte, ihn mit

[1] Vgl. S. 8, Anm. 1.

dem Verfasser der „Räuber“ bekannt zu machen, hatte er die Überraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling wiederzuerkennen. Er hatte sich unter dem Dichter der „Räuber“ einen „heftigen jungen Mann“ gedacht, der „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse“, und wurde nun durch das „seelenvollste und anspruchsloseste Gesicht“ sowie durch die „einnehmendste Bescheidenheit“ erfreut. Und wie tritt trotzdem in dem schlichten Berichte die Überlegenheit des Genius hervor, wenn Streicher Schillers „Ansichten über alles“ als „ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich“ bezeichnet und hinzufügt: „Man mußte seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde.“

Diese treue Seele wollte auch auf der Flucht Schillers Begleiter sein. Wohl war es ein folgenschwerer Entschluß, aufs ungewisse in die Welt hinauszugehen; drückend und ängstigend konnte der Blick in die Zukunft für den heimatlosen Flüchtling sein. Aber er fühlte, daß ihn die heimischen Verhältnisse beengten, daß sich sein Talent nur auf freierem Boden entwickeln könne, und beseelt von dem felsenfesten Vertrauen auf seine Zukunft, das der Mut der Jugend und das Gefühl unerschöpflicher Geisteskraft ihm eingab, wagte er den Schritt, der sein ganzes folgendes Leben bestimmte. Schwer wurde ihm die Trennung vom Elternhaus. Die Familie wohnte schon seit 1775 nicht mehr in Ludwigsburg; der Vater war aus dem Militärverbande ausgetreten, und da er sich seit langem eifrig mit der Baumzucht abgegeben hatte, war er zum „Vorgesetzten bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitüde“ ernannt worden, so daß Schiller bei der geringen Entfernung Eltern und Geschwister häufiger sah. Der Mutter und Schwester entdeckte er sein Vorhaben, der Vater aber durfte nichts von dem Fluchtplan wissen, damit er im Notfalle als Offizier auf Ehrenwort versichern könne, daß er vom Aufenthalt des Sohnes nichts wisse. Als alles vorbereitet war, setzten die beiden Freunde den Abend des 22. September 1782 fest, da die Festlichkeiten, welche gerade zu Ehren eines fürstlichen Gastes stattfanden, das Unternehmen zu begünstigen schienen. Nachts um 10 Uhr bestiegen sie vor Streichers Wohnung den Wagen. Als sie zum Eßlinger Thor hinausfuhren, gaben sie auf die Frage der Wache ihre Namen als „Dr. Ritter“ und „Dr. Wolf“ an, gelangten glücklich hinaus und waren am 24. September in Mannheim.

Hier erwarteten Schiller manche Enttäuschungen. Sein kühner Schritt erregte vielfach Bedenken und Erstaunen. Der Theaterregisseur Meier, bei dem er zunächst abgestiegen war, riet ihm dringend, was Schiller allerdings auch selbst vorhatte, in einem Brief an den Herzog noch einen Versuch der Versöhnung zu machen. Er that dies noch desselbigen Tages. Er bat um Aufhebung des Verbots der Schriftstellerei, entschuldigte seine Flucht damit, daß der Herzog ihm mit Androhung des Arrests verboten habe, ihm seine Lage in Stuttgart schriftlich vorstellen zu dürfen. Auf das Schreiben könne er nicht verzichten: „Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgehalt, den ich von Höchstdero hoher Gnade empfing, jährlich mit 500 Gulden zu verstärken, welcher ansehnliche Zuschuß für meine Gelehrtenbedürfnisse notwendig war.... Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten, dem Fürsten, der sie erweckte und bildete, und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich mir Ehre erwerben und die Mühe meines gnädigsten Erziehers in etwas belohnen könnte. Da ich mich bisher als den ersten und einzigen Zögling Eurer Herzoglichen Durchlaucht kannte, der die Achtung der großen Welt sich erworben hat, so habe ich mich niemals gefürchtet, meine Gaben für diesen Endzweck zu üben, und habe allen Stolz und alle Kraft darauf gerichtet, mich hervorzuthun und dasjenige Werk zu werden, das seinen fürstlichen Meister lobte." Da indes der Herzog durch den Intendanten Seeger nur unbestimmt antworten ließ, er sei in gnädiger Stimmung, und der Flüchtling solle nur zurückkommen, so war dieser Versuch als endgiltig gescheitert anzusehen.

Nun setzte Schiller seine ganze Hoffnung auf den „Fiesko". Dalberg selbst war nicht anwesend, er war zu den Hoffestlichkeiten nach Stuttgart gereist. Aber einer größeren Versammlung von Schauspielern, darunter Meier, Iffland und Beil, sollte der Dichter das neue Stück vorlesen, und er freute sich schon im voraus auf den Eindruck. Aber wie sah er sich enttäuscht: die ersten Akte wurden ohne ein Zeichen des Beifalls angehört, alles stand auf und zerstreute sich, niemand sprach von dem Stück, ein Schauspieler schlug vor, ein Bolzenschießen zu veranstalten, und plötzlich hatte sich die ganze Gesellschaft verlaufen. Meier zog Streicher beiseite und fragte ihn, ob denn Schiller wirklich die „Räuber" gedichtet habe, denn unmöglich könne der Verfasser jenes Stückes etwas so Elendes wie diesen „Fiesko" gedichtet haben. Nach einigen peinlichen Abendstunden ging Schiller mit dem Freunde höchst

verstimmt nach Hause. Aber zum Glück hatte Meier wenigstens gebeten, ihm das Manuskript über Nacht dazulassen, da er doch den Schluß des Stückes gern kennen lernen wolle, und als Streicher am andern Morgen zu ihm kam, eilte er ihm mit den Worten entgegen: „Sie haben recht! ‚Fiesko‘ ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die ‚Räuber‘. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für ein elendes Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: ‚er macht die Thür zu‘, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“ Froh überbrachte Streicher dem Freunde die Freudenbotschaft, hatte aber freilich die gutherzige Schwachheit, ihm den Grund, seinen abscheulichen Vortrag, zu verschweigen, „um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen“.

Für die nächste Zeit hielt es Schiller, zumal Dalberg noch nicht zurück war, für das Geratenste, sich den etwaigen Nachforschungen des Herzogs Karl Eugen durch eine etwas weitere Entfernung zu entziehen. Er reiste deshalb mit dem getreuen Streicher nach Frankfurt, und zwar ganz zu Fuß, um die sehr schwache Barschaft zu schonen; denn Schiller hatte 23, Streicher 28 Gulden in der Tasche gehabt, als sie Stuttgart verließen. Von Frankfurt aus schrieb er an Dalberg und bat ihn für seinen „Fiesko“ um einen Vorschuß von 300 Gulden, wovon er 200 zur Tilgung seiner Stuttgarter Schulden zu verwenden gedachte. Aber bereits am 3. Oktober erhielt er die Antwort, daß Dalberg keinen Vorschuß zahlen könne, weil der „Fiesko“ in der vorliegenden Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; erst müsse eine Umarbeitung geschehen sein, ehe er sich weiter erklären könne. Um diesem Verlangen nachzukommen, nahm Schiller in Oggersheim, eine kleine Stunde von Mannheim, Wohnung, wo er der Vorsicht wegen seinen bisherigen Namen „Dr. Ritter“ in „Dr. Schmidt“ verwandelte. Meier, der ihm bei dieser Umsiedelung behilflich war, versicherte bestimmt, der „Fiesko“ würde unbedingt angenommen werden, sobald er um mehrere Szenen gekürzt und der fünfte Akt ganz beendigt sei. So ging Schiller an die Arbeit. Aber sie förderte nicht so, wie er wollte, vornehmlich weil sich ihm zwischen diesem unerfreulichen, begeisterungslosen Geschäft des Änderns nach fremden Wünschen fort und fort die Gestalten seines

neuen Trauerspiels „Luise Millerin“ aufdrängten, über das er schon auf den Wanderungen der Frankfurter Reise nach Streichers Bericht viel nachgedacht und gebrütet hatte. Der treue Freund unterstützte ihn auch jetzt mit seinen Mitteln, die kaum für ihn selbst reichten, denn jene paar Gulden waren natürlich verzehrt: zweimal ließ er sich von seiner Mutter aus Stuttgart Geld schicken, das eigentlich für seine eigne Reise nach Hamburg bestimmt war, wo er sich für seine Kunst ausbilden sollte: er wollte sich von Schiller nicht trennen und sein Letztes mit ihm teilen, bis sich dessen Schicksal gebessert habe.

Anfang November war die Umarbeitung des „Fiesko“ fertig, und in freudiger Zuversicht reichte Schiller das Stück nunmehr an Meier ein. Lange wartete er vergeblich; endlich kam Dalbergs Bescheid, „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne“. Nicht einmal ein Ersatz für die Zeit, die er Dalbergs Wunsch gemäß auf die Umarbeitung verwendet hatte; Ifflands Vorschlag einer Vergütung von acht Louisdor war zurückgewiesen worden. Dalbergs Benehmen war nicht edel. Er hatte sich im vergangenen Jahre zuerst dem Dichter genähert und ihn ermuntert. Dieser hatte seine Flucht hauptsächlich im Hinblick auf ihn gewagt und fand sich nun verlassen. Der Intendant wollte offenbar mit dem „Flüchtling“, der in der Ungnade seines Herzogs stand, nichts mehr zu thun haben und fürchtete ängstlich, Karl Eugen zu beleidigen, vielleicht auch bei seinem eignen Kurfürsten anzustoßen.

Man kann sich denken, wie diese gescheiterte Hoffnung den unglücklichen, bedrängten Dichter traf. Aber er war zu stolz, um zu klagen. „Er übte“, sagt Streicher, „was wenige Dichter thun, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz Karl Moors: Die Qual erlahme an meinem Stolze.“ — Er that nun das Einzige, was er konnte, er gab seinen „Fiesko“ in Druck und erhielt vom Buchhändler Schwan für den Bogen einen Louisdor, was ihm, da das Stück 11½ Bogen füllte, wenig über hundert Gulden einbrachte.

In und um Mannheim konnte Schiller jetzt nicht mehr bleiben. Das heimatlose Umherziehen rieb ihn auf. Er nahm deshalb ein Anerbieten an, welches ihm seine vortreffliche mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, schon in Stuttgart gemacht hatte, indem sie ihm für einige

Zeit eine sorgenlose Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen anbot. Dieser edlen Frau, von der Vater Schiller sagte, daß ihr Handeln „aus lauter Gutheit" fließe, ist es zu verdanken, daß der von den trüben Erfahrungen der letzten Jahre schwer bedrängte Dichter wieder neuen Lebensmut fassen konnte. Das Honorar für den „Fiesko" reichte eben hin, die nötigsten Schulden in Oggersheim und Mannheim zu tilgen und sich einige notwendige Gegenstände anzuschaffen; zu einem Überzieher für die bevorstehende lange Winterreise reichte es schon nicht mehr. Auch dem treuen Streicher konnte Schiller seine Aufopferung nicht ersetzen; dieser blieb in Mannheim, um sich durch Klavierunterricht zu ernähren. Am 30. November 1782 holten Meier, Iffland und andre die beiden Freunde von Oggersheim ab, und nach einem freundschaftlichen Zusammensein in Worms, wo Schiller die Post bestieg, trennten sie sich. „Meier und die andern", berichtet Streicher, „schieden sehr unbefangen und redselig. Allein was konnten Schiller und sein Freund[1] sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können." Und wie blickt man in das Herz dieses goldtreuen Menschen, wenn er fortfährt: „Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen."

Am 7. Dezember 1782 kam Schiller in Bauerbach an; unterwegs hatte er in Meiningen die Bekanntschaft des herzoglichen Bibliothekars Hofrat Reinwald gemacht, der später sein Schwager wurde. An ihn hatte ihn Frau von Wolzogen gewiesen, um ihm für etwaige litterarische Bedürfnisse eine Anknüpfung zu verschaffen. Gleich den folgenden Tag schreibt er an Streicher: „Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören." In der That verlebte Schiller hier in der abgeschiedenen Stille des Landgutes sorgenlose Monate, indem er sich ganz in seine künstlerischen Arbeiten, namentlich in die Ausarbeitung der „Luise Millerin",

[1] Streicher spricht von sich stets in der dritten Person und versteckt sogar seinen Namen bescheiden unter dem Anfangsbuchstaben S.

versenkte. Er war die größte Zeit hindurch allein. Die Besitzerin, die abwechselnd in Stuttgart und in Bauerbach lebte, kam zu Neujahr 1783 vorübergehend auf das Gut, begleitet von ihrer hübschen Tochter Charlotte, die Schiller schon in Stuttgart kennen gelernt hatte. Sie war damals 17 Jahre alt, und der empfängliche Dichter wurde von dem Zauber ihrer jugendlichen Anmut lebhaft ergriffen. „So viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden", schreibt er von ihr. Aber seine Neigung blieb ohne Erwiderung; Lotte trat ihm mit unbefangener Freundlichkeit, aber ohne Liebe entgegen; sie hat später einen Herrn von Lilienstern geheiratet. Ende Januar verließ sie mit der Mutter Bauerbach wieder, und Schiller gab sich aufs neue seinen dichterischen Arbeiten hin, wobei Reinwald in Meiningen fast seinen einzigen Verkehr bildete, schriftlich und persönlich. Schiller schloß sich herzlich an ihn an; der ältere und reifere Mann (geb. 1737), oft etwas nüchtern und steif, wirkte mäßigend auf ihn ein und konnte sich dabei auch seinerseits dem Eindruck der stürmischen und genialen Persönlichkeit des Dichters nicht entziehen. „Heute schloß Schiller mir sein Herz auf", schrieb er in sein Tagebuch, „und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen." Er fügt hinzu: „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen." — Schiller war damals außer mit der „Luise Millerin", die bald vollendet war, abermals mit einem neuen Plan beschäftigt, mit der Geschichte des spanischen Prinzen Don Karlos, auf die ihn schon früher Dalberg aufmerksam gemacht hatte. Reinwald verschaffte ihm die historische Novelle von St. Réal, die seine Hauptquelle wurde, und in den Frühjahrswochen von 1783 fingen die Gestalten dieses neuen Stoffes an, in ihm rege zu werden. So verlebte er die Zeit bis zum Juli 1783.

2. Theaterdichter.

Ganz unerwartet hatte Dalberg wieder mit Schiller angeknüpft. Durch die Mannheimer Freunde, denen Schiller seine „Luise Millerin" mitgeteilt hatte, war er wohl auf dies vielverheißende Trauerspiel aufmerksam geworden und wollte es sich nicht entgehen lassen. Zudem waren seine frühern Bedenklichkeiten geschwunden. Die Verfolgungen von seiten des Württemberger Herzogs, die er vor einigen Monaten für möglich hielt, waren jedenfalls nicht eingetreten und nicht mehr zu

fürchten. Die Flucht des Regimentsmedikus war in Stuttgart vergessen. Dagegen war der Ruhm des dramatischen Dichters noch gestiegen. So hatte sich der Intendant denn schon im März 1783 dem früher so schnöde behandelten Dichter wieder genähert. Dieser hatte anfangs zurückhaltend geantwortet, doch konnte er, da Dalberg seine Anerbietungen fortsetzte, der „süßtönenden Stimme" (wie Streicher sagt) nicht widerstehen, um so weniger, als in der That die Vorteile auch für seine Kunst nicht zu verkennen waren, die sich aus einer nahen Verbindung mit einer der ersten Bühnen Deutschlands und ihrem hochangesehenen Leiter ergaben. So entschloß er sich also und ging im Juli 1783 nach Mannheim zurück. Dalberg war zwar anfangs abwesend, doch kam bald nach seiner Zurückkunft wirklich ein ausdrücklicher Vertrag zu stande, wonach Schiller vom 1. September an als Theaterdichter angestellt wurde und sich verpflichtete, bis zum Ablauf eines Jahres drei Stücke zu liefern, nämlich „Fiesko", „Kabale und Liebe" (wie die „Luise Millerin" auf Ifflands Vorschlag umgetauft worden war) und ein drittes, das noch gedichtet werden mußte. Für diese Leistung sollte er ein Jahrgehalt von 300 Gulden erhalten sowie von jedem der drei Stücke die Einnahme eines Theaterabends, den er selbst bestimmen konnte; doch wurde die Summe später in 500 Gulden umgeändert, aber unter Wegfall der Theaterabende.

Jetzt also galt es zunächst, den „Fiesko", der immer noch nicht genügte, und „Kabale und Liebe" in eine Dalbergs Wünschen entsprechende theatermäßige Gestalt zu bringen. Aber kaum hatte sich Schiller ernstlich an diese keineswegs leichte Arbeit gemacht, als ihn eine schwere und entkräftende Krankheit befiel, eine Art von Influenza, jedenfalls eine Folge der ungesunden Ausdünstungen des mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgrabens und der geringen Widerstandskraft, die sein durch geistige Anstrengung über Gebühr angegriffener Körper diesen Einwirkungen entgegensetzen konnte. Das schlimmste war, daß er, um dem Fieber zu wehren, seinen Körper durch übermäßigen Gebrauch von Chinin zerrüttete, welches er seinem eignen Ausdruck zufolge „wie Brot" aß. Er zwang sich, den ermatteten Kräften zum Trotz, zur Arbeit, aber er schreibt auch an Frau von Wolzogen, er fürchte, daß ihm dieser Winter vielleicht auf zeitlebens einen Stoß gegeben habe. Die Zukunft hat dieses traurige Wort nur allzusehr bestätigt. In so qualvoller Lage wurde „Fiesko", „Kabale und Liebe" und auch der erste Akt des „Don Karlos" bearbeitet. Streicher, der

dies alles mit ansah, versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser Stücke darstellen zu sehen, die Wehmut habe ihn stets überwältigt.

Endlich gelang die Arbeit doch, und am 11. Januar 1784 wurde „Fiesko“ zum erstenmal gespielt. Der Eindruck, den dieses Stück gemacht hatte, als es fast ein Jahr vorher an die Öffentlichkeit trat, hatte sich freilich mit dem der „Räuber“ nicht messen können. Dazu lag der Gegenstand dem großen Publikum zu fern. Trotzdem ist das Drama von großer Bedeutung für Schillers Entwickelung, schon weil es sein erster Versuch auf dem Gebiet ist, auf welchem er seine größten und reifsten Werke schuf und die höchste Meisterschaft erreichte, auf dem Gebiete der historischen Tragödie. Und in der That zeigt er gleich hier ein außerordentliches Geschick und eine geniale Kraft in der Bewältigung und Gestaltung eines solchen Stoffes. Die Aufgabe ist, aus der reichen, oft fast unendlichen Fülle der geschichtlichen Begebenheiten diejenigen herauszugreifen und, wenn es nötig ist, zu verbinden und zu ergänzen, die sich zur dramatischen Einheit übersichtlich und wahrscheinlich zusammenfügen. Dies hat Schiller in vorzüglicher Weise verstanden und sich doch nirgends zu weit von der geschichtlichen Überlieferung entfernt. Ebenso zeigt er einen überaus sichern Blick für das, was man die historische Farbe einer künstlerischen Darstellung nennt: das Genua des 16. Jahrhunderts wird uns aufs glaubhafteste vergegenwärtigt, ohne daß wir durch aufdringliche oder allzu fremdartige Züge an die Absicht des Dichters erinnert würden. Man kann darin schon den Meister ahnen, der sich im „Don Karlos“, im „Wallenstein“, im „Tell“ so glänzend bewährt hat.

Bei der Aufführung in Mannheim blieb der Erfolg des „Fiesko“, obwohl viele Stellen mit Begeisterung aufgenommen wurden, doch im ganzen hinter der Erwartung des Dichters zurück. Er selbst gibt in einem Brief an Reinwald[1] als Grund an, daß „republikanische Freiheit hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung“ sei: „in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut“. Er fügt hinzu, in Berlin sei das Stück innerhalb dreier Wochen vierzehnmal gefordert und gespielt worden. Aber ein Hauptgrund der verhältnismäßig geringen Wirkung war ohne Zweifel die von Dalberg erzwungene „theatermäßige“ Bearbeitung. Denn das Stück hatte einen Schluß erhalten, der dem ganzen Verlauf

[1] Jonas, Schillers Briefe, I, S. 185.

der Handlung und vor allem der folgerichtigen Charakterzeichnung des Haupthelden durchaus zuwiderlief.

Einige Monate nach dem „Fiesko“, am 15. April 1784, ging auch „Kabale und Liebe“ über die Bühne. Dieses Stück schlug in noch höherem Grade als selbst die „Räuber“ unmittelbar in die Gegenwart hinein, in noch entschiedenerer Weise richtete es die Kraft seines wuchtigen Angriffs auf die bestehende bürgerliche Ordnung: die konkreten Verhältnisse, die allen Zuschauern bekannt waren, traten in lebendigster Wirklichkeit vor Augen: ein Fürst, der seine Unterthanen verkauft, um seiner Mätresse einen Brillantschmuck zu schenken, ein Minister, der seinen Amtsvorgänger umgarnt und ermordet hat; zu diesen Gestalten ebenso wie zu dem geckenhaften Schurken von Hofmarschall und dem kriechend niederträchtigen Sekretär Wurm waren Musterbilder nicht fern zu suchen.[1] Zudem war der Gang des Stückes so einfach und allgemein verständlich, bedurfte so gar keiner gelehrten Kenntnisse, daß jeder aus dem Volke ihm folgen und seinen Sinn verstehen konnte. In der That ist die Führung der Handlung von einer Einheitlichkeit, Geschlossenheit und unaufhaltsamen Raschheit, wie in keinem anderen Stücke unseres Dichters: von Anfang an sehen wir das Verderben über dem liebenden Paar schweben, in rascher Steigerung folgen sich die Stufen der Handlung, bis die Katastrophe hereinbricht, die in ihrer Furchtbarkeit auch die Bösewichter mit ins Verderben zieht. Die Mängel, an denen es auch hier nicht fehlt, können den Eindruck dieser überwiegenden Vorzüge nicht beeinträchtigen.

Daher war denn der Erfolg der Aufführung ein über Erwarten durchschlagender. Schiller wohnte in einer Loge mit Freund Streicher der Vorstellung bei. Letzterer berichtet: „Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein ‚es geht gut‘ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich, der Schluß desselben mit so

[1] S. die Einleitung zu „Kabale und Liebe“, Band 2.

vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallklatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.“

So stehen die drei Jugenddramen Schillers als ein höchst merkwürdiges, ja erstaunliches Denkmal der geistigen und dichterischen Kraft ihres Urhebers da. Wie langsam rang sich Lessings dramatische Kunst aus seinen Jugendwerken durch „Miß Sara Sampson“ zu der Höhe und Gewalt der Tragik empor, die wir in der „Emilia“ bewundern. Hier dagegen tritt uns der geborene Dramatiker von Anfang an entgegen; das zeigt jedes der drei Stücke fast in jeder Szene, wenn auch die „Räuber“ durch die riesenhafte Kühnheit ihres Entwurfs, zumal als Erstlingswerk, immer den Vorrang in der Phantasie des Lesers behaupten werden. An kleinern und größern Bedenken, an Schwächen in der ursachlichen Verknüpfung der Begebenheiten, an mancherlei Übertriebenheiten und Unwahrscheinlichkeiten in der Charakterzeichnung, an Verstiegenheit und häßlicher Roheit in Darstellung und Sprache fehlt es keinem von ihnen; dagegen die einheitliche Abrundung des Ganzen, der rasche, hinreißende, atemversetzende Schritt der dramatischen Handlung und die unwiderstehliche Gewalt der tragischen Wirkung sind in allen dreien bewunderungswert: die Mängel sind die natürlichen Begleiter jugendlicher Unerfahrenheit und Unreife; dagegen mit unfehlbar sicherem Wurfe trifft der Dichter alles das, „was das Genie“, wie Lessing sagt, „ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert“.

Trotz solcher bedeutenden Erfolge wurde Schiller der Aufenthalt in Mannheim bald unerträglich. Eine kleine äußere Anerkennung erhielt er zwar im Januar 1784 durch seine Aufnahme in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft, in der er im Juli 1784 den Aufsatz vorlas: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, der später in den Werken unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt“ Aufnahme fand. Aber seine Stellung zum Theater wurde ihm verleidet. Der „Don Karlos“ rückte nur langsam vor, so daß die Aussicht

immer mehr schwand, das bedungene dritte Stück rechtzeitig zu vollenden. Dalberg war infolgedessen wenig geneigt, den Vertrag zu erneuern, und Schiller war über das ganze Verhältnis mißgestimmt. Seine äußere Lage war drückend, seine Einnahmen reichten nicht hin, die notwendigen Bedürfnisse zu decken, er war genötigt, Schulden zu machen. Wenn man bedenkt, daß dies die Lage des Verfassers von drei ausgezeichneten Bühnenstücken war, die in ganz Deutschland gespielt und bewundert wurden, so hat man einen Maßstab für die damalige Zeit. Der Buchhändler Schwan hatte Schiller für „Fiesko“ 11½ Louisdor, für „Kabale und Liebe“ 10 Karolin[1] gezahlt, und bei neuen Auflagen, die bald erfolgten, erhielt er nichts weiter. Im Sommer 1784 dachte er daran, eine „Mannheimer Dramaturgie“ herauszugeben, und als auch dieser Vorsatz scheiterte, weil Dalberg durchaus kein Opfer aus der Theaterkasse bringen wollte, faßte er den Plan zu einer Monatsschrift, die sich ebenfalls an das Theater anlehnen sollte: es war die „Rheinische Thalia“. Aus der Ankündigung dieser Zeitschrift spricht deutlich das Gefühl, daß ihn kein Band mehr mit Mannheim verknüpft, wenn er alle seine frühern Verbindungen für aufgelöst erklärt: „das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen“ ꝛc. Hier veröffentlichte er in den nächsten Jahren die meisten seiner Dichtungen. In der Kritik beurteilte er die Schauspieler mit Offenheit und schonte ihre Empfindlichkeit nicht, wodurch sich sein Verhältnis zu ihnen immer weniger erfreulich gestaltete. „Mad. Rennschüb“, schreibt er einmal, „würde eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte.“ — „Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus (Miller), soviel er wenigstens davon auswendig wußte.“ In einem Briefe an Dalberg vom 19. Januar 1785 klagt er bitter darüber, daß „Kabale und Liebe“ durch das nachlässige Einstudieren „ganz in Lumpen zerrissen worden“ sei, daß er „statt seines Textes nicht selten Unsinn habe anhören müssen“. — „Mir selbst“, fügt er stolz hinzu, „kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat als meine Stücke durch das Theater. — Ich glaube und hoffe, daß ein

[1] Ein Karolin = 19 Mark.

Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die ‚Räuber' sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen."

Was ihn in Mannheim außer diesen höchst unerquicklichen Verhältnissen in große Unruhe und Bedrängnis des Herzens versetzte, war sein Verhältnis zu Frau Charlotte von Kalb. Sie war die Gattin des Majors Heinrich von Kalb und hielt sich vom Sommer 1784 an längere Zeit in Mannheim auf, teils mit ihrem Gatten, teils ohne ihn, der in Landau in Garnison lag. Es bildete sich zwischen ihr und Schiller ein vertraut freundschaftliches Verhältnis, da sie an allem Geistigen und Litterarischen lebhaften und geistvollen Anteil nahm und er ihr Urteil hochschätzte. Als er ihr den Anfang des „Don Karlos" vorlas, machte er denselben Fehler im Vortrag wie damals beim „Fiesko", und genau mit demselben Erfolg. Sie schwieg und wich schonend einem bestimmten Urteil aus; als er aber wiederholt um ihre aufrichtige Meinung über den Wert dieser Arbeit bat, brach sie launig in lautes Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben." — „Nein! das ist zu arg!" erwiderte dieser, warf seine Schrift voll Ärger auf den Tisch, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Sie griff sofort nach dem Heft und hatte kaum die erste Seite heruntergelesen, als sie ihres Irrtums gewahr wurde und den Dichter mit den freundlichsten Worten wieder zu sich bitten ließ, da sie noch gar nichts Schöneres als dies von ihm gelesen habe.

Aber allmählich entwickelte sich aus diesem Verkehr ein leidenschaftliches Verhältnis, da Charlotte, die in ihrer Ehe kein Glück fand, eine schwärmerische Neigung für den Dichter faßte und auch er der liebenswürdigen, geistig bedeutenden Frau gegenüber sein Herz nicht wahren konnte. Welche Qualen er durchzukämpfen hatte, zeigen vor allem die beiden von tiefster leidenschaftlicher Erregung eingegebenen Dichtungen „Freigeisterei der Leidenschaft"[1] und die „Resignation". Sie zeigen den schweren Kampf, aber auch den schweren Sieg über die Leidenschaft, sie zeigen, daß er Charlotte „blutend aus dem wunden Herzen" riß. So bemächtigte sich seiner eine tiefe Sehnsucht nach Änderung seiner Lage, die sich gegen Ende 1784 immer mehr steigerte. Er fühlte sich äußerlich und innerlich in Mannheim unglücklich.

In dieser Stimmung erwachte in ihm die Erinnerung an ein freundliches Zeichen herzlicher Zuneigung, das er vor mehreren Mo-

[1] Später sehr verkürzt und abgeschwächt unter der Überschrift „Der Kampf" in die „Gedichte" aufgenommen (s. S. 56; die „Resignation", S. 57).

naten erhalten hatte. Es war im Juni 1784, als ihm ganz unerwartet aus Leipzig eine Zusendung zukam. Der Urheber derselben war Christian Gottfried Körner, Konsistorialrat in Dresden, welcher mit seiner Braut Minna Stock, Tochter des aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" bekannten Leipziger Kupferstechers Stock, sowie deren Schwester Dora und dem jungen Schriftsteller Ferdinand Huber einen kleinen Kreis inniger Verehrer Schillers bildete. Sie hatten sich vereinigt, dem Dichter ihren Dank und ihre Huldigung darzubringen. Minna stickte eine Brieftasche, Dora zeichnete sich und die drei andern, Körner setzte das Lied „Amalia" aus den „Räubern" in Musik und begleitete die Sendung mit einem Brief voll inniger Wärme und Verehrung. Ihre Namen hatten sie nicht genannt, doch brachte Schiller sie bald in Erfahrung. Man kann sich denken, wie diese Huldigung auf ihn wirkte. Er schreibt an Frau von Wolzogen am 7. Juni 1784: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Trotzdem gingen volle sechs Monate hin, ehe er antwortete. Stets hatte er, unter den Sorgen und Verdrießlichkeiten seines Mannheimer Lebens, die Antwort „auf eine bessere Stunde" verschoben, aber diese Stunde blieb aus, und in einer „traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete sein Herz für Freundschaft und Freude". Endlich erinnerte ihn ein „wehmütiger Abend" an seine Schuld. Es war der 7. Dezember 1784, als er den Leipziger Freunden seine „schändliche Vergessenheit" abbat und ihnen gestand, daß ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste seien, was ihm in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren sei, daß sie es sich zuzuschreiben hätten, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufes, die sein widriges Schicksal ihm schon aus der Seele preßte, wieder zurückgenommen habe.

Körner antwortete mit der herzlichsten Bitte, nach Leipzig zu kommen, und Schillers zweiter Brief geht mit Freuden auf diese Einladung ein: „Seit Ihren letzten Briefen", schreibt er, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörest du!" Der Brief, am 10. Februar 1785 begonnen, ist unterbrochen und am 22. fortgesetzt: „In diesen zwölf Tagen ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meinen Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Man darf bei diesen erregten Worten wohl an sein Verhältnis zu Charlotte denken. Er wiederholt (mit den Worten seines Karlos): „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mords."

Mit Freuden sah der Körnersche Kreis seiner Ankunft entgegen. Nun eröffnete ihnen Schiller, in einem Brief an Huber, auch seine äußere bedrängte Lage (sein „Finanzsystem"). Er brauchte mindestens 100 Dukaten, um fort zu können; auch diese wurden ihm auf Körners Vermittelung vom Buchhändler Göschen vorgeschossen. So war jene Sendung dem Dichter wirklich zum rettenden Anker geworden, sich aus inneren und äußeren Bedrängnissen zu befreien, aus denen er sonst vielleicht keinen Ausweg gefunden hätte, und die edle Gesinnung der Geber war auf das schönste belohnt:

> „Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,
> Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht."[1]

Im April 1785 reiste Schiller von Mannheim ab. Wieder trennte er sich, wie vor drittehalb Jahren, von seinem treuen Streicher, der alle die Zeit unerschütterlich bei ihm ausgehalten hatte. Aber froher und freier als damals konnte er in die Zukunft schauen. Es war ein wich-

[1] So Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 27.

tiger und glücklicher Wendepunkt seines Lebens. „Die Himmlischen", sagt Streicher am Schluß seines Buches, „leiteten nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst wie seines Vaterlandes anwenden konnte." Streicher hat seinen großen Freund niemals im Leben wiedergesehen, aber bis an seinen Tod hat er die Erinnerung an die gemeinsam verbrachten Jahre still als ein heiliges Vermächtnis in seinem Herzen getragen.

3. Körners Freundschaft.

Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein und lernte zunächst, da Körner gerade in Dresden war, Huber und die beiden Schwestern Stock kennen. Körner begrüßte seine Ankunft aufs freudigste in einem Briefe, in dem er sein Herz rückhaltlos dem Freunde erschließt, und Schiller antwortet in der gehobensten Stimmung mit dem herzlichen Zurufe: „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will!" So war der vertrauteste Bund geschlossen, noch ehe sie sich persönlich kannten, und Körner trägt dem Freunde, den er noch nie mit Augen gesehen, das brüderliche Du an: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl mehr, als wir es durch Geburt sein könnten!" Endlich am 1. Juli sahen sie sich in dem nahe bei Leipzig gelegenen Kahnsdorf von Angesicht zu Angesicht[1], und Schiller läßt zwei Tage darauf den heißesten Dank und die beredteste Freudenergießung über den nun für immer gewonnenen Freund in einem begeisterten Briefe ausströmen. Aus einigen Andeutungen und Vorschlägen über buchhändlerische Beziehungen und litterarische Unternehmungen hörte der feinfühlige Freund heraus, daß sich Schiller noch immer in bedrängten Geldverhältnissen befand, und er beeilt sich zu antworten: „Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest Du mir nicht in Kahnsdorf ein Wort davon? Warum schriebst Du

[1] So nahm man wenigstens bisher an. Jetzt weist Jonas, Schillers Briefe, I, S. 497, auf einige Schwierigkeiten in dieser Zeitbestimmung hin.

mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist." Wenn etwas der selbstlosen Größe dieser Freundesgesinnung gleichkommt, so ist es die Art, wie Schiller sie aufnimmt und erwidert: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot; in eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. — Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."

So war unserm Dichter „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein". Und diese Freundschaft hat von beiden Seiten keinen Wandel erlitten, bis zu Schillers Tode. Ehe Körner ihn persönlich kannte, schrieb er einmal, gleichsam gegen das Vorgefühl von Schillers geistiger Überlegenheit sich wehrend, Freundschaft müsse auf Gleichheit beruhen, und „wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll". Nun sah er wohl, daß dieser Wunsch vergeblich sei, und fühlte je länger je mehr, daß jener an Geisteskraft wie ein Riese neben ihm stand. Aber zu seinem Glücke hatte er das einzige, aber auch sichere „Rettungs-

mittel gegen große Vorzüge eines andern"[1] gefunden: die Liebe. Und er hatte doch auch seinerseits in diesem Bunde genug einzusetzen: vor allem das lautere Gold seines Charakters. „Nichts geht über das Vergnügen, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich." So urteilte Schiller am 4. Dezember 1788[2], und so hat er stets geurteilt. Aber auch des Freundes klares, sachliches Urteil war für Schiller von unschätzbarem Werte, ebenso seine ausgebreiteten sicheren Kenntnisse, und nicht zum wenigsten sein „glückliches Talent zur Begeisterung". Mit voller Bestimmtheit sagt Schiller am 1. Februar 1790 dem Freunde: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich ebensowenig." Und so ist es geblieben. Das schönste Denkmal dieser edlen und reinen Freundschaft ist der Briefwechsel, der von nun an eine Hauptquelle für Schillers Leben bildet. Fließen auch später, nach der Bekanntschaft mit Goethe, die Briefe etwas spärlicher, so bleiben sie doch immer reich an Aufschlüssen über äußere und innere Verhältnisse; vertrauensvoll legt Schiller bis zuletzt dem Freunde alles vor, was ihn bewegt.

Schiller hatte im Mai 1785 von Leipzig aus seinen Wohnsitz in dem benachbarten Gohlis genommen, wo er einige heitere, hochgestimmte Wochen verlebte. Ein Denkmal dieser Stimmung ist sein „Lied an die Freude", welches um diese Zeit entstanden ist. Hier läßt er sein ganzes von Freundschaft und Freude volles Herz ausströmen. Derselbe Dichter, der vor wenigen Monaten in der „Resignation" die erschütternde Klage erhob, daß „des Lebens Mai ihm abgeblüht" habe, der den „Vollmachtbrief zum Glücke" unerbrochen zurückgab, weil er „nichts von Glückseligkeit" wisse, ruft jetzt der ganzen Menschheit zu:

„Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

und ist innig von der gläubigen Zuversicht durchdrungen, daß „überm Sternenzelt ein lieber Vater wohne".

Aber der Umgang in Leipzig und Gohlis wollte ihm, nachdem er Körner persönlich kennen gelernt hatte, nicht mehr genügen. Er wartete nur noch des Freundes Vermählung, die am 7. August 1785 stattfand, und die erste häusliche Einrichtung des jungen Paares ab und folgte

[1] Goethe, „Sprüche in Prosa", angeführt von Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 44. Vgl. Brief Schillers an Goethe vom 2. Juli 1796.

[2] Brief an Lotte von Lengefeld, Jonas II, 168.

ihm dann nach Dresden, wo er am 11. September eintraf. „Die Freude des Wiedersehens", schreibt er an Huber, „und eines solchen Wiedersehens war himmlisch." Den Abend fuhren sie nach Körners Weinberg bei Loschwitz, und Schiller war über die Reize der Gegend wie über die ihm so ungewohnte Behaglichkeit des Daseins entzückt: „Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorschmack von allen folgenden. Während daß Dorchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum ersten Male unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte."

So verstrich Schiller die nächste Zeit im Umgang mit den neuen Freunden, bald in Dresden, bald in Loschwitz, auf Körners Weinberg, auf Spaziergängen an den schönen Elbufern nach Blasewitz und andern Orten der Umgegend. Äußere Erlebnisse sind fast gar nicht zu verzeichnen, aber wie behaglich und befriedigt hier sein Leben war, zeigen schon die mancherlei poetischen Scherze, die aus dieser Zeit erhalten sind, so das „Unterthänige Promemoria an die Konsistorialrat-Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz" und der dramatische Spaß „Körners Vormittag". Das wichtigste litterarische Ergebnis seines Dresdener Aufenthalts war die Vollendung des „Don Karlos". Seine erste Beschäftigung mit diesem Stoffe fällt in die Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach; Bruchstücke der Ausarbeitung hatte er bereits in den ersten Jahrgängen der „Thalia" 1785--87 veröffentlicht. Jetzt füllte er die Lücken aus, kürzte und feilte vielfach die Darstellung und führte das Stück bis zu Ende. So erschien es 1787 als Ganzes.

Der „Don Karlos" scheidet sich schon äußerlich von den Jugenddramen Schillers durch seine poetische Form. Es ist das erste große Bühnenstück, das er in Versen schrieb. Der Gebrauch des fünffüßigen Jambus, des sogenannten Blankverses, im Drama war aus Shakespeare zu uns gekommen und nach einigen weniger beachteten Versuchen (Braves „Brutus" 1757, Wielands „Johanna Gray" 1759, Klopstocks „Salomo" 1764) durch Lessings „Nathan" 1779 zuerst eingebürgert worden. Goethes „Iphigenie" und „Tasso" in metrischer

Form fallen später als die ersten Veröffentlichungen des „Don Karlos“. Die Einführung des Verses war ohne Zweifel ein bedeutender Fortschritt der Kunst und wurde für Schiller insbesondere zu einem wohlthätigen Zwange, das allzu Ungezügelte seiner bisherigen Schreibart zu mildern und zu veredeln.

Das Stück beruht insofern auf derselben Anschauung wie die drei Prosadramen, als ein absichtlicher Kampf gegen die bestehende Ordnung durch sie alle hindurchgeht, der Dichter also noch nicht, wie vom „Wallenstein“ an, zu einer wirklich objektiven Darstellung durchgedrungen ist. Bezeichnend dafür ist jenes Wort an Reinwald am 14. April 1783, er wolle in seinem Stücke die Menschheit an der Inquisition rächen und einer „Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“. Die Worte stammen freilich aus der frühesten Zeit, aber wenn auch das Religiöse später zurücktrat und das Politische an Bedeutung gewann, die Tendenz blieb doch: der vorhandene Zustand der Welt wird als ein verwerflicher, unwürdiger hingestellt. Aber während es in den drei ersten Dramen bei dieser Verneinung bleibt, ist jetzt im „Don Karlos“ etwas Neues hinzugekommen. Was uns hier ergreift, ist nicht mehr bloß der tobende Zorn eines Karl Moor, nicht die selbstsüchtige politische Berechnung Fieskos, nicht der glühende Haß aus „Kabale und Liebe“: die begeisterte Hingabe für das Gute und Edle reißt uns mit sich fort. Die Ideen, auf denen sich das politische und bürgerliche Leben in würdiger Weise erheben soll, Freiheit und Menschlichkeit, werden lebendig vorgeführt, das „kühne Traumbild eines neuen Staates“ wird vor unserer Phantasie aufgebaut, und zwar mit so überzeugender Beredsamkeit, daß wir an ihren endlichen Sieg glauben, selbst wenn zum Schluß des Dramas die Gegner triumphieren.

Vom künstlerischen Standpunkte sind allerdings auch Schwächen in dem Stück. Namentlich ist der Gang der Handlung in den letzten Akten etwas verwirrend und durchaus nicht so übersichtlich und klar, wie wir es sonst bei Schiller gewohnt sind. Der Grund liegt vornehmlich in der Person des Marquis Posa, dessen Absichten und Charakter der Dichter nicht zur vollen Klarheit entwickelt hat. Darum that auch das Drama auf der Bühne, wo folgerichtige Handlungsführung immer ausschlaggebend ist, keine solche Wirkung wie die frühern Stücke, zumal die übermäßige Länge zu starken Kürzungen nötigte, die nicht immer ohne Schaden abgehen konnten. Aber hinsichtlich seines Gedanken-

gehalts und seiner Darstellung bleibt der „Don Karlos“ eine der großartigsten Erscheinungen der Litteratur, ausgezeichnet durch die Fülle erhabener und kühner Ideen, welche mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung vorgetragen werden, in einer Sprache, die durch ihren Glanz, Reichtum und Wohllaut auch den kühlsten Leser bezaubern muß. Daher war auch die Aufnahme, namentlich bei der Jugend, eine überaus begeisterte. Man empfand, daß hier der Zusammenstoß alter und neuer Zeit dargestellt war. Die Zukunft freier Völker war die hohe Verkündigung des Stückes, die ihm alle Herzen gewann und den Dichter zum Liebling seines Vaterlandes machte.

Außer dem „Don Karlos“ fällt in diese Zeit auch der Roman „Der Geisterseher“ sowie Plan und Beginn des Dramas „Der Menschenfeind“. Beide Dichtungen blieben unvollendet, soviel Interesse auch besonders die erstere erregte, deren überaus spannende Darstellung Schillers volle Meisterschaft auch in dieser Gattung zeigt und uns sehr bedauern läßt, daß er dies Werk nicht zum Schluß geführt und das ganze Gebiet gar nicht weiter angebaut hat.

Aber allmählich fing Schiller an, sich aus dem Dresdener Leben wegzusehnen, vornehmlich wohl, weil er das unabweisbare Bedürfnis empfand, sich endlich ganz auf eigne Füße zu stellen. Auch hatte er in Dresden außer dem einen Körner niemand, dessen Umgang ihm genügte und ihm geistige Anregung bot. Dazu kam im Anfang 1787 noch ein äußerer Grund. Er hatte auf einem Maskenballe ein Fräulein Henriette von Arnim kennen gelernt, die ihn durch ihre liebreizende Koketterie ganz in ihren Bann zog. Es wurde ihm viel, besonders durch Körner, bedeutet, daß die Geliebte und vor allem ihre Mutter, die im schlechtesten Leumund stand, nur ihr Spiel mit ihm trieben. Er glaubte den Anschuldigungen nicht, und es dauerte lange, bis er sich endlich von seiner Verblendung und seinen leichtgläubigen Hoffnungen widerwillig heilen ließ. Aber Dresden war ihm dadurch erst recht verleidet, und er entschloß sich, das gastliche Haus Körners zu verlassen.

Der Ort, wohin er sich nun wenden wollte, war Weimar. Sein Hauptgrund war ohne Zweifel das Gefühl, daß er geistige Anregung und Reife seiner Kunst da finden müsse, wo die ersten litterarischen Größen Deutschlands, vor allem Goethe, Herder, Wieland, sich zusammengefunden hatten. Auch stand er schon in Beziehung zu dem Herzog Karl August. Denn als dieser gegen Ende des Jahres 1784 nach Darmstadt kam, war ihm Schiller, der von Mannheim aus hin-

überfuhr, vorgestellt worden und hatte ihm den ersten Aufzug des „Don Karlos“ vorlesen dürfen. Sein Vortrag mußte sich wohl seit den früheren Mißerfolgen gemildert haben, die feingebildete und geschmackvolle Frau von Kalb, die ihm gewiß seine Schwäche nicht verschwieg, hatte sicherlich auf ihn eingewirkt. Der Erfolg war, daß der Herzog ihn damals zum Weimarischen „Rat“ ernannte; um so lieber wandte er sich jetzt dahin.

Dritter Abschnitt: Lehrjahre 1787—94.

1. Weimar.

In Weimar, wo Schiller am 21. Juli 1787 ankam, war gerade eine stille Zeit, da weder Goethe noch der Herzog anwesend waren. Er traf daselbst von neuem mit Charlotte von Kalb zusammen, aber obgleich er an Körner berichtet, daß ihr erstes Wiedersehen etwas „Gepreßtes und Betäubendes“ gehabt habe, bildete sich doch, da ihre gegenseitige Anziehungskraft sehr groß war, ein weiterer, aber weniger leidenschaftlicher Verkehr zwischen ihnen aus. Von den Größen Weimars wurde er mit Herder und Wieland bekannt und trat mit dem letzteren in einen etwas näheren Verkehr. Die Herzogin-Mutter Amalia lud ihn nach ihrem Lustschloß Tiefurt ein. Auch das benachbarte Jena besuchte er bald und lernte dort Reinhold, Schütz, Hufeland, Griesbach und andere kennen. Am 29. August 1787 schreibt er an Körner: „Ich habe am 28. August Goethens Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethens Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Vogts, Charlotten und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft, und Goethens Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermutet er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.“

Seine Studien und Arbeiten bewegten sich in dieser Zeit vornehmlich auf dem Gebiete der Geschichte, der er sich schon seit dem vergangenen Jahre mit Eifer zugewandt hatte, wie z. B. der an Körner gerichtete Brief vom 15. April 1786 zeigt: „Täglich wird mir die Geschichte teurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon.“ Es

beginnt jetzt für Schiller eine Periode, die an poetischen Erzeugnissen sehr arm ist, während sie fast alles umfaßt, was er an prosaischen wissenschaftlichen Arbeiten geschaffen hat. Er fühlte, daß er durchaus eines Gegengewichtes gegen die rastlos in ihm arbeitenden Ideen und dichterischen Gestalten in einer Fülle fester, konkreter Kenntnisse bedürfe, und dazu war offenbar keine Wissenschaft so geeignet wie die Geschichte, die ihm in mancher Hinsicht den Mangel einer ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntnis ersetzen konnte und dabei auch den Dramatiker von seinem Gebiete nicht gänzlich abzog. Die Entwickelung des Menschengeschlechts in Staat, Kunst und Kultur wurde von nun an eine Idee, die Schiller besonders mächtig anzog, und die auch, als er später wieder zur Poesie zurückkehrte, auf Inhalt und Gestaltung vieler seiner Dichtungen von Einfluß blieb.

Im November 1787 besuchte Schiller von Weimar aus Frau von Wolzogen in Bauerbach und wurde auf der Rückreise durch seinen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen mit der Familie von Lengefeld in Rudolstadt bekannt gemacht. Er schreibt an Körner am 8. Dezember: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte.“ Die ältere Tochter war Karoline von Beulwitz (später an Wilhelm von Wolzogen verheiratet), die jüngere Charlotte, des Dichters spätere Gattin. Im Januar 1788 kam Lotte nach Weimar, und Schiller beeilte sich, die Bekanntschaft zu erneuen. Am 3. April, als sie sich wieder zur Abreise rüstete, schrieb er ihr das Gedicht „Einer jungen Freundin“ ins Stammbuch, und wenige Tage später in einem Briefe: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit hinwegnehmen.“ Die Sommermonate brachte er, um der Geliebten nahe zu sein, in Volkstedt bei Rudolstadt zu. Sobald er nun seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, an der er damals eifrig arbeitete, so weit gefördert hatte, daß ihm sein Verleger Crusius in Leipzig Honorar darauf zahlte, eilte er nach Rudolstadt und stand hier in beständigem vertrauten Umgang mit Lengefelds. Karoline berichtet in ihrer Lebensbeschreibung Schillers von dieser schönen und hochgestimm-

ten Zeit: „In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten. Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Ein wichtiger Tag fiel noch in diese Rudolstädter Zeit: Schillers erste Bekanntschaft mit Goethe. Dieser war mit der Familie Lengefeld, die er durch Frau von Stein kennen gelernt hatte, wohl befreundet, er wurde hier aufs innigste verehrt und gehörte, wie Karoline sagt, zu ihren „Hausgöttern". Am 7. September 1788 traf er mit Herder und Frau von Stein dort ein, und Schiller war den ganzen Tag mit in seiner Gesellschaft. Freilich erfüllten sich die Hoffnungen, die die Schwestern auf eine herzliche Annäherung der beiden Dichter gesetzt hatten, für jetzt noch nicht, doch hatten sie sich immerhin berührt. Was Schiller an Körner schreibt, klingt ziemlich zurückhaltend und zeigt, daß Karoline recht hatte, wenn sie sagt, sie hätte von Goethe mehr Entgegenkommen und von Schiller mehr Wärme erwartet. „Sein erster Anblick", schreibt er, „stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herab, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist

überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können.“ — „Im ganzen genommen“, schließt er, „ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je näher rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Doch ist er gerecht genug, hinzuzufügen: „Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Erst im November 1788 kehrte Schiller nach Weimar zurück. Die Poesie hatte indes auch in diesem Jahre nicht ganz gefeiert. Im April hatte er auf Wielands dringende Bitte, ihm einen Beitrag für den „Teutschen Merkur“ zu liefern, die „Götter Griechenlands“ gedichtet, und während des sommerlichen Aufenthalts in Rudolstadt war die Idee zu dem großen kulturgeschichtlichen Gedichte „Die Künstler“ in ihm lebendig geworden, dessen Vollendung sich bis in den März 1789 hinzog. Sonst aber war er nach wie vor tief in seine historischen Arbeiten versenkt, und diese Beschäftigung hatte auch insofern einen äußeren Erfolg, als sich ihm im Dezember 1788 die Aussicht auf eine Professur der Geschichte an der Universität Jena eröffnete; der Gedanke hierzu war vornehmlich von Goethe ausgegangen. Im März 1789 erfolgte die förmliche Berufung. Freilich blieb er, als außerordentlicher Professor, zunächst ohne Gehalt, und er empfand außerdem, daß ihn die neue Thätigkeit auf längere Zeit seinem Dichterberufe einigermaßen entfremden würde, und beklagte es tief, daß er seine Freiheit opfern müsse. Indes trotz aller Bedenken nahm er besonders im Hinblick auf seinen sehnlichen Wunsch, sich eine Häuslichkeit zu gründen, gern eine feste Staatsstellung an. Er that es, wenn ihm auch vor dem Amte einigermaßen angst war, auf das er keineswegs genügend vorbereitet sei. Mancher Student, meinte er, werde mehr Geschichte wissen als der

neue Professor. Goethe, dem er auf die Anstellung hin seinen Besuch machte, tröstete ihn mit dem alten Erfahrungssatze: docendo discitur.

2. Jena. Eigener Herd.

So siedelte Schiller denn am 11. Mai 1789 nach Jena über und betrat am 26. desselben Monats zum ersten Male den Lehrstuhl der Hochschule. Über dieses erste „Abenteuer auf dem Katheder", das sich zu einer ungewöhnlich glänzenden Huldigung für ihn gestaltete, gibt er an Körner einen höchst anschaulichen und ergötzlichen Bericht: das Auditorium, das er zunächst bestimmt hatte, erwies sich lange vor Beginn der Vorlesung für den Andrang der Zuhörer als viel zu klein; es wurde noch im letzten Augenblick ein größerer Saal gewählt, der etwa 400 Menschen faßte und am andern Ende der Straße lag. So liefen denn die Studenten in Scharen, eilend und rennend, um noch einen Platz zu erobern, durch die Stadt, so daß ein allgemeiner Lärm entstand und selbst die Wache in Bewegung kam. Übrigens, sagt Schiller mit Beziehung auf seine Ungewohntheit, vor solcher Versammlung zu sprechen: „Ich hatte mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug." Auch sei er nach den ersten zehn Worten im ganzen Besitze seiner „Contenance" gewesen und habe mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme gelesen, die ihn selbst überrascht habe. Die Studenten brachten ihm eine „Nachtmusik", und „Vivat wurde dreimal gerufen". Den Inhalt seiner beiden ersten Vorlesungen veröffentlichte er bald darauf im „Merkur" unter der Überschrift: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?"

Nunmehr im Besitze eines festen Amtes, that Schiller im August 1789 den für sein künftiges Lebensglück entscheidenden Schritt, indem er sich mit Charlotte von Lengefeld verlobte. Gegen Ende des Jahres wandte er sich an den Herzog mit der Bitte, ihm ein wenn auch geringes festes Gehalt zu bewilligen, da er bisher sein Lehramt ohne jede Besoldung bekleidet hatte. „Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben", berichtet er an Körner, „ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte,

um mir seine Achtung zu zeigen. Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen."

Da er durch seine Vorlesungen und vor allem durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf andere bestimmte Einnahmen rechnen konnte und „mit achthundert Thalern", wie er am Weihnachtsheiligabend 1789 schreibt, in Jena „recht artig" leben zu können meinte, so waren die äußerlichen Hindernisse aus dem Wege geräumt, und es stand der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nichts mehr entgegen. Diese beglückende Aussicht versetzte ihn in eine heitere und gehobene Stimmung, vor der die Erinnerung an die schweren und schmerzlichen Kämpfe seines Lebensganges und die mancherlei unmutigen Gedanken bei der Übernahme der Professur zurücktraten. Am 1. Februar 1790 schreibt er: „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Mute entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziel stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

Wenige Wochen darauf, am 22. Februar 1790, wurde alsdann der Ehebund geschlossen, der, von der reinsten und edelsten Liebe verklärt, in innigster Seelengemeinschaft und ungetrübtem Glück bis an seinen Tod gedauert hat. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt", schreibt er am 1. März 1790 an Körner. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." Derselbe Ton innigen Glückes klingt auch später immer unverändert aus seinen Worten. „Mir macht es", schreibt er am 24. Oktober 1791, „wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben

und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."

Schillers wissenschaftliche Beschäftigung war auch jetzt noch vornehmlich der Geschichte gewidmet. Von seinen beiden wichtigsten historischen Werken war das erste, die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", bereits 1788 veröffentlicht worden und hatte vornehmlich seine Berufung nach Jena bewirkt; das zweite, mit dem er seine Laufbahn auf diesem Gebiete schloß, die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", erschien 1791—93. Dazwischen liegen kleinere historische Arbeiten, namentlich die „Allgemeine Sammlung historischer Memoires", die unter seiner Leitung übersetzt und herausgegeben wurden, und zu denen er die geschichtlichen Überblicke schrieb, zum Teil umfangreiche und höchst wertvolle Darstellungen, so namentlich die „Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen". Sein Verdienst auf diesem Gebiete ist nicht gering. Waren auch seine Werke an gründlichen Quellenstudien von eigentlichen Fachgelehrten leicht zu übertreffen, so waren sie es desto schwerer an Lebendigkeit und geschmackvoller Darstellung. Immer wählt er solche Ereignisse, in denen sich das Streben der Menschheit nach höherer Entwickelung, nach Freiheit und Menschlichkeit kundgibt, und so stellt er in seinen geschichtlichen wie in seinen poetischen Werken den Kampf des Edlen und Schönen mit dem Schlechten und Gemeinen, der Freiheit mit dem Despotismus dar und zeigt in diesem Kampfe die höchste Höhe des Menschen, der sich entschließt, „das Teuerste an das Edelste zu setzen".

3. Krankheit und Genesung.

Schiller hätte jetzt eine ruhige und schöne Zeit genießen können, in leidlicher äußerer Lage, in der glücklichsten Häuslichkeit, im Bewußtsein hoher, stets steigender Anerkennung seines Wertes von allen Seiten. Aber die tiefe Erschütterung, die seine Gesundheit in jenem traurigen Mannheimer Winter erlitten hatte, und die nur scheinbar überwunden worden war, kam jetzt mit erneuter Macht zum Durchbruch, gewiß mit infolge der übermäßigen Anstrengung, die er sich für seine damaligen schriftstellerischen Arbeiten in Rücksicht auf sein Amt und den neugegründeten Hausstand zumutete. Denn er brachte oft vierzehn Stunden täglich

schreibend und lesend am Arbeitstische zu. Das hielt seine geschwächte Natur nicht aus. Schon im Winter 1790 auf 1791 ergriff ihn eine schwere Krankheit, ein krampfartiges Brustleiden, von dem er sich nie wieder ganz erholt hat. Der erste Anfall, ein heftiges Katarrhfieber, erfolgte im Januar 1791, und die Krankheit kehrte mehrfach sich steigernd wieder. Die liebevolle Pflege seiner Frau und die allseitige Teilnahme von Freunden und Zuhörern rührte ihn sehr und trug zu seiner Erholung bei. Die Vorlesungen mußte er natürlich aufgeben, und der Herzog entband ihn auch für den Sommer von jeder akademischen Verpflichtung. In der Hoffnung, sich völlig herzustellen, ging er im März nach Rudolstadt, erlitt aber hier am 17. Mai einen neuen, so heftigen Anfall, daß er ihn nicht zu überleben glaubte und jeden Augenblick der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen fürchtete. Sein Geist blieb heiter, und alles Leiden, das er fühlte, verursachte der Anblick seiner guten Lotte und der Gedanke daran, daß sie den Schlag nicht überstehen würde. Einigermaßen wieder gebessert, entschloß er sich, Anfang Juli 1791 auf ärztliches Anraten mit seiner Frau nach Karlsbad zu gehen, wo er bis zum August verweilte. Der Aufenthalt wirkte in der That günstig auf ihn, die Ruhe und die Natur thaten ihm wohl. Auch Gedanken an dichterische Entwürfe drängten sich ihm hier wieder auf: er versäumte nicht, nach dem benachbarten Eger zu fahren und sich den Schauplatz von Wallensteins Tod sowie das Bild des Helden anzusehen, dessen mächtige Gestalt ihn schon damals lebhaft fesselte.

Trotzdem war er nur unvollständig hergestellt, als er zurückkehrte. Von Erfurt, wo er sich mehrere Wochen aufhielt und mit dem Koadjutor von Dalberg in freundschaftlichem Umgang stand, schreibt er am 6. September an Körner: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfanfälle nicht ganz aus; auch der kurze Atem hält noch immer an. Doch kann ich jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen." Aber die Bedrängnis seiner äußeren Lage kam ihm jetzt schwer zum Bewußtsein. Er spricht in demselben Briefe schmerzlich von der Ungewißheit seines künftigen Schicksals: es sei ihm durchaus unmöglich, sich wie bisher auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch seien, solange er gesund sei, so fehlten sie doch ganz in der Krankheit. Dies Krankheitsjahr habe ihm 1400 Thaler gekostet.

Seine Lage war in der That überaus sorgenvoll, eine etwaige Unterstützung seines Herzogs konnte nur gering sein. Aber gerade in

dieser schwersten Bedrängnis zeigte sich ihm plötzlich und unerwartet wiederum eine rettende Hand. Die Kunde von Schillers Krankheit war in alle Welt gedrungen, und im Juni 1791 hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Diese Todesnachricht war auch zu dem dänischen Dichter Jens Baggesen gekommen, der Schiller 1790 in Jena kennen gelernt hatte und zu seinen begeistertsten Verehrern zählte. Er bildete mit einigen gleichgesinnten Freunden, zu denen namentlich der Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg[1] und der Minister Graf Ernst von Schimmelmann gehörten, eine kleine Schillergemeine, in der seine Werke vorgelesen und begeistert aufgenommen wurden. Im Anfang Juni 1791 hatten sie gelegentlich einer Lustfahrt nach dem kleinen Orte Hellebeck bei Kopenhagen eine Feier zu Ehren des Dichters veranstalten wollen. Gerade als sie sich fröhlich zur Abfahrt rüsteten, hatte die Kunde seines Todes sie getroffen. Sie waren ganz trostlos und niedergeschmettert, fuhren aber gleichwohl hinaus, um den Schmerz gemeinsam zu tragen, und hielten dort traurigen Herzens eine wehmütige Totenfeier, sich stärkend und tröstend an den begeisternden Dichtungen des Totgeglaubten. Man kann sich denken, daß die Nachricht von diesen Vorgängen dem Genesenden eine frohe und erhebende Stunde bereitete. Als nun Baggesen von Professor Reinhold in Jena erfuhr, daß Schiller lebe, daß er sich aber wohl schwerlich ganz erholen werde, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzureiben, um seinen Unterhalt zu verdienen, vereinigten sich der Herzog und der Minister, dem Dichter ihre Hilfe anzubieten. Ihr Brief vom 27. November 1791 beginnt: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie.“ Nachdem sie dann mit zartester Schonung auf seine Krankheit und seine äußere Lage hingewiesen, fahren sie fort: „Wir bieten Ihnen auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen! Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein. — Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch diesen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut frönen.“ Schon die Freude sowohl über das Geschenk als

[1] Urgroßvater der deutschen Kaiserin Augusta Viktoria.

über den hochherzigen Sinn der Geber mußte Schillers Genesung fördern. Er nahm das Anerbieten, wie es gemacht war, ohne kleinliche Bedenken an. „In einer Zeit“, schreibt er an den Herzog, „wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. — Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können.“ Nach Dresden schreibt er wenige Tage darauf: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner! Das, wonach ich mich schon, solange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los.“ Er teilt ihm das Anerbieten mit, dessen Zartheit und Feinheit ihn noch mehr gerührt habe als das Geschenk selbst, und schließt: „Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Das Nächste, was Schiller in der neuen unabhängigen Lage that, war auf völlige Stärkung seiner Gesundheit gerichtet; er gestattete sich manche sonst entbehrte Lebensbequemlichkeit, schaffte sich ein Reitpferd an und fuhr täglich spazieren. Auch tilgte er seine alten Schulden. Die Muße, die ihm durch die Befreiung von seinen äußeren Sorgen zu teil wurde, verwandte er zunächst mit großem Eifer auf die Kantsche Philosophie, in deren eben begonnenem Studium ihn die Krankheit damals unterbrochen hatte. Leider wurde er im Januar und Februar 1792 abermals von dem Übel befallen, das also keineswegs ganz überwunden war; doch konnte er im April und Mai den lange sehnlich gehegten Wunsch erfüllen, mit seiner Frau den treuen Körner in Dresden zu besuchen und nach so langer Zeit ein herzliches Wiedersehen zu feiern. Mit dem Freunde zusammen vertiefte er sich auch hier wieder in Kant, und diesem Studium blieben seine nächsten Jahre gewidmet. Die ästhetischen Abhandlungen, die in diese Zeit fallen, beruhen auf Kantschen Grundlagen, namentlich auf der „Kritik der Urteilskraft“, deren anregende Gedanken der Dichter für sein ästhetisches System durch-

arbeitete und selbständig erweiterte und ergänzte. Hieraus gingen 1793 und 1794 die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" hervor, die ursprünglich an den Prinzen von Augustenburg gerichtet waren und später (1795) für die „Horen" in ihre jetzige Gestalt umgearbeitet wurden. Von den übrigen Abhandlungen sind die beiden umfangreichsten und in ihrer Wirkung bedeutendsten die über „Anmut und Würde" 1793 und über „Naive und sentimentalische Dichtung" 1795.

Im September 1792 hatte Schillers Mutter mit der jüngsten Tochter Nanette einen mehrwöchigen Besuch bei dem Sohne in Jena gemacht, und dies hatte auch seine Sehnsucht nach der schwäbischen Heimat erweckt. So führte er denn im Sommer 1793 diesen Plan aus und kam am 8. August „nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reise" mit seiner Frau in der Reichsstadt Heilbronn an, wo er sich zunächst aufhalten wollte, um nicht gleich das Gebiet des Herzogs Karl Eugen zu betreten. Dieser legte ihm aber nichts in den Weg, erlaubte auch dem Vater, ihn in Heilbronn zu besuchen. Übrigens war des Herzogs Gesundheit sehr erschüttert, es ging mit ihm zu Ende, und er starb noch während Schillers Aufenthalt in Schwaben am 24. Oktober 1793. Schiller wohnte der Totenfeier in der Schloßkapelle zu Ludwigsburg bei und sprach mit seinen Freunden, die er zum Teil hier wieder traf, ohne Groll von dem Hingeschiedenen.

Schiller hatte die Seinigen wohlauf gefunden, hoch erfreut über das Wiedersehen. Der Vater war in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters und sah aus wie ein rüstiger Sechziger. Schon im September verließ Schiller Heilbronn und nahm seinen Wohnsitz, den Eltern sehr viel näher, in Ludwigsburg. Hier wurde ihm am 14. September 1793 zu seiner großen Freude sein ältester Sohn, Karl, geboren. Schillers damalige Erscheinung schildert sein Jugendfreund von Hoven folgendermaßen: „Er war ein ganz andrer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen. An die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich

in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Im März 1794 siedelte Schiller nach Stuttgart über, wo er sich vielfach mit dem Plane zu seinem „Walleinstein" beschäftigte; so lebendig war ihm dieser schon, daß er an Körner schreibt: „Und ist nur erst der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird!" Das war er noch nicht einmal in drei Jahren! Hier in Stuttgart war es auch, wo der berühmte Bildhauer Dannecker, von der Karlsschule her mit Schiller nah befreundet, die Büste des Dichters modellierte, die später auf der Bibliothek zu Weimar aufgestellt wurde. Im Mai endlich reiste er nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Heimat zurück und war am 15. nach einer neuntägigen, glücklich überstandenen Reise wieder in Jena.

Vierter Abschnitt: Meisterjahre 1794—1805.

1. Goethes Freundschaft.

In Schwaben war Schiller mit dem unternehmenden Buchhändler Cotta, der damals in Ludwigsburg wohnte, zusammengetroffen und hatte mit ihm die Herausgabe einer neuen Zeitschrift verabredet, da die „Thalia" seine Erwartungen keineswegs erfüllt hatte. Das neue Blatt sollte „Die Horen" heißen, und Schiller übernahm es, die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands für dies litterarische Unternehmen zu gewinnen. Sobald er also nach Jena zurückgekehrt war, griff er diesen Plan an und wandte sich an eine große Anzahl der namhaftesten Schriftsteller. Vor allem schien ihm das Gelingen von der Teilnahme des gefeiertsten und unbestritten ersten Dichters der Nation abzuhängen, von Goethe. An ihn also richtete er ebenfalls am 13. Juni eine Einladung, und als Goethe in freundlichen Worten zusagte, „mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft zu sein", so war damit eine nähere Beziehung zwischen ihnen angebahnt.

Die beiden Dichter hatten sich seit dem 7. September 1788 stets nur flüchtig gesehen und sich offenbar gegenseitig keineswegs angezogen. Sie fühlten, wie es Schiller gleich von Anfang an aussprach, daß ihre Grundanschauungen völlig verschieden seien. Goethe hatte sich zwar

über manche der neueren Erzeugnisse Schillers, z. B. über die „Götter Griechenlands“, anerkennend geäußert, scheint auch die Rezension des „Egmont“ nicht unangenehm empfunden zu haben, sondern hatte „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit“ davon gesprochen. Aber er konnte unmöglich schon damals in Schiller einen Dichter sehen, der an seine eigene Kunsthöhe heranreichte. Schiller seinerseits, obwohl von jeder Spur einer Überhebung frei, war doch viel zu selbstbewußt, als daß er irgend einen erheblichen Schritt der Annäherung hätte thun können. Vielmehr zeigt sich in diesen Jahren mehrfach eine starke Verstimmung und Bitterkeit in seinen brieflichen Äußerungen über den großen Nebenbuhler. „Öfters um Goethe zu sein“, schreibt er am 2. Februar 1789 an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.“ — Er selbst fühlte das Ungerechte solcher Worte und schreibt daher wenige Wochen später an den Freund: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gerne von Dir kennen lassen, wie ich bin.“ Und hier sieht man auch, wie sich diese Verbitterung menschlich erklärt, denn er fügt hinzu, Goethe erinnere ihn so oft an sein eigenes herbes Lebenslos: „Wie leicht ward *sein* Genie vom Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Zwar wurde in den folgenden Jahren sein Sinn gegen den unvergleichlichen Mann, dessen Größe er nie verkannt hatte, auch menschlich milder und gerechter, wozu namentlich seine innerlich befriedigte Stimmung, wohl auch der Einfluß der Lengefeldschen Familie, Körners und anderer Freunde beitrug. Aber eine Annäherung erfolgte trotzdem nicht; und gewiß wäre die beiderseits so erklärliche kühle Zurückhaltung bei minder großartigen Naturen der herrschende Grundton des Verhältnisses geblieben. Aber

weil sie beide nicht bloß geniale Dichter, sondern auch wahrhaft große und edle Menschen waren, mußte ein Zeitpunkt kommen, wo diese Schranke schwand, wo sie sahen, daß ihnen trotz des Gegensatzes ihrer Geistesrichtung, trotz ihres himmelweit verschiedenen Bildungsganges doch das Wichtigste gemeinsam sei: der Ernst und die Liebe, mit der sie ihre Kunst trieben, und das tiefe Streben nach Wahrheit.

Goethe berichtet in seinen „Tag- und Jahresheften" über das Jahr 1794. Er spricht von den mancherlei Bestrebungen, in denen er thätig war, und fährt fort: „In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete." Er hebt ihre frühere gegenseitige Abstoßung hervor, die auch durch Versuche beiderseits nahestehender Personen nicht zu heben gewesen sei. Schillers Abhandlung über Anmut und Würde habe ihm gerade noch in letzter Zeit „die ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen" recht vergegenwärtigt.[1] Da habe es sich eines Tages gefügt, daß er Schiller abends in der naturforschenden Gesellschaft von Batsch traf. „Wir gingen zufällig beide zugleich heraus", heißt es weiter, „ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seinen Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine

---

[1] Eine bestimmte Stelle dieser Abhandlung läßt sich nicht namhaft machen. Es war wohl überhaupt Schillers scharfe Entgegensetzung von „Natur" und „Geist", die ihn beleidigte und abstieß.

Idee!' Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus ‚Anmut und Würde' fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.'" — Goethe berichtet dann, daß das Gespräch ohne Einigung geendet habe, da sich jeder für „unüberwindlich" hielt, und schließt: „Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den ‚Horen' manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Zu Eckermann äußerte Goethe im Jahre 1829: „Bei meiner Bekanntschaft mit Schillern waltete durchaus etwas Dämonisches ob. Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Der Tag dieses Gespräches steht nicht fest. Doch wird es zwischen dem 24. Juni, wo Goethe die Zusage für die „Horen" machte, und dem 25. Juli gewesen sein. An diesem Tage schreibt Goethe: „Seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue." — An Körner schreibt Schiller am 1. September, er habe „vor sechs Wochen" mit Goethe „über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites" gesprochen, und dasselbe Gespräch meint wohl Karoline von Wolzogen, wenn sie berichtet, Goethe habe Schiller auf die Einladung zu den „Horen" besucht, und hierbei sei die Annäherung entstanden. Daß dies Gespräch, worin sich eine unerwartete „Übereinstimmung" ihrer „Hauptideen" zeigte, dasselbe sei wie das über die Metamorphose der Pflanze, in welchem Goethe ausdrücklich den ungelösten Widerspruch hervorhebt, ist nicht wahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, daß, nachdem jenes erste

zufällige Zusammentreffen zum ersten Male ihre Seelen gegeneinander geöffnet hatte, alsdann infolgedessen das zweite über Kunst und Kunsttheorie stattfand.[1] Jedenfalls aber war durch dies erste Gespräch gleichsam das Eis gebrochen, und es folgte rasch eine innigere Annäherung, vor allem durch jenen kühnen Brief Schillers vom 23. August 1794, worin er durch eine überaus feinsinnige Charakteristik des Goetheschen Genies den Beweis lieferte, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Verständnis dem Geistesgange des großen Mannes auch aus der Ferne gefolgt war. „Zu meinem Geburtstage", antwortet Goethe voll Herzlichkeit, „der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in dem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern."

In der That folgte für beide Dichter aus diesem Bunde unberechenbarer Vorteil. Das haben beide oft und dankbar an zahlreichen Stellen ihres Briefwechsels anerkannt, der das beredteste Zeugnis für ihr neidloses Zusammenstreben und ihre Freundschaft ist, „eine große Gabe", wie Goethe an Zelter schrieb, als er 1824 die Herausgabe vorbereitete, „eine große Gabe, die den Deutschen, ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird." Keinem noch so leisen Ton der Verstimmung oder eines augenblicklichen Mißverständnisses begegnet der Leser in den tausend Briefen der Sammlung, die ein unschätzbarer Besitz unseres Volkes ist. Zusammengeführt hatte sie nicht Neigung des Herzens, nicht schwärmerische, überquellende Freundschaft wie in der Jugendzeit, sondern die fast widerwillig abgerungene Einsicht eines jeden in den Wert des anderen. Aber nachdem der Bann, der sie trennte, einmal gelöst war, zogen sie sich mit unwiderstehlicher Kraft an, und je näher sie sich kennen lernten, je tiefer jeder in Geist und Herz des anderen blickte, desto inniger fühlten sie sich verbunden, und bald klingt uns der volle Ton edelster männlicher Freundschaft aus ihren Worten entgegen. Eines der schönsten Zeugnisse dafür ist Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800. In den dortigen Kreisen wurde Goethe mit Abneigung betrachtet, Schiller hebt seine Größe hervor und schreibt dann: „Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten

[1] Setzt man das erste auf den 14. Juli, den Jahrestag der Gründung der naturforschenden Gesellschaft, das zweite etwa 8—10 Tage später, so stimmen alle Angaben.

Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur aus der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er es in der jetzigen bürgerlichen und litterarischen Welt notwendig mit vielen verderben. — Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden."

Beide Freunde wandten sich nun mit erneutem Eifer der Dichtkunst zu. Hatte sich Schiller seit einer Reihe von Jahren ganz der Wissenschaft gewidmet, so wurde er jetzt, als er die Fülle Goethescher Weltanschauung kennen lernte, von der Spekulation wieder zur Poesie geführt, und zwar gehören die Dichtungen der beiden nächsten Jahre, im Anschluß an die voraufgegangenen wissenschaftlichen Bestrebungen, fast ausschließlich der philosophischen Dichtung oder Gedankenlyrik an, ein Feld, auf dem er ein unerreichter Meister geblieben ist. „Das Ideal und das Leben", „Der Genius", „Der Spaziergang" sind die bedeutendsten aus der überaus großen Fülle dieser Gedichte. Sie wurden in den „Horen" veröffentlicht, in denen auch die „Briefe über ästhetische Erziehung" erschienen; manche auch im „Musenalmanach", einem poetischen Jahrbuch, von dem Schiller fünf Bände (für die Jahre 1796—1800) herausgab.

Während dieser so fruchtbaren Zeit der Ideendichtung stand Schiller in lebhaftem und höchst anregendem Gedankenaustausch mit Wilhelm von Humboldt. Sie hatten sich einige Jahre vorher kennen gelernt und sich gegenseitig ungemein angezogen. Humboldt wohnte eine Zeitlang in Jena, dann mehrere Jahre in Tegel und Berlin. Bei keinem anderen seiner Freunde fand Schiller ein solches Eingehen auf die ihn bewegenden philosophischen Ideen. Darum legt er gerade in dieser Zeit auf sein Urteil den größten Wert, ihm schickt er die gedankenschweren Gedichte der Jahre 1795 und 1796 zuerst zu, bei ihm ist er des Verständnisses am sichersten. „Wenn Sie diesen

Brief erhalten, liebster Freund", heißt es bei Übersendung des Gedichtes ‚Das Ideal und das Leben', „so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht." Humboldts Antwort zeigt, wie er dies Vertrauen zu würdigen wußte und durch liebevollstes, wahrhaft kongeniales Verständnis lohnte. Der Briefwechsel gibt von diesem Verkehr ein höchst anziehendes Bild und ist außerdem durch eine Abhandlung Humboldts „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" eingeleitet, welche den Dichter treu und liebevoll schildert und noch heute zu dem Allertrefflichsten gehört, was über ihn geschrieben worden ist. Wie es sich Humboldt, seinem eigenen Ausdruck zufolge, „zum eigentlichen Geschäft" gemacht hatte, Schillers geistige Eigenart zu studieren, zeigt ein vorzüglich schöner Brief an Fr. H. Jacobi vom 15. August 1796.[1] „Ich bin überzeugt", sagt er da, „daß das Studium eines so seltenen und in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geistes überhaupt gibt." Er führt dann aus, daß Schiller durch die Vereinigung einer genialen dichterischen und philosophischen Anlage „der Schöpfer einer Poesie" geworden sei, „von der bis jetzt noch kein Beispiel vorhanden war" ꝛc.

Aber die Aufnahme der „Horen" entsprach den Erwartungen keineswegs. Die unverhoffte Vereinigung Goethes und Schillers war manchen litterarischen Kreisen ein Dorn im Auge, weil sie sich selbst dadurch um so mehr in den Schatten gestellt sahen. Sie richteten daher ihre Angriffe besonders eben gegen die „Horen", das gemeinsame Organ beider. Es ist nicht zu leugnen, daß die Zeitschrift dem beabsichtigten Zweck nicht durchweg entsprach. Goethe hatte zu seinem Bedauern den „Wilhelm Meister" bereits an den Buchhändler Unger gegeben, und manches, was er statt dessen lieferte, z. B. die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", stand an Wert und Bedeutung entschieden zurück; Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung" stellten Anforderungen an den Leser, die die wenigsten zu leisten gesonnen waren, da man beim Lesen einer periodischen Zeitschrift nicht angestrengt philosophisch nachdenken, sondern poetisch genießen will. Aber mit Recht mußte es ihn kränken, daß seine vorzüglichen poetischen Gaben, die oben berührten unsterblichen Gedankendichtungen, mit Stumpfsinn und Übel-

[1] Briefe W. von Humboldts an Fr. H. Jacobi, herausgegeben von A. Leitzmann, Halle 1893.

wollen aufgenommen wurden, während die Gunst des Publikums sich fortwährend den Erzeugnissen der größten Mittelmäßigkeit zuwandte. Goethe schreibt am 28. Oktober 1795: „Sollten Sie Sich nicht überall umsehen und sammeln, was gegen die ‚Horen‘ im allgemeinen und besondern gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Schillers Unmut spricht sich z. B. in einem Briefe an Körner vom 2. November 1795 aus: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu erwidern, in den ‚Halleschen Annalen‘, in Dyks ‚Bibliothek‘ und nun auch von Nicolai in Berlin, im zehnten Teil seiner ‚Reisen‘. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.“

Goethe war es, dem ein Gedanke kam, wodurch dieser Ingrimm Schillers in frische Thatkraft verwandelt wurde. Als er die „Xenien“ des Martial las, hatte er um Weihnachten 1795 den Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, die man ihnen als „Gastgeschenke“ etwa in Schillers „Musenalmanach“ des nächsten Jahres darbieten solle; ein Dutzend Probedisticha schickte er gleich mit. Schiller erwiderte am 29. Dezember 1795: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden.“ Er verarbeitete den Plan mit dem gewohnten Schwung und Eifer, bald war nicht mehr bloß von Zeitschriften, sondern von einzelnen Werken und Personen die Rede, die Zahl der Epigramme wuchs auf viele Hundert. Am 18. Januar schreibt er an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder erleben. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den ‚Almanach‘, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ So gingen die Monate hin, es entwickelte sich aus den „Xenien“ ein vollständiges litterarisches Gericht über alles, was in Deutschland von irgend welcher wirklichen oder eingebildeten Bedeutung war, und im September erschien der „Musenalmanach auf das Jahr 1797“ und brachte diese „Füchse mit brennenden Schwänzen“, die die beiden Helden „ins Land der Philister“ jagten.

Es erhob sich ein ungeheurer Sturm, die Angegriffenen setzten sich zur Wehr, heftige Schmähungen gegen den „Almanach“ erschienen in Menge; Nicolai nannte ihn den „Furienalmanach“. Aber wenn etwas den kecken Streich der beiden großen Dichter rechtfertigte, so war

es die Beschaffenheit der fast durchweg plumpen und geistlosen Antworten. Beide waren bald fest entschlossen, auf keine dieser Gegenxenien, „Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena" und dergleichen in Vers und Prosa irgend ein Wort zu erwidern. Die einzige ihrer würdige Antwort empfiehlt Goethe dem Freunde bereits am 15. November 1796: „Nach dem tollen Wagstück mit den ‚Xenien' müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln."

Diese Mahnung fand bei Schiller den vollsten Anklang, und so treten wir nun, nachdem das Xeniengewitter die Luft gereinigt hatte, in den heiteren Äther der edelsten Kunstschöpfungen beider Dichter ein. Sie schufen in dem jetzt beginnenden Jahre 1797 die größte Anzahl ihrer nie genug zu bewundernden Balladen, und zugleich wandte sich jeder von ihnen zur Vollendung eines der größten Kunstwerke unserer ganzen Litteratur: Goethe zu „Hermann und Dorothea", Schiller zum „Wallenstein".

2. Der Dramatiker.

An keinem seiner Werke hat Schiller mit solcher Anstrengung und Ausdauer gearbeitet wie am „Wallenstein". Seit fast sechs Jahren[1] ließ ihn dies mächtige Bild nicht los; immer wieder zurückgedrängt durch andere Arbeiten, stieg es immer wieder in ihm auf. Im November 1796 nahm er sich den Stoff aufs neue ernstlich vor, aber er fand, je mehr er seine Ideen über die Form des Stückes berichtige, desto ungeheurer erscheine ihm die Masse, die zu beherrschen sei, „und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können". Auch Goethe hielt die Ausführung des Dramas für ein überaus schwieriges Werk: „Das Angenehmste, was Sie mir melden können", schreibt er, „ist Ihre Beharrlichkeit am ‚Wallenstein' und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung." Ja noch am 2. Dezember 1797, nachdem schon so viel und erfolgreich an dem Stücke gearbeitet war, schreibt er: „Es wird für uns sowohl praktisch als theoretisch von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem ‚Wallenstein' nimmt." Der Stoff schwoll dem Dichter immer mehr an, so daß er sich endlich „nach vielen Konferenzen

[1] Wenn anders die allgemeine Annahme richtig ist, daß sich der Brief an Körner vom 12. Januar 1791 auf „Wallenstein" bezieht.

mit Goethe“ entschloß, zwei fünfaktige Stücke daraus zu machen, denen er noch das „Lager“ als Vorspiel vorausschickte. Noch volle zwei Jahre arbeitete er so an dem gewaltigen Werke, im Herbst 1798 nahte es sich der Vollendung. Goethe wünschte dringend, die Wiedereröffnung des umgebauten Weimarer Theaters durch Schillers neues Stück feiern zu können, und so ging denn „Wallensteins Lager“, eingeleitet durch den „Prolog“, am 12. Oktober 1798 über die Bühne. „Die große Masse“, schreibt Schiller an Körner, „staunte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen.“ Nun ging auch die Vollendung der beiden Hauptstücke rasch von statten: Die „Piccolomini“ wurden am 30. Januar 1799, „Wallensteins Tod“ am 20. April aufgeführt. Hatten die „Piccolomini“ keinen wirklich befriedigenden Eindruck machen können, weil die Handlung zu keinem festen Abschluß gelangte, so war die Wirkung des dritten Stückes vollständig durchschlagend. Schiller schreibt an Körner am 8. Mai: „Der ‚Wallenstein‘ hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen.“ Auch als das vollständige Werk im folgenden Jahre erschien, war die Aufnahme über Erwarten glänzend. Die erste Auflage, die 3500 Exemplare stark war, wurde Ende Juni 1800 ausgegeben und war schon Anfang September vergriffen, so daß noch in demselben Jahre eine zweite und bis zum Tode des Dichters fast jedes Jahr eine weitere gedruckt wurde.

Nicht bloß für das Theater in Weimar, sondern für die deutsche Bühne überhaupt waren die Wallensteintage von der größten Bedeutung. Schiller selbst war sich bewußt, daß es in der That eine „neue Ära“ war, die mit seinem Stücke „der Kunst Thaliens“, und zwar nicht bloß „auf dieser Bühne“ eröffnet wurde. Es war ihm gelungen, den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“ und ihn für „der Menschheit große Gegenstände“ zu erwärmen und zu erheben. Von großem Gewicht war es auch in künstlerischer Hinsicht, daß es hier zum ersten Male glückte, den so lange verbannten Vers wieder einzuführen. Hatte doch vor Jahren Schiller selbst seinen „Don Karlos“, um ihn den Schauspielern mundgerecht zu machen, in Prosa umsetzen müssen. Jetzt erst war die poetische Form mit Erfolg zur Geltung gekommen, wobei besonders Goethe mit unermüdlicher Geduld die Schauspieler unterwies und leitete. So kam

alles zusammen, daß sich in der That der größte Teil des Publikums von einem neuen und höheren Geist umweht fühlte, wenn es auch freilich an tadelnden und mäkelnden Stimmen nicht fehlte.

Schiller war jetzt fest entschlossen, sich die nächsten Jahre völlig der dramatischen Poesie zu widmen. Hatte er in früheren Jahren wohl auch zuweilen mutlose Stunden gehabt, wo er an seinem Beruf zum Dramatiker zweifelte, so konnte nach der Vollendung eines so erstaunlichen Werkes davon keine Rede mehr sein. Goethe bemerkt am 21. September 1798 sehr treffend: „Ein Monument einer so außerordentlichen Geistesthätigkeit, als Ihr ‚Wallenstein' ist, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist." Dies gilt gewiß nicht zum wenigsten vom Dichter selbst, der sich durch dies Werk das dramatische Gebiet gleichsam von neuem erobert hatte und seine Kraft mächtig gewachsen fühlte. So entfaltete er denn in den wenigen Jahren, die ihm das Schicksal noch vergönnte, eine ungewöhnlich reiche Fruchtbarkeit und schuf in rascher Reihenfolge seine Meisterwerke.

Sein äußeres Leben war in den letzten Jahren im allgemeinen glücklich verlaufen. Die Klagen über seine Gesundheit freilich hören eigentlich nie auf. Wie oft begegnet man, z. B. während der Zeit, in der er am „Wallenstein" arbeitete, solch einem Seufzer, wie daß er „gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen" müsse.[1] Eine „wohlausgeschlafene Nacht" wird als eine besondere Gunst des Glückes gerühmt, und klagend ruft er aus: „Hätte ich drei gesunde Monate, so sollte er [der ‚Wallenstein'] fertig sein."[2] Allerdings wurde seine unvergleichliche Willenskraft dieser körperlichen Schwäche oft genug Herr, wie er denn selbst am 11. Dezember 1798 an Goethe schreibt: „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen und muß viel Kraft anwenden, mich in der nötigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müssen." Aber daß diese Gewalt, die er sich anthat, genau so wie die Krankheit selbst an seinem Leben zehrte, ist wohl unzweifelhaft. — Am 11. Juni 1796 war ihm ein zweiter Sohn, Ernst, geboren worden. Im Frühjahr 1797 erwarb er in Jena für 1200 Thaler ein

[1] Brief an Goethe vom 8. Dezember 1797.

[2] Brief an Körner vom 15. Dezember 1797.

Gartengrundstück mit einem Sommerhaus, das er im Mai bezog, und in dem er dann auch die beiden nächsten Sommer zubrachte, weil die freie Luft und die hübsche Lage seiner Gesundheit und seiner Stimmung zuträglich waren. Hier sind viele Balladen, der größte Teil des „Wallenstein" und auch der Anfang der „Maria Stuart" gedichtet worden.

Aber die enge Berührung, in die Schiller durch die Proben und das Einüben der Rollen zum „Wallenstein" mit dem Theater hatte treten müssen, legte ihm den Wunsch nahe, seinen Wohnsitz für immer in Weimar zu nehmen. Er war zu Anfang 1799 volle fünf Wochen mit den Seinigen dort gewesen und berichtet am 10. Februar an Körner, daß ihm dieser Aufenthalt auch in Rücksicht auf seine Gesundheit neue Hoffnungen erweckt habe. „Ich bin genötigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuten. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert; und so habe ich in diesen fünf Wochen als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen." Amtliche Verpflichtungen in Jena banden ihn nicht, denn er war von allen akademischen Pflichten befreit. Er fühlte das Bedürfnis, wenigstens den Winter über in Weimar zu leben, um sich eine reichere Anregung durch theatralische Anschauungen zu verschaffen, wodurch, wie er hoffte, seine dramatischen Arbeiten sehr gefördert, seine Phantasie befeuert werden würde. Die äußeren Schwierigkeiten, die das erheblich teurere Leben in Weimar mit sich brachte, wurden ihm durch das Entgegenkommen des Herzogs erleichtert, der ihm seine Pension um 200 Thaler erhöhte, so daß er nun jährlich 400 Thaler bezog. Das war im September 1799. Leider aber hatte er, ehe er übersiedeln konnte, noch eine schwere häusliche Sorge durchzumachen, da seine Frau nach der Geburt einer Tochter (Karoline) am 11. Oktober schwer erkrankte; er fürchtete ernstlich um ihr Leben. Er wachte eine Nacht um die andere an ihrem Bette, da sie in den heftigen Phantasien und Beängstigungen ihres Nervenfiebers niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden mochte. Endlich besserte sich ihr Zustand gegen Ende November so weit, daß der Umzug Anfang Dezember stattfinden konnte und auch allerseits glücklich überstanden wurde. Der Herzog nahm an Schillers persönlichem Ergehen aufrichtigen Anteil, wenn auch sein französisch gebildeter Geschmack an seinen Dichtungen mancherlei auszusetzen hatte.

Beide Dichter, nun in Weimar vereinigt, ließen es sich in den nächsten Jahren aufs eifrigste angelegen sein, das Theater durch Erneuerung der besten dramatischen Schöpfungen Deutschlands und des Auslandes zu bereichern und zu beleben. Hieraus entstanden die mancherlei Bearbeitungen fremder Stücke, die in dies und die folgenden Jahre fallen: Shakespeares „Macbeth", Gozzis „Turandot", die beiden französischen Lustspiele „Der Neffe als Onkel" und „Der Parasit", Racines „Phädra". Aber am wichtigsten war dem Dichter doch die Vollendung seiner eigenen Arbeiten. In Jena hatte er angefangen, sich mit „Maria Stuart" zu beschäftigen, ein Stoff, an den er schon vor vielen Jahren einmal gedacht hatte. Jetzt hatte er lange zwischen ihm und den Maltesern geschwankt. Doch gab endlich den Ausschlag, daß er in dem letzteren Stücke wiederum vorwiegend kriegerische Szenen darzustellen gehabt hätte; er sehnte sich, wie er an Goethe schreibt, nach einem rein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoffe; „den Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt". „Maria Stuart" war in der Mitte des Jahres 1800 vollendet und wurde bereits am 14. Juni aufgeführt. Sie übte eine außergewöhnlich ergreifende Wirkung aus. Der Schauspieler Becker schreibt darüber: „Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urteil war, es sei das schönste Schauspiel, das Deutschlands Bühne je dargestellt habe."

Wenige Tage nach der Aufführung der „Maria" war Schiller bereits mit einen neuen Gegenstande beschäftigt, mit der „Jungfrau von Orleans". Im April 1801 war das Stück vollendet. Der Herzog hatte wegen der Erinnerung an Voltaires „Pucelle" gegen die Wahl dieses Stoffes große Bedenken gehabt; er fürchtete, es werde dabei die Klippe der Lächerlichkeit schwer zu vermeiden sein, „besonders bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wüßten". Als er das Stück gelesen hatte, mußte er freilich gestehen, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht habe. Trotzdem sprach er den Wunsch aus, daß die Darstellung auf der Weimarer Bühne unterbleiben möge. Schiller gab hierin ohne Empfindlichkeit nach, schickte aber sein Drama ungesäumt an die Theater zu Berlin, Leipzig und Hamburg. Überall wurde es mit der größten Begeisterung aufgenommen. In Weimar kam es dann nachträglich am 23. April 1803 zur Aufführung, auch hier mit dem glänzendsten Erfolge. Schiller selbst sah sein Stück zum ersten Male in Leipzig, und dieser Abend gestaltete sich zu einer unver-

gleichlichen Kundgebung echtester Volksbegeisterung für ihn, so daß ihm hier (wie vormals in Mannheim) in der Ergriffenheit einer großen Menschenmenge die Macht seines Talentes zum Bewußtsein kam. Er hatte im Sommer 1801 den lange gehegten Plan ausgeführt, Körner in Dresden einmal wiederzusehen, und verlebte mit seiner Familie einige sehr heitere Wochen auf dem wohlbekannten Weinberge in Loschwitz, erquickt von der schönen Natur, froh bewegt von Freundschaft und Liebe, umweht von den alten Erinnerungen. Als er nun im September die Heimreise antrat, begleiteten ihn Körners bis Leipzig, und hier war es, wo er am 18. September einer Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ beiwohnte. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ Trompeten fielen mit lautem Tusch ein und begleiteten den sich wiederholenden Glückwunsch. Als die Vorstellung beendigt war, stürzte und drängte alles eiligst dem Ausgange zu, um den Dichter in der Nähe zu sehen und begrüßen zu können. Als die hohe Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und ließ in tiefer Stille und entblößten Hauptes den Gefeierten hindurchgehen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Der ist es! Das ist er!“

Länger als sonst dauerte es, bis sich Schiller wieder für einen bestimmten dramatischen Gegenstand entschied. Mancherlei Pläne beschäftigten ihn, besonders dachte er an ein Schauspiel „Warbeck“, das unter Heinrich VII. in England spielen sollte. Aber er konnte keinen wirklich bestimmenden Antrieb der dichterischen Phantasie finden. Dazwischen hielt ihn eine Zeitlang die Übersetzung von Gozzis „Turandot“ fest. Endlich gewann ein Stoff das Übergewicht, von dem er bereits am 13. Mai 1801 an Körner geschrieben hatte, er sei schon ganz damit im reinen und könnte gleich an die Ausführung gehen; aber er errege ihm noch nicht den Grad von Neigung, den er zu einer poetischen Arbeit brauche. Es war die „Braut von Messina“. Im Sommer 1802 entschied er sich dafür, und am 9. September schreibt er an Körner, dem er während seines Dresdener Aufenthalts Genaueres von dem Plane erzählt hatte, daß er jetzt nach langem Hin- und Herschwanken diesen Stoff ergriffen habe, vornehmlich weil er hoffen könne, am raschesten damit vorwärts zu kommen. Mit mancherlei Unterbrechungen arbeitete er an dieser Schöpfung, seit

„Kabale und Liebe“ dem einzigen frei erfundenen Stoffe, den er behandelte, und am Silvesterabend des Jahres konnte er das fast vollendete Stück seiner Frau vorlesen, die dabei, wie sie an Fritz von Stein schreibt, von einen „Staunen über die Kraft seines Geistes“ ergriffen wurde. Der Abschluß des Ganzen verzögerte sich noch bis Ende Januar 1803, und am 19. März fand die erste Aufführung statt. Der Eindruck war ungewöhnlich stark, und Schiller selbst war bei der Probe so davon ergriffen, daß er während der Szene, wo Don Manuels verhüllter Leichnam vor die angstbebende Mutter getragen wird, zu Goethe gewendet, gesagt haben soll: „Das ist doch nun wirklich eine Tragödie.“ Trotzdem konnte das Stück an nachhaltigem Eindruck auf das deutsche Publikum nicht mit den drei vorhergehenden verglichen werden. Die antike Form war etwas Fremdes. Weder der Chor noch die Schicksalsidee konnten auf unserm Theater Wurzel fassen. Unter Schillers genialen Händen wurden auch diese fremden Formen so mit allgemein menschlichem, ergreifendem Inhalt gefüllt, daß das Stück trotzdem, zumal bei der unvergleichlichen Pracht seiner Sprache und der mächtigen tragischen Gewalt vieler Szenen, die Zuhörer hinriß und hinreißt, sie blind macht für das Unwahre der Voraussetzungen und das Künstliche des Aufbaues. Aber diese große Wirkung ist nicht *durch* jene antiken Bestandteile erreicht, sondern *trotz* derselben.

Von ganz anderer Art war der nächste Stoff, den Schiller vornahm, der letzte, den er vollenden sollte: „*Wilhelm Tell*“. Goethe hatte, als er 1797 durch die Schweiz reiste, den Gedanken gefaßt, ein Epos „Tell“ zu schreiben, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Schiller kannte aus Goethes damaligen Mitteilungen wohl die äußeren Umrisse der Sage, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, ein Drama daraus zu machen. In der That kam er ganz unabhängig von jenem Goetheschen Plane zu seiner Behandlung des Stoffes. Denn im Jahre 1801 wurde völlig unerwartet von Berlin und Hamburg aus bei ihm angefragt, wie es mit seinem „Wilhelm Tell“ stünde. Diese Nachfragen wiederholten sich, das Publikum war, man weiß nicht wodurch, zu der Meinung gekommen, Schiller schreibe einen „Tell“. Darauf hin nahm er sich, wie er am 9. September 1802 an Körner schreibt, Tschudis schweizerische Chronik vor (es war etwa im Februar 1802): „Und nun ging mir ein Licht auf; denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im stande ist.“ Allerdings drängte sich zunächst

noch die „Braut von Messina" dazwischen, aber nach der Vollendung dieses Dramas wendete er sich nun wirklich zum „Tell". Am 12. September 1803 berichtet er an Körner: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Am 18. Februar 1804 war das Drama fertig, und am 17. März wurde es in Weimar aufgeführt. „Der Tell", schreibt Schiller selbst, „hat auf dem Theater einen größeren Effekt als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir viel Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde." Iffland in Berlin, der sehr drängte, hatte schon vor Vollendung des Ganzen stückweise Zusendungen erhalten, um die Aufführung schleunigst vorbereiten zu können. Auf die erste dieser Sendungen antwortet er am 4. Februar 1804: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen; und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald mehr! Blätter, Zettel, was Sie geben können. Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen."

Mit diesen fünf gewaltigen Schöpfungen, vom „Wallenstein" bis zum „Tell", hatte sich Schiller die Form des ernsten Dramas geschaffen, die seiner Natur entsprach. Es ist zwar keine Frage, daß auch schon die Jugenddramen und ebenso das Übergangsstück „Don Karlos" die Eigentümlichkeiten seiner dramatischen Kunst zeigen, und nichts ist unrichtiger, als von einem vollständigen Bruch in seiner poetischen Entwickelung zu sprechen. Aber die hohe Reife des nunmehr vollendeten, fest in sich ruhenden Dichtergeistes gibt den Stücken vom „Wallenstein" an jenes Gepräge der Meisterschaft, das sie uns als die eigentliche Blüte seines Schaffens erscheinen läßt. Schillers Dichtungsweise ist eine so eigenartige, so ganz aus seiner Anlage geboren, daß man sie mit der keines andern dramatischen Meisters vergleichen kann und bei allem, was der Dichter Shakespeare und Sophokles, was er Lessing und Goethe verdankt, doch das Schillersche Drama als eine Gattung für sich anerkennen muß. Der besondere Zug, den seine dichterische Anlage durch den starken Zusatz des Philosophischen und des Rednerischen erhält, tritt auch hier bestimmend hervor. Es vereinigt sich in ihm ein mächtiges Talent realistischer Menschendarstellung von wahrhafter,

unmittelbarer dichterischer Gewalt mit einem unvertilgbaren Zuge zu jenen großen Ideen, die seine ganze Seele füllten, und die er mit hinreißendem Schwunge zu verkündigen verstand. Gerade in der Verbindung dieser beiden Seiten, der realistischen und idealistischen, liegt der tiefste und fesselndste Reiz seiner Werke. Es sind immer „der Menschheit große Gegenstände", die er uns vorführt: sittliche Würde und staatsbürgerliche Freiheit, Vaterlandsliebe, innige Hingabe eines reinen Gemüts und die weltüberwindende Kraft der Liebe. So weiß er das Herz seiner Zuhörer stets zu erheben, indem er es aufs tiefste erschüttert. Denn alles dies tritt uns in bewegten, lebensvollen Menschengenstalten und im Rahmen einer spannenden und ergreifenden Handlung entgegen. Gerade jene „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion"[1] befähigte ihn vornehmlich zur sicheren Zusammenfassung und künstlerischen Gliederung einer großen dramatischen Handlung, und wir finden bei ihm von den „Räubern" bis zum „Demetrius" überall das, was er an diesem letzten Stoffe als einen besonderen dramatischen Vorzug hervorgehoben hat: „daß eine große Handlung sich nach einem bestimmten, faßlichen, erstaunenswürdigen Ziel rasch und mächtig hinbewegt".

Schillers Darstellung ist glänzend und oft von hinreißender Pracht, und doch liegt das eigentlich Wirkungsvolle niemals bloß in dem wunderbaren Klang der Worte, sondern in der Größe und Gewalt des Inhalts, in dem Reichtum an dramatischem Leben, dessen Ausdruck die mächtige Sprache ist. Schiller steht in bewußtem Gegensatz einerseits zu der gespreizten Unnatur der früher die Bühne beherrschenden französischen Tragödie, anderseits zu der bloß natürlichen, ins Seichte fallenden Darstellung eines Iffland, Kotzebue und anderer Zeitgenossen. Mit berechtigtem Stolze konnte er in seinem Gedicht „An Goethe" diese Höhe der Kunst als eine Errungenschaft des „deutschen Genius" bezeichnen, der sich „erkühnt" habe, „selbst in der Künste Heiligtum zu steigen". Treffend schildert er den Gegensatz zu der früheren Beschränktheit und Unnatur:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

---

[1] Goethe an Schiller, im Oktober 1795.

Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne."

Aber gleichwohl will er „der Natur nachlässig rohe Töne" aus dem Gebiet der Kunst verwiesen wissen:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Er wußte sehr genau, daß nur die Vereinigung des Realismus und des Idealismus die Kunst ausmacht, daß „der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muß, wenn es als Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll".[1]

Daß Schiller in der Reihe der Dramatiker aller Zeiten eine sehr hohe Stelle einnimmt, kann heute nicht mehr bezweifelt werden, nachdem sich die neun großen Stücke, die ihm zu vollenden vergönnt war, nunmehr ein Jahrhundert lang und darüber beim Lesen wie auf der Bühne insgesamt ohne eine eine einzige Ausnahme als immer neu und kräftig wirkend erwiesen haben. Und welche Fülle allgemein menschlicher Erhebung ist von ihnen auf unser Volk übergegangen! Jene hohen Ideen, die Schiller nicht müde wird in immer neuen, immer überzeugenden Bildern verkörpert vor uns hinzustellen, haben im Herzen unzähliger Deutschen Wurzel geschlagen. Der sittliche Idealismus, der da weiß, daß „das Leben nicht der Güter höchstes ist", und daß jeder Mensch „in seiner Brust seines Schicksals Sterne trägt", ebenso wie der politische, der „Gedankenfreiheit" fordert, haben aus Schillers Werken ihre Nahrung gesogen. Er hat mit dem unwiderstehlichen Zauber seiner Dichtungen den Gemütern die Schwungkraft der Begeisterung verliehen, so daß sie in großer Entscheidung die Wahrheit empfanden: „Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Wie wunderbar hat er vor allem die glorreiche Erhebung des deutschen Vaterlandsgefühls gleichsam vorausgeahnt, wenn er so eindringlich mahnt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an", und seine Helden sprechen läßt: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern." Wie mancher deutsche Mann hat in schwerer Zeit mit ihm ausgerufen: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!" und es tief

[1] Aus der Abhandlung „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie".

empfunden, daß die „Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre". Goethe hat erklärt, ihm sei durch Schiller ein neuer Frühling seines Lebens erblüht; es ist nicht zu viel gesagt, daß unser Dichter diese verjüngende Kraft seines Wesens, die in der Fähigkeit liegt, begeistert zu sein und Begeisterung zu wecken, auch in seiner Wirkung auf das ganze deutsche Volk bewährt hat.

3. Letzte Krankheit und Tod.

Wie unerschöpflich Schillers dichterische Kraft noch war, zeigt seine Versicherung an Körner in demselben Briefe, in dem er den großen Erfolg des „Tell" rühmt: „Ich gehe jetzt wieder frisch auf eine ganz neue Arbeit los und bin in guter Stimmung dafür." Sehr zahlreich sind die Pläne von Dramen, die sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Er ahnte nicht, daß ihm in wenig mehr als Jahresfrist der Tod seine letzte große Arbeit unvollendet aus der Hand nehmen werde. Während der letzten Jahre, in denen er die großartigen Dramen schuf, auf die seine ganze dichterische Entwickelung hindrängte, hatte sich die Krankheit, deren bange Mahnung ihn eigentlich nie verließ, immer weiter entwickelt, wenn auch Monate kamen, in denen er sich freier fühlte und voll Hoffnung in die Zukunft blickte. In einem seiner ersten Briefe an Goethe (vom 31. August 1794) spricht er von seinem körperlichen Zustande. Er war sich schon damals klar bewußt, daß seine Krankheit sein Leben vorzeitig untergraben werde, so daß ihm „schwerlich Zeit bleiben werde, eine große und allgemeine Geistesrevolution in sich zu vollenden". — „Aber", fährt er fort, „ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet." Die unsterblichen Werke dieser zehn Jahre sind also das „Erhaltungswerte", das er mit der ganzen Energie seines starken Geistes gerettet hat. Niemals vielleicht ist der erhabene Kampf eines großen idealen Willens gegen die äußeren Hemmnisse der Natur heldenhafter geführt worden, niemals die Mahnung, „die Angst des Irdischen" zu überwinden, bewunderungswürdiger und männlicher befolgt worden. Es ist ein ergreifender Gegensatz, die aufs höchste gesteigerte dichterische Schöpferkraft, die sich siegreich in immer neuen lebensvollen Gestalten der Welt offenbarte, und die immer tiefer erschütterte Kraft seines Körpers. An diese Zeit dachte Goethe, als er im Epilog zur „Glocke" von dem entschlafenen Freunde sagte:

„Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Nach Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er atemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser! leidend miterfahren."

Im übrigen gestaltete sich Schillers äußeres Leben in diesen letzten Jahren immer freundlicher. Freilich hatte er auch schmerzliche Verluste durchzumachen gehabt. Schon im Mai 1796 war seine jüngste Schwester, Nanette, an deren schönem Aufblühen er noch in der Heimat eine so herzliche Freude gehabt hatte, von einem bösartigen Fieber hingerafft worden, und im September desselben Jahres erlag der Vater einem unheilbaren Leiden, kindlich verehrt und betrauert von dem Sohne. „Wahrlich, es ist nichts Geringes", schrieb er an die Mutter, „auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden." Auch den Tod der Mutter erlebte er; sie starb 1802, nachdem sie den vollen Ruhmesglanz ihres Sohnes gesehen hatte, und dankte ihm noch in ihrem letzten Briefe für seine „große Liebe und Sorgfalt", mit der er sie unterstützt hatte: „Ach, so gibt es keinen Sohn auf der Welt mehr!" — Aber in seiner eigenen Familie, die sich am 25. Juli 1804 durch eine zweite Tochter (Emilie) vermehrte, sowie im engeren und weiteren Kreise seiner Freunde war ihm viel Erfreuendes beschieden, und er empfand mit Vertrauen die höchste Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenossen.

Sein Verhältnis zu Goethe wurde durch den fast täglichen persönlichen Verkehr je länger desto fester und inniger. Auch heitere Geselligkeit in etwas weiterem Kreise ward gern gepflegt. Im Jahre 1801 hatte Goethe eine regelmäßige Abendgesellschaft, das sogenannte „Mittwochskränzchen" gestiftet, welches alle 14 Tage in seinem Hause zusammenkam; unter den Gästen waren Schiller mit seiner Frau, Wolzogen, Meyer, Einsiedel u. a. Es ging dabei, wie Schiller berichtet, recht vergnügt zu; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder waren auch geladen, aber man ließ sich nicht stören, „es wurde fleißig gesungen und pokuliert", und eine Anzahl geselliger Lieder Goethes und Schillers verdanken diesen Abenden ihren Ursprung. — Es wäre zu verwundern,

wenn der herrliche neidlose Bund der beiden Großen nicht hier und da kleinen Geistern zum Verdruß gewesen wäre. Ein solcher war August von Kotzebue, der als russischer Kollegienrat in Weimar lebte. Goethe hatte den zudringlichen Gesellen zurückweisend behandelt und ihm besonders, als er auch in das „Mittwochskränzchen" eindringen wollte, die Thür vor der Nase zugezogen. Um sich zu rächen, hatte sich Kotzebue den Plan ausgedacht, durch einseitige Verherrlichung Schillers den Bund zu sprengen: am 5. März 1802 sollte auf dem Stadthause eine Apotheose des Dichters stattfinden, das „Lied von der Glocke" sollte dramatisch aufgeführt und Schillers Büste von Frauenhänden mit Lorbeer geschmückt werden. Aber der Plan scheiterte: Heinrich Meyer gab Schillers Büste aus der Bibliothek nicht her, und der Bürgermeister verweigerte den Stadthausschlüssel. So war, wie Schiller scherzend an Goethe schreibt, der 5. März ihm besser vorübergegangen als für Cäsar der 15., und die beiden Freunde blieben vereinigt.

Eine Störung anderer Art wurde in der behaglichen Ruhe des gesellschaftlichen Lebens der beiden Dichter durch den Besuch der Frau von Staël im Dezember 1803 verursacht, der sich bis in den März 1804 hinzog, also gerade zu einer Zeit, wo Schiller eifrig mit den letzten Arbeiten zum „Tell" beschäftigt war. Dennoch hielt er sich der beweglichen Französin gegenüber, die im Gespräche alles erklären, einsehen, ausmessen, nichts Dunkles und Unzugängliches statuieren wollte, tapfer genug, disputierte mit ihr in französischer Sprache, was ihm herzlich schwer wurde, über Kantsche Philosophie und Ästhetik und bekannte nachher, daß sie „ein Phänomen in ihrem Geschlecht" sei, daß ihr „an Geist und Beredsamkeit wenige Männer" gleichkämen. „Das einzig Lästige", setzt er hinzu, „ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können."

In demselben Jahre (1804) schien noch einmal die Möglichkeit an Schiller heranzutreten, seinem äußeren Leben eine ganz neue Bahn zu geben. Iffland hatte ihn eingeladen, nach **Berlin** zu kommen, um dort der Aufführung einiger seiner Stücke beizuwohnen. Schiller entschloß sich rasch und traf mit seiner Frau und seinen beiden Knaben am 1. Mai 1804 in Berlin ein. Man begegnete ihm hier von allen Seiten mit ehrender Anerkennung, „Wallenstein", die „Jungfrau", die „Braut von Messina" wurden gegeben, er wurde nach einer Aufführung der „Jungfrau" der Königin Luise vorgestellt, und es ergingen

Anträge an ihn wegen einer dauernden Übersiedelung nach Berlin. Das bewegte Leben der Großstadt hatte ihm entschieden zugesagt. Doch waren der Bedenken viele: es sei sehr kostspielig in Berlin zu leben, schreibt er an Körner, „ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Unter 600 Friedrichsdor [3400 Thaler] könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben." Es sei ihm zweifelhaft, ob man dort so hoch gehen wolle. Vor allem aber fühlte er, wie fest er innerlich an Weimar gebunden sei. „Wenn ich nicht auf meine Familie reflektieren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein, und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Kapital kann geschlagen werden. — Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse. Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben." Dies that der Herzog, wie Schiller schon am 3. Juli meldet: „Er hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf 800 Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen." Hiernach war Schiller fest entschlossen, in keinem Falle Weimar zu verlassen, glaubte aber, es werde sich vielleicht noch ein Abkommen treffen lassen, daß er nur gewisse Zeiten des Jahres in Berlin zubringe. Indes blieben die Verhandlungen darüber alsdann liegen.

Im November 1804 wurde in Weimar die Ankunft des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, erwartet, und die ganze Stadt war deswegen zehn Tage lang von Festaufzügen, Bällen, Illuminationen und dergleichen voll. Erst wenige Tage vor dem Eintreffen der Herrschaften fiel es Goethe aufs Herz, daß er allein sich auf nichts vorgesehen habe, während die ganze Welt von den beiden Freunden etwas erwartete. In seiner Not, und da er seine eigene Erfindungskraft vergebens anstrengte, wandte er sich an Schiller, und dieser half denn auch glücklich mit der seinigen aus. Er arbeitete in vier Tagen ein Vorspiel aus, „Die Huldigung der Künste", welches frischweg eingelernt und am 12. No-

vember gegeben wurde. „Es reüssierte", sagt er, „über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht monatelang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publikum so zu Dank zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist." Die Prinzessin konnte die Thränen ihrer Rührung und Freude bei den tiefempfundenen und gedankenreichen, in hinreißend schöner Sprache vorgetragenen Szenen des kleinen Stückes nicht bergen.

„Die Huldigung der Künste" war Schillers letztes vollendetes Werk. Im Sommer schon hatte er einen neuen schweren Anfall seiner Krankheit zu bestehen gehabt, von dem er sich jetzt eben „kümmerlich" erholt hatte, und nach den Festlichkeiten befiel ihn wieder ein heftiger Katarrh, den er nicht überwinden konnte. Im Januar 1805 fühlte er sich zu selbständiger dichterischer Arbeit noch unfähig, so daß er sich nicht an das neue dramatische Werk, das ihn seit einigen Monaten fesselte, den „Demetrius", wagen konnte; er nahm deshalb, „um nicht ganz müßig zu gehen", eine Übersetzung vor, nämlich die der „Phädra" von Racine, die er in wenigen Wochen fertig machte, so daß sie am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, gegeben werden konnte. Am 22. Februar schreibt er auf einen kurzen Brief Goethes, der ebenfalls krank gewesen war: „Es ist mir erfreulich, wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es belebt meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen." Nur wenig hoffnungsvoller klingt es am 25. April in dem letzten Briefe, den er an seinen treuen Körner schrieb: Die bessere Jahreszeit, sagt er, bringe Mut und Stimmung wieder. „Aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält."

Es war anders über ihn verhängt. Am 29. April ging er noch ins Theater; eben wollte er sich dahin aufmachen, als Goethe, der nach erneuter Krankheit seinen ersten Ausgang wagte, zu ihm ins Zimmer trat. Er konnte den Freund weder begleiten, noch mochte er ihn zurück-

halten, und so schieden sie an Schillers Hausthür, ohne zu ahnen, daß es ein Abschied für ewig war. Zu seiner Schwägerin Karoline, die mit ihm ging, sagte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit Jahren immer Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr. Heinrich Voß, ein Sohn von Johann Heinrich Voß, der damals viel bei ihm verkehrte und von seiner Liebenswürdigkeit und der milden Hoheit seines Wesens unter all seinem Leiden ganz bezaubert war, holte ihn den Abend, nach dem Theater, wie gewöhnlich aus der Loge ab, fand ihn aber in heftigem Fieber. Die nächsten Tage war er sehr matt. Sein gewöhnlicher Arzt, Dr. Starke, war von Weimar abwesend, doch wurde er von dessen Vertreter ganz in gleicher Weise behandelt. Am 6. Mai fing er wieder an stark zu fiebern und abgebrochen zu sprechen. Am 8. abends verlangte er, in die Sonne zu sehen, und schaute, als man den Vorhang öffnete, mit heiterm Blicke hinaus. Als seine Schwägerin an sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer!" Am 9. trat Besinnungslosigkeit ein, einmal erkannte er noch seine Frau und küßte sie. Nachmittags gegen 6 Uhr erlag seine hohe Natur der Gewalt der Krankheit. Nach einem heftigen Anfall schien er ruhig zu schlafen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer, und Lotte sagte, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In dem Augenblick rief der Diener. Das Ende war da. Vergeblich suchte Lotte seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden. Es war Donnerstag, der 9. Mai 1805.

Den Monolog der Marfa im zweiten Akte des „Demetrius" fand man auf Schillers Schreibtisch. Es waren seine letzten Zeilen. Man merkt es dem Flug der Gedanken und dem Schwunge der Worte nicht an, daß ein von der Hand des Todes schon Berührter sie geschrieben hat.

Das Begräbnis fand am 11. Mai spät abends statt. „Es war eine schöne Mainacht", erzählt Karoline, „nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr." Zwölf junge Männer höheren Standes nahmen den gewöhnlichen Trägern (Handwerkern) die Bürde ab und trugen den Dichter zur letzten Ruhe. Nur wenige Freunde begleiteten ihn. Noch auf dem Kirchhofe schloß sich sein Schwager Wilhelm von Wolzogen dem nächtlichen Zuge an; er war zu Pferde von Naumburg auf die Trauernachricht

herbeigeeilt. Der Leichnam wurde in dem sogenannten Landschaftskassengewölbe beigesetzt. Zwanzig Jahre später öffnete man dasselbe und fand die große Anzahl von Särgen, unter denen der Schillers gestanden hatte, bereits stark zerfallen und vermodert; doch gelang es, seine Gebeine zu sammeln. Der Schädel wurde zuerst auf Wunsch des Großherzogs in dem Fußgestell von Schillers Büste auf der Bibliothek aufbewahrt, dann aber, mit den übrigen Gebeinen vereinigt, an würdiger Stätte in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt. Dort ruht Karl August nun neben den beiden Dichtern.

Goethe, der durch eigene schwere Krankheit in jenen Tagen des Todes an jeder Bethätigung gehindert war, schrieb wenige Tage danach an Zelter: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund und mit ihm die Hälfte meines Daseins.“

Was Schiller dem deutschen Volke war und ist, zeigt die bis heute stets wachsende Wirkung seines Geistes. An edler Volkstümlichkeit kann von den Helden des Wortes nur Luther mit ihm um den Preis streiten. Goethe, mit dessen allumfassendem Geist er selbst sich „nicht messen“ wollte, wirkt nicht in so weite Kreise hinaus, wenigstens nicht unmittelbar. Schiller ist dem Herzen des deutschen Volkes teuer durch seine Dichtungen wie durch seine Persönlichkeit. Er gehört zu den höchsten Lehrern und Bildnern der Menschheit, der Hoheit der Gesinnung und Adel sittlicher Lebensanschauung durch Wort und Leben verkündigt und gepredigt hat wie kaum ein anderer; als Mensch verehrungswürdig, ein Held im Leben und Leiden, in Kampf, Sieg und Tod, als Dichter von ursprünglicher, schöpferischer Kraft, den größten ebenbürtig, wenigen nachstehend, eigenartig, gedankenreich, beredt und sprachgewaltig. Mit Recht schrieb Baggesen in jenem Briefe an Reinhold von dem Totgeglaubten: „Er war Deutschlands Shakespeare, oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller.“

Schillers lyrische Gedichte und Balladen.

In einem kurzen, mitten in der Bahn abgebrochenen Leben hat Schiller die große Fülle seiner Werke geschaffen. Daß unter ihnen die dramatischen in erster Reihe stehen, ist in seinem ganzen Lebensgange deutlich hervorgetreten; aber noch auf einem zweiten Gebiete hat er seine dichterische Eigenart zum vollen Ausdruck gebracht: als Lyriker und Balladendichter.

Einem Dichter, der durch und durch Dramatiker war, mußte von allen lyrischen Gattungen diejenige am fernsten liegen, die der Ausdruck des bloß innerlichen Gefühlslebens ist. Ein „Lied" im gewöhnlichen Sinne, den leichten, unvermittelten Ausklang einer Seelenstimmung, wie wir ihn bei Goethe in verschwenderischer Fülle und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit finden, haben wir bei Schiller so gut wie nie. Da uns aber gerade solche Gedichte am unwiderstehlichsten ergreifen und gleichsam mit elementarer Macht die Wirkung der Poesie fühlen lassen, so kann man sich denken, daß Schiller, wenn ihm dies einmal zum Bewußtsein kam, die Empfindung haben mußte, daß er dagegen überhaupt gar nicht aufkommen könne. So erklärt sich das starke Wort, das er einst nach Lesung des Goetheschen Mignon-Liedes: „So laßt mich scheinen, bis ich werde", an Körner schrieb; das Gefühl, einer ihm völlig unzugänglichen Art dichterischen Schaffens gegenüberzustehen, preßte dem sonst so selbstbewußten Manne das Wort aus: „Gegen Goethe bin und bleibe ich doch ein poetischer Lump!" Aufs schärfste bezeichnet dieser Seufzer das, was wir bei Schiller nicht finden.

Es fehlt allerdings auch bei ihm keineswegs an Gedichten, die der Ausdruck eines Gefühls sind; aber auch dann ist die Zuthat des Gedankens bei Schiller ungleich größer als bei anderen Dichtern, namentlich strömen ihm die Ideen aus den beiden Zweigen der Wissenschaft, in die er selbst mit schöpferischer Hand eingegriffen hat, gleichsam unwiderstehlich zu, aus der Philosophie und der Geschichte. Außerdem aber nimmt er oftmals zwar den Ausgangspunkt von einer Empfindung, der Verlauf aber zeigt, daß der Einheitspunkt doch ein Gedanke ist: und dies ist das Entscheidende für die Zuteilung zur

Gefühlslyrik oder Gedankenlyrik. Wie leicht und behaglich klingt es z. B., wenn er in der „Gunst des Augenblicks" (Nr. 194) anhebt:

„Und so finden wir uns wieder
In dem heitern, bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein."

Aber das fröhliche Gefühl des Augenblicks geht ihm alsbald in eine ernste Betrachtung über den Wert und die Weise menschlicher Glücksempfindung über:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück!'

Und dieser Gedanke, daß das Schöne und Beglückende rasch komme und rasch schwinde, hält ihn fest, er verfolgt ihn durch Kunst und Natur, und in ihm liegt die Einheit des Gedichtes. Auch in den „Vier Weltaltern" (Nr. 196) knüpft Schiller zuerst an die fröhliche Stimmung der Geselligkeit an:

„Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste."

Aber auch hier verwandelt sich wieder die heitere Empfindung in eine sinnige Betrachtung. In dem ersten Gedicht spricht der Philosoph zu uns, der die Welt um sich und in sich mit denkendem Blicke betrachtet, in dem zweiten der Geschichtskenner, den der Bildungsgang des Menschengeschlechts zu ernstem Nachdenken stimmt. Viel seltener bleibt die Empfindung das Herrschende. Im „Geheimnis" (157) z. B. legt die Gefahr, vor der dem Liebenden bangt, dem Dichter denselben Gedanken nahe wie in der „Gunst des Augenblicks":

„Leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter, fällt das Glück herab."

Aber nicht er bildet den Einheitspunkt des Gedichts, sondern das lebhafte Gefühl der Liebenden:

„O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein starker Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!"

Und doch ist auch dies nicht Gefühlslyrik im gewöhnlichen Sinne. Wir hören hier allerdings nicht den Philosophen oder Historiker, wohl aber den Dramatiker, der sich eine Situation erschafft und uns in erwartungsvolle Stimmung versetzt, indem er Gefühl und Phantasie

in uns für das Schicksal der beiden Liebenden erregt, die sich so energisch vor der Zudringlichkeit der Welt abschließen.

Nur ganz vereinzelt finden sich Klänge reiner Gefühlslyrik. Als ein einfaches „Lied“ wäre wohl kaum ein anderes zu nennen als das kleine Gedicht „An den Frühling“ (Nr. 15), das aus der frühesten Zeit seines Dichtens stammt und allerdings völlig unbeschwert von jeder philosophischen, geschichtlichen oder dramatischen Zuthat, dafür aber auch von einer bei Schiller höchst ungewöhnlichen Unbedeutenheit ist:

„Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen,
Willkommen auf der Flur!“ 2c.

Um solche Verse zu dichten, brauchte jemand nicht gerade Friedrich Schiller zu sein. Man fühlt, wie wenig dieser Ton zu seinem Wesen stimmt. Dagegen kann man aus seiner reiferen Zeit ein paar vorzüglich schöne Naturschilderungen hierher ziehen, z. B. „Der Abend“ (Nr. 56) oder „Das Berglied“ (Nr. 206). Doch drängt sich wenigstens bei dem letzteren gleich wieder das betrachtende Element ein, wie denn schon Goethe hervorhob, daß man diesem „artigen Stieg auf den Gotthard“ auch „noch sonst allerhand Deutungen“ geben könnte.

In anderen Fällen halten sich Gefühl und Reflexion etwa die Wage, so in den stürmischen Oden seiner Jugend („An Laura“ 2c.), im „Lied an die Freude“ und namentlich in einer Anzahl von Gedichten, welche alle dem Gefühl einer Trauer Ausdruck geben und insofern Elegien heißen können. In der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ heißt es, daß die Trauer der Elegie entweder den Verlust eines natürlichen Gegenstandes, also etwa eines geliebten Menschen, betreffe, oder das Ideal, sofern es als unerreichbar empfunden werde. Es ist bezeichnend für die folgerichtige Entwickelung Schillers, wie die wichtigsten dieser Gedichte hiernach zeitlich aufeinander folgen. Zwei stammen aus der frühesten Zeit seines poetischen Schaffens, 1780 und 1781: „Eine Leichenphantasie“ (Nr. 4) und die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ (Nr. 5). In beiden ist der Gegenstand der Tod eines geliebten Freundes, und beide sprechen den Schmerz stark und rückhaltlos aus. In allen anderen klagt der Dichter um ein verloren gegangenes oder unerreichbares Ideal. In einem (den „Göttern Griechenlands“, Nr. 33) ist es eine versunkene ideale Welt der Vorzeit,

der sein sehnsüchtiger Schmerzenslaut gilt, in den anderen sind es Ideale seines Lebens, die er mehr und mehr vor der Wirklichkeit schwinden sieht. Und hier ist wieder, je reifer der Dichter wird, ein natürlicher Fortschritt wahrzunehmen, indem sich der Schmerz anfänglich herbe, fast trostlos ausspricht und sich allmählich zu stiller Wehmut abklärt. Die Jahreszahlen, die uns diese Entwickelung vergegenwärtigen, sind 1784 und 1795. Dem ersten Jahre gehört das gedankenschwere Gedicht „Resignation" (Nr. 28) an: „Auch ich war in Arkadien geboren!" Der Verlust seines Ideales von Lebensglück und die sich selbst überwindende, tiefschmerzliche Entsagung werden in erschütternder Weise ausgesprochen. Wesentlich anders ist die Stimmung in dem aus dem Jahre 1795 stammenden Gedichte „Die Ideale" (Nr. 53). Auch hier ist der Dichter schmerzlich bewegt und spricht seine Trauer ergreifend aus; aber mit männlicher Entschlossenheit hält er die Güter fest, die ihm trotzdem unverlierbar bleiben: Freundschaft und Liebe sowie rastlose, hingebende Thätigkeit („Beschäftigung, die nie ermattet"), und aus ihnen quillt ihm Erhebung und geläuterte Kraft zu innerem Frieden. — Endlich zeigen ein paar kleinere Gedichte aus den Jahren 1801 und 1803 die Stimmung des Dichters nunmehr dahin verklärt, daß er nicht mehr um den Verlust einer idealen Welt trauert, sondern in ihr ein Ziel sieht, nach dem er sehnsüchtig strebt, wenn er auch weiß, daß wir es auf Erden nie ganz erreichen oder uns nur in den gehobensten Stunden dazu emporschwingen können. Es sind die Gedichte „Sehnsucht" (Nr. 189) und „Der Pilgrim" (Nr. 200); hier haben wir einen Geist vor uns, der zu innerer Ruhe, zu heiterem Seelenfrieden durchgedrungen ist, den die Endlichkeit und Unzulänglichkeit alles Irdischen wohl noch mit Wehmut erfüllt, aber nicht mehr mit heftigem Schmerze peinigt.

So bringt Schiller selbst da, wo eine Empfindung heiterer oder ernster Art augenscheinlich den Anlaß zum Dichten bildet, doch eine Fülle von Gedanken zum Ausdruck, die sich ihm ungezwungen und gleichsam unwillkürlich aufdrängt, und die seinen Schöpfungen jenen besonderen Stempel aufdrückt, dessen Gepräge man aus Hunderten herauserkennen würde. Es ist begreiflich, daß diese Eigenschaften in noch erhöhtem Maße auf dem Felde der eigentlichen G e d a n k e n l y r i k hervortreten, die man in der That als Schillers unbestrittenes, uneingeschränktes Herrschaftsgebiet bezeichnen kann, auf dem ihm kein anderer Dichter, alter und neuer Zeit, zu vergleichen ist.

Erstaunlich ist schon äußerlich die Mannigfaltigkeit seines Schaffens. Bald sind es umfangreiche Gedichte von tiefem, wissenschaftlichem Gehalte, die eine ganze Welt von Ideen vor uns aufthun; bald solche von wenigen Strophen, die einem einzelnen wertvollen Gedanken gewidmet sind; wieder andere, die ihren Inhalt in Bilder der verschiedensten Art kleiden, in Sage und Allegorie; endlich eine fast unerschöpfliche Fülle in gedrängter, kurzer und kürzester Form, bis zu jenen zweizeiligen Epigrammen, in denen er nach Goethes Urteil ein so unerreichter Meister war. Noch weit erstaunlicher aber ist die Art der Behandlung. Wir wissen ja, daß Schiller Philosoph und Geschichtsforscher ist; es wird uns also nicht wundernehmen, daß er uns viel zu geben hat aus dem Borne seiner Ideen über Welt und Leben, über Gott und Religion, über Menschenentwickelung und Menschenglück, über Kunst und Staat. Aber ein wie gewaltiger Dichter er ist, das zeigt sich darin, daß er alle diese Dinge poetisch bewältigen kann, daß es nicht philosophische und geschichtswissenschaftliche Abhandlungen in poetischer Form, in Vers und Reim und schönklingenden Worten sind, sondern daß es insgesamt, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, wahre und wahrhaftige Gedichte von ergreifender, zum Teil überwältigender Wirkung geworden sind.

Die Hauptmasse dieser Gedichte gehört zwar den beiden Jahren 1795 und 1796 an, der Zeit, als nach der langen und gründlichen Versenkung in die Wissenschaft endlich der dichterische Schaffenstrieb, beschwingt durch den mächtigen Hauch von Goethes Freundschaft, seine Flügel wieder regte und Schiller natürlicherweise zunächst von denselben Ideen auch poetisch ergriffen wurde, die ihn so lange wissenschaftlich beschäftigt hatten. Aber die Richtung selbst, die ihn zur Ideendichtung führte, ist ihm von Anfang an wesentlich eigen. In seiner ersten Periode bewegt sich seine Phantasie besonders gern in Bildern der Unendlichkeit. Bald macht er den überkühnen Versuch, das schlechthin Unvorstellbare, die räumliche Unendlichkeit der Welt anschaulich zu machen („Die Größe der Welt“, Nr. 16); bald versenkt er sich, nicht minder kühn, in die zeitliche Unendlichkeit: in der „Phantasie an Laura“ (Nr. 6) sieht er die Erfüllung seiner Liebe in der unendlichen Zukunft, im „Geheimnis der Reminiszenz“ (Nr. 18) träumt er sich in die unendliche Vergangenheit zurück, wo er mit der Geliebten zu einem Wesen verschmolzen gewesen sei. — Neben diesen ungezügelten Phantasien ist es der spekulative Gedanke einer Einheit der materiellen und geistigen Welt, der ihn beschäftigt: „Geisterreich und

Körperweltgewühle wälzet eines Rades Schwung zum Ziele", und diese Trieb- und Anziehungskraft heißt ihm Liebe. So in der „Freundschaft" (Nr. 21) wie schon in der „Phantasie an Laura" (Nr. 6).

Auf ein ganz anderes und weitaus fruchtbareres Gebiet begibt sich Schiller in den folgenden Jahren. Die Betrachtung der Schönheit und ihrer Bedeutung für unser inneres Leben wie für die Entwickelung der Menschheit wird von nun an der Mittelpunkt seines Denkens. Das konnte erst geschehen, als er aus dem Sturm der drangvollen Jahre nach seiner Flucht aus Stuttgart in Freundes Arm Zuflucht gefunden hatte und dann in Weimar mit bedeutenden Männern und edlen Frauen in Verkehr getreten war, so daß von ihm selbst galt, was er von dem durch die Kunst besänftigten Menschen sagt: „Der Schönheit goldner Gürtel webet sich mild in seine Lebensbahn." Einen umfassenden Ausdruck gab er seinen Gedanken in dem für immer bewunderungswürdigen kulturphilosophischen Gedicht „Die Künstler". Ist auch die Auffassung des menschlichen Kulturweges, die er hier poetisch vorträgt, im einzelnen geschichtlich vielfach anzufechten, so ordnet sie doch in echt künstlerischer Weise Ursprung, Gang und Ziel aller geistigen Entwickelung einem großartigen, einheitlichen Gesichtspunkt unter und ist überdies, wie Schiller selbst sich ausdrückt, „für ein Gedicht wahr genug".

Die nächsten Jahre bringen eine eingehende Vertiefung in die Philosophie, namentlich in Kant, dessen Lehren Schiller in eigenartiger Auffassung weiterbildete. Besonders bezeichnend für des Dichters Gedankenwelt ist wiederum die Stellung, die er der Schönheit im inneren Leben des Menschen zuweist. Er faßt sie mit Kant als den Gegenstand eines „uninteressierten Wohlgefallens", ein Gedanke, den er schon in den „Künstlern" ausgesprochen hatte. Von dem Gegensatz der sinnlichen und geistigen Natur im Menschen, der dort stark hervortrat, geht er auch jetzt aus; hatte doch schon der zwanzigjährige Student „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" geschrieben. Es ist derselbe Gegensatz, den Goethes Faust empfindet, wenn er sagt, daß „zwei Seelen in seiner Brust wohnen", von denen ihn die eine „mit klammernden Organen" an die Welt fessele, während ihn die andere in die freien Gefilde des Geistes heben wolle, der Gegensatz zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden". Beide Triebe nötigen unser Gemüt, der sinnliche durch Naturnotwendigkeit, der geistige durch Gesetze der Vernunft; bei ihrem Widerstreit werden wir

uns unserer Unfreiheit schmerzlich bewußt und haben nur die „bange Wahl“ zwischen beiden, die uns in jedem Falle unbefriedigt läßt. Nur dann werden wir uns frei fühlen, wenn der sinnliche Trieb mit dem Gesetze der Vernunft übereinstimmt; und die befreiende Kraft, dies zu bewirken, weist Schiller der Schönheit zu. Denn das begierdelose Wohlgefallen, das diese in uns erweckt, hat mit der sinnlichen Lust, die uns unfrei macht, nichts gemein. Darum sind wir frei, wenn wir uns in die schönen Gebilde der Kunst versenken, oder wenn wir unser Gemüt der idealen Seelenstimmung öffnen, die uns von den Gegenständen unseres Empfindens und Begehrens unabhängig macht. In solchen Augenblicken ist die „Angst des Irdischen“ von uns genommen: die sinnliche Welt reizt nicht mehr unsere Begierde, sondern wir erfreuen uns nur an ihrem „schönen Schein“, und selbst die furchtbare Majestät des Sittengesetzes hört auf, uns zu ängstigen, solange es uns gelingt, die Befolgung seines Gebotes als das unserer Natur Gemäße zu fühlen, dem wir freie Neigung entgegenbringen. Dann ist das Gute für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, d. h. es hat sich in ein Schönes verwandelt, der Zwang des Gesetzes ist in uns zur Freiheit geworden. Ein Mensch, dem dies leicht und natürlich ist, heißt ihm eine schöne Natur, und er wird nicht müde, seine Überzeugung auszusprechen, daß nicht die durch strenges Pflichtgefühl dem Triebe mühsam abgerungene Tugend das Höchste sei, sondern das von selbst durch glückliche Naturanlage sittlich gestimmte Herz, das das Gute ohne Schwanken und Kampf aus freier Neigung thut, weil ihm die entgegengesetzte Handlung oder Versäumnis niedrig und häßlich dünkt. Dieser schöne sittliche Takt, oder auf höchster Stufe sittliche „Genialität“ ist selbst dem gereiftesten Nachdenken der Klugen und Philosophen überlegen. So im „Genius“ (Nr. 62). Der Dichter findet diese ungebrochene Selbstgewißheit einer „schönen Individualität“ besonders in einer edlen weiblichen Natur; das ist ihm „des Sieges ruhige Klarheit“, worin der männlichste Mann dem weiblichsten Weibe weichen müsse (Nr. 98). Nahe verwandt ist der Gedanke, daß überhaupt diejenigen Güter die höchsten und beglückendsten sind, die wir niemals durch Kampf und Mühe, durch keinen noch so energischen Willen erringen können, sondern die uns frei und ohne unser Zuthun, „von den gnädigen Göttern“, zufallen: gewinnende Anmut in Erscheinung und Rede, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität, Macht der Persönlichkeit. Auserwählte Naturen, denen diese Güter beschert wurden, sind glücklich und beglücken die Welt, wir anderen sollen

sie nicht mit Neid anblicken, sondern beseligt an ihrem Glücke teilnehmen. („Das Glück“, Nr. 173.)

Dies sind die Gedanken, die in Schillers Lebensanschauungen fortan die herrschenden sind, sie bilden sozusagen die immer gegenwärtige Atmosphäre seines dichterischen und philosophischen Denkens; es sind Anschauungen eines gereiften, in sich abgeklärten Gemüts, zu denen er sich erst nach vielen Kämpfen und Lebenserfahrungen, schmerzlichen wie wohlthuenden, durchgerungen hat, und er spricht sie mit philosophischem Ernst und dichterischer Weihe aus. Hierin liegt die Rechtfertigung dieser Ideendichtung. Goethe, der in seinem künstlerischen Schaffen immer vom Einzelnen, Angeschauten ausgeht und nie vom Begriff, mußte in dieser Art des Dichtens natürlicherweise etwas ihm Fremdes finden, und er spricht es einmal gelegentlich Schiller selbst gegenüber aus, „die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen“, wie jener gethan, sei „wohl zu erlauben, aber nicht zu loben“. Gewiß ist, daß wirkliche Poesie daraus nur unter den Händen eines Meisters werden kann, der die eigentümlich geniale Doppelnatur Schillers besitzt; denn niemals will er uns über seine Ideen belehren; das ist der Fehler aller sogenannten didaktischen Poesie, die eben deshalb aus dem Rahmen wahrer Dichtung herausfällt und (um einen Ausdruck Goethes bei anderer Gelegenheit zu brauchen) an einer „inkurablen Trockenheit“ leidet. Das thun nun Schillers Erzeugnisse augenscheinlich gar nicht, und der Grund ist, daß er, wie es bei aller wahren Poesie der Fall ist, nur deshalb dichtet, weil er von seinem Gegenstande voll ist, und weil ein tiefes Herzensbedürfnis ihn zwingt, seine Begeisterung zu äußern. Nur ist das ihn Ergreifende in diesem Falle nicht eine Empfindung oder eine Leidenschaft oder ein Vorgang, sondern die Hoheit einer Idee, die in ihm lebendig wird. Er schaut sie, wie ein anderer Gestalten schaut, und darum fließt ihm der Mund von der inneren Begeisterung entzückten Schauens über.

Der Inhalt von Schillers Gedankenlyrik ist hiermit freilich keineswegs erschöpft. Eine reiche Fülle von Gedichten, teils ebenfalls aus den Jahren 1795 und 1796, wo der Quell dieser Dichtung besonders voll strömte, teils aus den späteren Jahren, zeugen von der Vielseitigkeit und Tiefe seines Geistes. Viele von ihnen prägen einen einzelnen Gedanken, der philosophisch bedeutend oder praktisch wertvoll ist, in näherer oder fernerer Beziehung zu den oben entwickelten Ideen, in eine kürzere, bezeichnende Form; so gleich das erste Gedicht nach dem

langen Verstummen: „Poesie des Lebens“ (Nr. 38), so „Die Worte des Glaubens“ (Nr. 161), „Die Worte des Wahns“ (Nr. 182), „Licht und Wärme“ (Nr. 162), „Breite und Tiefe“ (Nr. 163), „Hoffnung“ (Nr. 172), auch die wehmütige „Nänie“ (Nr. 179). Andere kleiden ihren Inhalt in die Form einer Allegorie; so wird die beglückende Wirkung der Poesie im „Mädchen aus der Fremde“ (Nr. 81) dargestellt, das Erdenlos des Dichters in den heiteren Erzählungen „Pegasus im Joche“ (Nr. 48) und „Die Teilung der Erde“ (Nr. 71). Verschiedene Gedichte aus den Jahren 1802 und 1803 verdanken Goethes sogenanntem Mittwochskränzchen ihr Dasein und sind also als gesellige Lieder gedacht; hierher gehören, außer den beiden oben berührten („Die Gunst des Augenblicks“ und „Die vier Weltalter“), noch das „Dem Erbprinzen von Weimar“ gewidmete Lied (Nr. 193), „An die Freunde“ (Nr. 195) und die beiden „Punschlieder“ (Nr. 201 und 202). Der Zweck bringt es hier mit sich, daß der Dichter eine leichtere Form wählt, die Lieder sangbarer hält; aber die ihm eigentümliche Gedankenfülle, der Schillersche Stempel, ist trotzdem unverkennbar.

Zu dem Vorzüglichsten endlich, was Schiller auf dem Gebiete der Gedankenpoesie geschaffen hat, gehört jene wunderbar reichhaltige Sammlung einzelner Sprüche, jene Distichen, Xenien, Epigramme, Votivtafeln, die sich über eine Fülle wichtigster Gegenstände in knappester Form aussprechen: praktische Lebensweisheit, feine Menschenkenntnis, tiefe Blicke in wissenschaftliche und sittliche Fragen, in Kunst und Kritik, Staat, Gesellschaft und Religion — ein wahrer Schatz von Wahrheits- und Weisheitssprüchen, fast jeder ein goldenes Wort, eine Sammlung, der wenige Litteraturen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen haben. Man kann das nicht treffender bezeichnen als durch das prächtige Wort Goethes, mit dem er dem Freunde für die übersandten „Tabulae votivae“ dankt: „Ihre Distichen“, sagt er, „sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“

Haben uns die bisher besprochenen Gebiete der Gedankenlyrik durchweg den Philosophen gezeigt, so tritt daneben doch auch der Histo-

riker nicht zurück, der die Weltgeschichte mit denkendem Blicke betrachtet. So führt uns eine Anzahl von Gedichten die Stufen des Kulturfortschrittes vor. Das erste ist „Der Spaziergang“ (Nr. 70), der in einer Reihe von Bildern die Entwickelung des Menschengeschlechts von den Anfängen des Staates bis zu seinem blutigen Umsturz durch innere Verderbnis schildert. „Wohin man sich wendet“, urteilte Wilhelm von Humboldt darüber, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht. — Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern.“ Ein weniger weites Ziel steckt sich das zweite, „Das Eleusische Fest“ (Nr. 176), welches, ganz auf dem Boden der griechischen Sage, in der Einführung des Ackerbaues durch die Göttin Ceres die Grundlage aller bürgerlichen Gesittung feiert. Das dritte endlich ist die Krone dieser kulturgeschichtlichen Gedichte und zugleich eins der vorzüglichsten Geisteserzeugnisse unseres Dichters und eine der bewunderungswertesten Schöpfungen unserer poetischen Litteratur überhaupt, „Das Lied von der Glocke“ (Nr. 180). In jedes der reichbelebten Bilder, die es uns aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit bietet, läßt der Dichter den frommen Ton der Glocke hineinklingen und hält durch diesen Rahmen in höchst kunstvoller und doch natürlicher, leicht übersichtlicher Disposition das ganze umfangreiche Werk einheitlich zusammen. Was uns an diesem Meisterwerk noch besonders erfreut, ist der einfache und schlichte Ton des Ganzen. In sehr vielen seiner bedeutendsten Gedichte entlehnt Schiller die Einkleidung dem griechischen Altertum; hier dagegen finden wir uns auf echt deutschen Boden versetzt: wir sehen einen deutschen Knaben und Jüngling vor uns, wir sehen den reichbegüterten Besitzer, der seine Äcker und Scheunen überschaut, die brave deutsche Hausfrau, die auf ihre selbstgewebte Leinwand im Schrank stolz ist, wir blicken in die Kinderstube, wo die Mutter unter ihren Kleinen waltet, wir sehen den gotischen Dom und die kleine Stadt, deren Thor sich knarrend schließt, und fühlen uns überall traut und heimatlich angesprochen. Mit Recht ist daher die „Glocke“ ein besonderer Liebling unseres Volkes geworden. — Als letztes wären noch „Die vier Weltalter“ (Nr. 196) anzuschließen, die in leichterem Tone das Gebiet umschreiben; sie stehen zu den drei großen kulturgeschichtlichen Gedichten in demselben Verhältnis wie die übrigen

ursprünglich für gesellige Zwecke bestimmten Lieder zu den großen Ideendichtungen.

Auf allen bisher besprochenen Gebieten nahm der Dichter seinen Stoff im wesentlichen aus seiner eigenen Gedankenwerkstatt. Erinnert man sich aber wieder daran, daß seine Hauptbedeutung im Drama liegt, so würde es offenbar eine sehr auffallende Lücke sein, wenn er nicht auch Gedichte geschaffen hätte, die uns wie das Drama ein Stück der objektiven Welt, menschliches Handeln und menschliches Schicksal, künstlerisch vorführen. So fügen sich Schillers erzählende Gedichte, die Balladen und Romanzen, als eine natürliche und notwendige Ergänzung ein. Anfänge zu einer solchen objektiven Dichtung finden sich allerdings schon in seiner frühesten Periode. Man könnte hierher die beiden dialogisch gestalteten Lieder aus den „Räubern" rechnen, „Hektors Abschied" (Nr. 1) und „Brutus und Cäsar" (Nr. 3), wenngleich ihre Handlung verschwindend klein ist und der Hauptinhalt in dem lyrischen Ausströmen des Gefühls besteht. Dagegen sind zwei unter den Gedichten der „Anthologie", die in Form eines Monologs ein lebendiges Bild objektiver Zustände geben, das erste vornehmlich der Vergangenheit zugewandt: „Die Kindesmörderin" (Nr. 10), das andere mit lebendigster dramatischer Kraft uns mitten in die Gegenwart des geschilderten Vorgangs versetzend: „Die Schlacht" (Nr. 11), ohne Zweifel das künstlerisch Vollendetste aus dieser frühen Zeit des Dichters. Auch gehört das frisch und volkstümlich gesungene Lied vom „Grafen Eberhard" (Nr. 26) hierher.

Aber den eigentlichen Weg zur objektiven Dichtung fand Schiller erst, nachdem er sich durch Wissenschaft und Lebenserfahrung mit sich selbst verständigt hatte und mit Goethe, dem unerreichten Meister objektiver Darstellung, in fruchtbaren Gedankenaustausch getreten war. So entstanden die Balladen, zehn an der Zahl, denen sich einige kleinere Gedichte objektiven Inhalts, wie die „Nadowessische Totenklage" (Nr. 167) und „Der Alpenjäger" (Nr. 208), anreihen. Nahe stehen diesem Kreise ferner drei ausgezeichnete Schöpfungen, die als Hintergrund bedeutende epische Vorgänge haben, deren Inhalt aber doch so wesentlich die Innenwelt der vorgeführten Personen schildert, daß sie eine Mittelstellung zwischen der Gedankenlyrik und der objektiven Dichtung einnehmen. Es sind „Die Klage der Ceres" (Nr. 87), „Kassandra" (Nr. 197) und „Das Siegesfest" (Nr. 204).

Es ist kein Zufall, daß wie die Dramen so auch die Mehrzahl dieser erzählenden Gedichte Schillers weitaus in die breitesten Schichten des deutschen Volkes eingedrungen sind, den Dichter bei jung und alt bekannt und ihn jedem Herzen wert und vertraut gemacht haben. Ein bekanntes Wort Platens sagt, daß „unsere Seele stets am Stoff klebe", daß „Handlung der Welt allmächtiger Puls" sei. Gedichte wie „Die Künstler", „Das Ideal und das Leben", selbst „Der Spaziergang" werden immer nur eine kleine Gemeinde andächtiger Verehrer unter dem geistigen Adel der Nation finden; aber „Die Bürgschaft", „Der Handschuh", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Die Kraniche des Ibykus" sind für jeden zugänglich und voll bekannter Gestalten, jede Anspielung auf ihren Inhalt und selbst auf ihren Wortlaut wird verstanden und gern gehört, und es macht dabei kaum einen Unterschied, wenn der Stoff aus dem Altertum gewählt ist: Polykrates ist nicht minder volkstümlich als der Graf von Habsburg. Nur das „Lied von der Glocke" stellt sich hierin diesen Dichtungen gleich, und mit Recht kann man sagen, daß es außer einigen evangelischen Kirchenliedern von Luther und Paul Gerhard kein wertvolles litterarisches Erzeugnis gibt, das so wie diese Schillerschen Gedichte zu einem gemeinsamen geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes geworden wäre.

Diese Volkstümlichkeit ist aber von der höchsten und edelsten Art. Denn die Gedichte sind fast insgesamt so beschaffen, daß auch der gereifteste Geschmack des Hochgebildeten reinen Genuß an ihnen findet. Schiller hat es durchaus verschmäht (um sein eigenes Wort zu brauchen), „vielen zu gefallen", er hat vielmehr in diesen Dichtungen durch die Kraft seines Genies die Kluft zwischen der Menge und den wenigen Erlesenen überbrückt, so daß sein Kunstwerk „allen gefällt". Selbst der Umstand, daß diese Gedichte von den meisten schon in den Knabenjahren auf der Schule gelesen und auswendig gelernt werden, kann ihnen ihren poetischen Zauber nicht abstreifen. Ihre Vorzüge hängen wieder aufs engste mit Schillers dramatischer Dichternatur zusammen. Überall tritt das Ziel klar und faßlich hervor, überall ist die Handlung wahrhaft dramatisch zusammengefaßt und dadurch in kleinem Rahmen ein scharfes Bild gegeben. Wie einfach und treffend ist dies z. B. im „Ring des Polykrates", im „Kampf mit dem Drachen", im „Grafen von Habsburg" geschehen! Wie weiß Schiller im „Taucher", in den „Kranichen", in der „Bürgschaft", im „Gang nach dem Eisenhammer" die Spannung des Lesers immer aufs neue zu erregen und

festzuhalten, so daß er das Ende als eine befreiende oder erschütternde Lösung empfindet! Auch die sprachliche Darstellung, das Maß von Schmuck und Einfachheit, von Weichheit und Kraft, zeigt den gereiften Meister.

Wer so Menschengeschick und Völkerentwickelung mit denkendem Blicke betrachtet, den kann auch die Gegenwart unmöglich unberührt lassen, besonders wenn sich so gewaltige Ereignisse, so ungeheure Wandlungen der staatlichen Formen in ihr vollziehen. Dies ergriff Schiller vor allem um den Beginn des neuen Jahrhunderts:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord."

Noch tiefer werden wir in seine damalige Stimmung eingeführt durch die Bruchstücke eines großen Gedichtes, welches für eine Feier der Jahrhundertswende in Weimar beabsichtigt war. Die Feier zerschlug sich, und leider blieb darüber auch das Gedicht liegen. Nur einige mächtige Trümmer haben sich in Schillers Nachlaß erhalten, eben genug, um uns den Verlust des Ganzen tief beklagen zu lassen; denn sie zeigen uns aufs neue den Dichter, der wie kein anderer seinen Blick an den großen Welt- und Völkergeschicken geweitet hatte, und dessen Mund in so einzigem Grade des hohen, gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe mächtig war. Er sah die deutsche Nation zur Ohnmacht verdammt, ohne Stimme im Rate der weltregierenden Völker, er sah

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz",

die Franzosen und die Engländer; aber wo war der Deutsche? Unter solchen Eindrücken wirft Schiller die Frage auf, und das ist der Inhalt jener Bruchstücke: Darf der Deutsche in dem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege hervorgeht, „wo der Franke, wo der Britte mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt", darf er da sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl in der Völker Reihe auftreten? Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest: „Ja, er darf's!" Es lohnt wohl, zuzusehen, wie er diese stolze Antwort begründet, eine Begründung, die eben das Gedicht, wenn es vollendet worden wäre, gegeben hätte.

Es sind drei große Bruchstücke, vielfach bloß erst der Gedankenstoff, den sich der Dichter sammelt, an anderen Stellen bereits halb oder ganz zum Gedicht gerundet, zuweilen schon im vollen Schwunge dichterischer Form, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahin-

strömend, auch in dieser Hinsicht höchst anziehend und wertvoll für die Beurteilung von Schillers poetischem Schaffen. Das erste Bruchstück sagt: „Laßt euch nicht blenden; mag auch der Franke und der Britte jetzt die Welt beherrschen, der Deutsche wird sie doch einst beide überholen; seine Aufgabe ist, an dem Bau der Menschenbildung zu arbeiten, das Ideal der Menschen zu vollenden, nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen.“ — Im zweiten Bruchstück zeigt der Dichter, daß eine solche Entwickelung eine Notwendigkeit sei: wer den Geist bilde, müsse siegen, da das Ziel unmöglich rohe Gewalt, sondern Sitte und Vernunft sein müsse. „Das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen.“ Daß der Deutsche diesen unzerstörbaren Kern habe, dafür führt er vornehmlich zwei große Zeugen an: die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen! Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes und treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Und unsere Geschichte lehrt, daß der Deutsche nach der Freiheit des Geistes strebt; vor allem hebt Schiller da die Lutherische Reformation hervor, und da strömt es ihm voll und begeistert vom Munde:

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.“

Im dritten Bruchstück wirft er nach alledem die Frage auf, ob der Deutsche sich fühlen, sich seines Namens rühmen dürfe, und beantwortet sie mit: „Ja, er darf's!“ Er geht unglücklich aus dem Kampfe der Gegenwart, aber das, was seinen Wert ausmacht, ist nicht verloren:

„Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn!“

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihrem politischen Schicksal unabhängig sind.

So weit jene Bruchstücke. Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in solcher Zeit solche Gedanken hegte und sie mit so hinreißender Gewalt aussprechen konnte. Welche Zuversicht felsenfester Vaterlandsliebe zeigt der Geist, der in so jammerwürdiger Zeit den

Glauben an sein Volk nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausspricht, daß das langsamste Volk alle die schnellen flüchtigen überholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde. — Sein Schlußgedanke freilich beruht ja auf einem Irrtum. So schön es klingt, so ist es doch nicht richtig, daß die Größe einer Nation bestehen könne ohne die entsprechende Form ihres Staatswesens. Das ist heute für uns leicht einzusehen, nachdem wir uns längst auch die äußere Stellung zurückerobert haben, erst die Unabhängigkeit in den Befreiungskriegen und nun in Kaiser Wilhelms großen Tagen auch die Einheit und Machtstellung im Rate der Völker. Aber es ist ergreifend und erhebend zu sehen, wie sich ein starker Geist, der in einer Zeit lebte, wo es ein deutsches Vaterland nicht gab, und der es doch empfand, daß nur im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft liegen, Welt- und Menschengeschick mit kühner Hand und tiefsinnigem Blick zurechtlegt, um nur sagen zu können: ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen. So sind diese Bruchstücke ein neuer Beleg für den herrlichen Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, der ihn dem Herzen des deutschen Volkes so unverlierbar teuer macht und wohl nie einen überzeugteren und beredteren Verkündiger als ihn gefunden hat.

Zusammenfassend müssen wir sagen, daß es wenige Bücher geben dürfte, die einen solchen Schatz von Ideen, eine solche Fülle gestaltenreicher Schöpfungen in sich bergen, wie dieser Band „Schillers Gedichte". Gewiß sind auch Mängel und Unvollkommenheiten darin, nicht überall ist es dem Dichter gelungen, „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit" auszustoßen. Aber je tiefer man eindringt, desto mehr fühlt man, daß ein Geist ersten Ranges vor uns steht, von ursprünglicher, energischer, auf den Grund gehender Denkkraft, von weltumspannender Weite des Blickes, von tiefstem Gemüt und reinstem Wollen; und das alles gepaart mit einer Kühnheit der dichterischer Phantasie, mit einer schöpferischen Gestaltungskraft und hinreißenden Sprachgewalt, die auch vor dem schwersten und sprödesten Stoff nicht zurückschreckt und ihn in den allermeisten Fällen bewältigt und zur künstlerischen Rundung zwingt.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Schillers Gedichte sind in der vorliegenden Sammlung so genau wie möglich nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet. Die gewöhnliche Reihenfolge, die hiervon nicht unbeträchtlich abweicht, rührt von Körner her, der sie 1812 bei Herausgabe der Werke seines verstorbenen Freundes einführte. Er war es auch, der das poetische Schaffen Schillers in drei Perioden einteilte, deren Grenzen durch die Übersiedelung des Dichters nach Dresden (1785) und durch seine nähere Bekanntschaft mit Goethe (1794) bezeichnet werden. Diese ohne Zweifel richtige Einteilung hätte schon an sich eine genaue chronologische Reihenfolge nahe legen können. Indes hat Körner darauf verzichtet und vielmehr innerhalb der einzelnen Perioden die Gedichte nach anderen, sachlichen und ästhetischen, Gesichtspunkten verteilt.

Man kann ihm die Anerkennung einer wohldurchdachten Anordnung nicht versagen; aber willkürlich bleibt sie doch, und da sie eben nicht vom Dichter selbst herrührt, hat sie auch kein Recht auf Unantastbarkeit. Daher ist versucht worden, auf Schillers eigene Bestimmung zurückzugreifen. Er hat zwei Ausgaben seiner gesammelten Gedichte besorgt; die erste erschien in zwei Bänden 1800 und 1803, die zweite 1804 und 1805, beide in der gleichen Anordnung, nur das zweite Bändchen durch einige inzwischen neu hinzugekommene Gedichte vermehrt. Indes auf diese Reihenfolge, die auf die Entstehungszeit gar keine Rücksicht nimmt, zurückzugehen (wie Boxberger gethan), erweist sich ebenfalls als höchst mißlich. Erstens ist nicht zu verkennen, daß auch sie zum Teil willkürlich und von mancherlei rein äußerlichen Gesichtspunkten bestimmt war; denn die Versuche, eine streng durchdachte Anordnung darin nachzuweisen, sind nur wenig überzeugend.[1] Zweitens hat Körner mehrere von Schiller übergangene Gedichte aufgenommen, die dann also in der Sammlung keine Stelle finden könnten, während sie doch gewiß kein Leser und Freund Schillers gern entbehren

[1] Vgl. über die ganze Frage G. Kettner, „Die Anordnung der Schillerschen Gedichte“ („Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte“, Bd. III, S. 128 ff.).

möchte. Endlich scheint diese Anordnung auch den Dichter selbst nicht befriedigt zu haben. Denn er bereitete in den letzten Jahren seines Lebens eine neue Prachtausgabe seiner Gedichte vor, in der er eine Einteilung in vier Bücher durchgeführt hatte, die man etwa als Lieder, Balladen, philosophische Gedichte und Epigramme bezeichnen könnte. Aber auch diese Reihenfolge läßt sich nicht annehmen, weil die beabsichtigte Ausgabe nicht zum Abschluß kam, auch wohl nicht alle Gedichte enthalten sollte.

Daher bleibt nichts übrig als eine chronologische Anordnung, wie sie schon die Ausgabe von Goedeke zeigt. Sie bietet neben der Sicherheit des Prinzips den großen wissenschaftlichen Vorteil, daß uns nunmehr ein geschichtliches Bild von Schillers Schaffen daraus entgegentritt. Völlig über jeden Zweifel erhaben ist freilich auch hier nicht alles, da wir, obgleich Schillers Leben und Dichten überaus reich bezeugt ist, doch nicht für jedes einzelne Gedicht das Datum angeben können. Indessen ist der Fall sehr selten, daß ernstlich über einen längeren Zeitraum geschwankt werden könnte. Eine Entscheidung mußte der Herausgeber treffen in Bezug auf die Gedichte, die Schiller selbst in größeren Gruppen gleichzeitig herausgegeben hat: so die Gedichte der „Anthologie“ für 1782 und aus späterer Zeit die Gedichte der „Horen“ von 1795—1797 sowie der „Musenalmanache“ von 1796 bis 1800. Hier sind nur diejenigen, die sicher vor dem Veröffentlichungsjahr entstanden sind, in ihr Jahr eingestellt worden; sonst sind sie in der Reihenfolge belassen, wie der Dichter selbst sie an der betreffenden Stelle geordnet hat.

Aufnahme haben in der vorliegenden Ausgabe alle von Körner abgedruckten Gedichte gefunden, dem auch darin gefolgt wurde, daß zwei von Schiller selbst aufgenommene wegblieben: „Kastraten und Männer“ (1803 „Männerwürde“ genannt) und „Die Hochzeit der Thetis“. Das erstere, welches auch in der Überarbeitung noch allzu stark aus dem Tone der übrigen Sammlung fällt, gehört mit einer Anzahl ähnlicher Erzeugnisse der frühesten Zeit in die „Nachlese“; das andere ist in der Übersetzung der Euripideischen „Iphigenie in Aulis“ enthalten und hat keinen Anspruch auf zweimaligen Abdruck. Ebenso sind die Übersetzungen aus dem Virgil, die beiden umfangreichen Gedichte „Die Zerstörung von Troja“ und „Dido“ hier ausgeschieden und nebst der Vorrede, die sich mitten unter den Gedichten fremdartig ausnehmen würde, mit den dramatischen Übersetzungen zusammengestellt worden. Dagegen ist eine Anzahl Gedichte (die Nummern 3, 23, 30, 31, 85, 110—113, 115—125, 134, 136, 138 bis

140, 143, 149, 160, 177, 184, 187, 205) eingefügt worden, die weder in Schillers eigener Sammlung noch bei Körner stehen; denn es sollte hier alles aufgenommen werden, was für den weiteren Leserkreis geeignet erscheint, dagegen alles ausgeschlossen bleiben, was nur noch eine historische Bedeutung beanspruchen kann. Von Gedichten aus Dramen sind nur diejenigen hier besonders abgedruckt worden, welche den Charakter eines selbständigen Liedes tragen.

Die so geordnete Sammlung zeigt die lyrischen Gedichte Schillers im Zusammenhang mit dem ganzen Entwickelungsgange seines Geistes. Anfangs sind es nur einzelne Dichtungen, zum Teil mit seinem dramatischen Erstlingswerke, den „Räubern", in Verbindung stehend oder durch äußere Ereignisse veranlaßt („Leichenphantasie" ꝛc.). Dann spürt man, wie der junge dichterische Genius zum Bewußtsein kommt und sich in einer reichen Fülle der verschiedenartigsten Schöpfungen zur Äußerung getrieben fühlt: es ist die Sammlung der „Anthologie", Erzeugnisse, die fast durchweg dem Jahre 1781 angehören, also dem 22. Lebensjahre des Dichters. Bis hierhin gehen bei Körner die Gedichte der „ersten Periode".

Wir treten dann in die Zeit des heimatlosen Umherirrens, der schwersten Sorge in Schillers Leben. Die äußere Geschichte spiegelt sich fast gar nicht in seinen lyrischen Dichtungen ab; auch dies ist eine Eigentümlichkeit seines dichterischen Wesens. Dagegen spricht die innere Bedrängnis, in die sein Herz versetzt wurde, aus zwei tief leidenschaftlichen Ergüssen: „Kampf" und „Resignation". Dann aber tritt in unmittelbaren Gegensatz zu diesen düster gefärbten, jede Lebenshoffnung abweisenden Klagen der helle Jubelton des „Liedes an die Freude": Körner und die Seinen hatten den Verzweifelnden aufgenommen. Nun mäßigt sich der ungestüme dichterische Schritt, Gedankenfülle regt sich, ernste Betrachtung in den „Göttern Griechenlands", den „Künstlern". Nicht mehr himmelstürmend, in reinerer Schönheit, aber „mit gesenktem Fluge" schwebt jetzt seine Dichtung dahin. Dazwischen erinnert uns das Stammbuchblatt an Lotte freundlich daran, daß auch sein Leben sich sanfter gestaltet, daß edle Weiblichkeit auf ihn wirkt und in ihm die Sehnsucht nach häuslichem Glück erweckt. Es ist eine Übergangszeit, die Zeit der Entwickelung zur männlichen Reife. Dies sind die wenigen Gedichte, die Körner der „zweiten Periode" zuwies.

Nun folgt eine lange Pause. Während voller sechs Jahre finden wir (außer einem unbedeutenden und noch dazu in der Datierung

unsicheren Stammbuchblatt) nicht eine einzige poetische Zeile von Schiller, gewiß ein beispielloser Fall in dem Leben eines sonst so fruchtbaren Dichters. Zweierlei wird uns durch diese Stille vergegenwärtigt: erstens die ernste Versenkung in die Wissenschaft; der neue Geschichtsprofessor und der eifrige Schüler Kants hat keine Zeit und auch augenblicklich nicht Sinn noch Trieb zur Dichtung, wenn ihn auch das Bewußtsein nicht verläßt, daß doch eigentlich „der Dichter der einzige wahre Mensch und selbst der beste Philosoph gegen ihn nur eine Art von Karikatur" sei. Zweitens aber gemahnt uns sein Schweigen an die schwere Krankheit, die von nun an sein steter Begleiter im Leben sein sollte.

Dann beginnt, unmittelbar nach dem Bunde mit Goethe, ein neuer Lebensabschnitt; mit Recht rechnet Körner von hier ab die dritte Periode, die eigentlich klassische. Hier gehören die beiden ersten Jahre, 1795 und 1796, fast ausschließlich der Gedankendichtung an, zum Zeichen, daß Schiller eben erst aus dem Gebiete der Philosophie wieder in das der Poesie übergesiedelt und noch voll von den Ideen war, die er in seinen Abhandlungen entwickelt hatte. Von den Hauptgedichten dieser Richtung fallen ins Jahr 1795: „Das Ideal und das Leben", „Der Spaziergang", „Der Genius", ferner „Die Ideale", „Die Macht des Gesanges", „Die Würde der Frauen", „Das verschleierte Bild zu Saïs", auch „Pegasus" und „Die Teilung der Erde". Das Jahr 1796 ist das Epigrammenjahr. Schon im voraufgehenden war die Distichenform in kleineren und größeren Gedichten überwiegend zur Anwendung gekommen. Ja zuweilen mußte sich selbst ein erzählender Stoff (wie in „Deutsche Treue") diesem Maße anbequemen, während wir aus der ganzen früheren Zeit nicht einen einzigen Hexameter von Schiller besitzen. Doch war immerhin 1795 noch eine größere Zahl von Gedichten in modernen Formen. Dagegen sind 1796 unter den so zahlreichen Erzeugnissen nur zwei Gedichte in gereimten Strophen: „Das Mädchen aus der Fremde" und „Die Klage der Ceres". Der Anfang des Jahres hatte in den beiden verbündeten Dichtern den Gedanken der „Xenien" gezeitigt, und diesem kühnen litterarischen Feldzuge diente so ziemlich alles, was Schiller (außer seinen Arbeiten zum „Wallenstein") jetzt dichterisch hervorbrachte.

Das folgende Jahr, 1797, ist das Balladenjahr, so von Schiller selbst genannt. Es zeigt sich jetzt der volle Einfluß Goethes, indem Schiller nun erst den Weg zu einer objektiven Darstellung gewinnt. Den Übergang bildet eine kleine Gruppe von Gedichten (1796), die zur sogenannten Situationslyrik gehören: „Die Begegnung", „Das Ge-

heimnis", „Die Erwartung", „An Emma". Dann folgt die Mehrzahl der Balladen und daneben noch einige Nachläufer der Gedankendichtung: „Die Worte des Glaubens", „Licht und Wärme", „Breite und Tiefe", „Hoffnung".

Die Balladendichtung reicht mit zwei Gedichten ins folgende Jahr (1798) hinüber, mit dem „Kampf mit dem Drachen" und der „Bürgschaft", während sie später nur noch ganz vereinzelt auftritt; und dieses selbe Jahr bringt außerdem „Das Eleusische Fest" und „Das Glück", welches nebst der 1799 entstandenen „Nänie" das letzte betrachtende Gedicht in Distichenform ist. Seitdem hat Schiller dieses Maß außer in einigen Stammbuchblättern (Gedicht 187 und 209) niemals wieder gebraucht. Die zuletzt besprochenen vier Jahre sind weitaus die fruchtbarste Zeit Schillers auf dem Gebiete der Lyrik und Balladendichtung. Sie umfassen fast die volle Hälfte von dem Inhalt des vorliegenden Bandes seiner Gedichte.

Vom Jahre 1799 an tritt die lyrische Produktion Schillers bedeutend zurück, da der Dichter in rascher Folge seine dramatischen Hauptwerke schuf. Das „Lied von der Glocke", das seit mehreren Jahren geplant war, wurde vollendet und zwei kleine Gedichte verfaßt: „Die Worte des Wahns" und der zweite „Spruch des Konfucius", beide in Anknüpfung und gleichsam zur Vervollständigung früherer Dichtungen; Schiller räumt also in diesem Jahre sozusagen nur mit alten Restbeständen auf. Im Jahre 1800 finden wir von bedeutenderen Gedichten nur die Strophen „An Goethe" bei Gelegenheit des „Mahomet", also auf eine äußere Veranlassung, und außerdem die drei Gedichte, die mit dem Wechsel des Jahrhunderts und der beabsichtigten Feier desselben zusammenhängen. Ins Jahr 1801 fällt noch ein Nachklang der Ideendichtung, „Sehnsucht", und eine Ballade, „Hero und Leander". Außerdem gab ihm seine „Jungfrau" zu den Stanzen „Das Mädchen von Orleans" und Gozzis „Turandot" zu den „Parabeln und Rätseln" Anlaß. Das Jahr 1802 wurde durch Goethes Mittwochskränzchen die Ursache zu etwas regerem lyrischen Schaffen: Schiller dichtete in diesem und den folgenden Jahren dazu im ganzen sieben Lieder; außerdem entstand 1802 „Kassandra", der Balladendichtung verwandt, und „Thekla, eine Geisterstimme", 1803 „Der Pilgrim", der letzte Nachklang der Ideendichtung, endlich im Anschluß an den „Tell" die Ballade „Der Graf von Habsburg", 1804 das „Berglied", die Widmung „Wilhelm Tell" und der „Alpenjäger".

Schiller hat viele seiner Gedichte nach dem ersten Abdruck noch einmal bearbeitet und ihnen zum Teil eine wesentlich andere Ge-

stalt gegeben, besonders naturgemäß denen der früheren Perioden. Als er 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigte, nahm er diejenigen seiner Jugenddichtungen, die er der Erhaltung für wert hielt, vor und gestaltete sie seinem gereifteren Geschmacke entsprechend um, vor allem kürzend. Dies sind vornehmlich: „Hektors Abschied", „Phantasie an Laura", „Rousseau", „Die Blumen", „Die Entzückung", „Das Geheimnis der Reminiszenz". Aus der zweiten Periode wurde namentlich die „Freigeisterei der Leidenschaft", jetzt „Der Kampf" genannt, überaus stark gekürzt, und die „Götter Griechenlands" erfuhren eine sehr tiefgreifende Umarbeitung. Von den Gedichten der dritten Periode sind es fast nur einige des ersten Jahres 1795, die beim zweiten Abdruck mehr oder minder erheblich geändert oder gekürzt wurden, so „Der Tanz", „Die Ideale", „Die Würde der Frauen", „Das Ideal und das Leben", „Der Genius", „Die Antike an den nordischen Wanderer", „Der Spaziergang", „Die Teilung der Erde". Dagegen schwindet mit 1796 diese Erscheinung so gut wie völlig; der Dichter ist nunmehr so gereift, daß seine Werke fast oder ganz so bleiben, wie sie zuerst zur Veröffentlichung kamen. Größere nachträgliche Streichungen oder Änderungen finden sich nur noch in einem einzigen Falle, in dem Gedichte „Das Glück" (1798), vielleicht ein Zeichen, daß dies Erzeugnis, welches seinem Inhalt nach so eng mit dem 1795 entstandenen „Genius" zusammengehört und seinem Versmaß nach (wie oben berührt) ebenfalls auf eine frühere Zeit zurückweist, auch wirklich jener älteren Zeit seinen Ursprung verdankt und etwa aus äußeren Gründen vor völligem Abschluß liegen blieb.

In der vorliegenden Ausgabe sind alle diese Gedichte nur in der Form abgedruckt, die Schiller ihnen zuletzt gegeben hat, d. h. so, wie er sie auf die Nachwelt bringen wollte. Freilich entsteht eine kleine Unzuträglichkeit dadurch, daß sie trotzdem unter dem Jahre ihrer Entstehung, nicht ihrer Umarbeitung eingereiht werden mußten, so daß z. B. „Hektors Abschied" oder „Die Blumen" einen erheblich reiferen und glatteren Eindruck machen als die umgebenden unbearbeiteten Gedichte der ersten Periode. Indes betrifft dies nur wenige Stücke, und wenn sie nicht doppelt abgedruckt werden sollten, was der Einrichtung der Sammlung widersprach, so war ein anderes Verfahren nicht möglich.

1. Hektors Abschied.

1780.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,[1]
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus[2] durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe[2] stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,

---

[1] D. h. dann, wenn du hinabgestiegen bist.

[2] Cocytus bedeutet „Wehklagen", Lethe „Vergessenheit"; beides Flüsse der Unterwelt.

Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

2. Amalia.

1780.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne ineinander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

3. Brutus und Cäsar.

1780.

Brutus.

Sei willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,[1]
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.

[1] Philippi in Kleinasien, wo Brutus und Cassius 42 v. Chr. von Antonius und Oktavian besiegt wurden.

Cassius, wo bist du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

Wer, mit Schritten eines Niebesiegten,
Wandert dort vom Felsenhang?
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
Das ist eines Römers Gang. —
Tibersohn, von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab ich um die Waise,
Daß sie nimmer einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Toter, dich ans Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner![1] — Triumphiere nicht!
Auf Philippis eisernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus' Bahre,
Brutus geht zu Minos.[2] — Kreuch in deine Flut!

Cäsar.

O, ein Todesstoß von Brutus' Schwerte!
Auch du, Brutus, du?
Sohn, es war dein Vater! Sohn, die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!
Geh, du bist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang;
Geh und heul' es bis zu jenen Pforten:
„Brutus ist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang."
Geh, du weißt's nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte.[3] —
Schwarzer Schiffer, stoß' vom Lande!

---

[1] Weil sein Weinen ein Zeichen seines stolzen Selbstgefühls war.
[2] Einer der Totenrichter in der Unterwelt.
[3] Ihm dies zu sagen, hat er hier so lange verweilt.

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich einen nur gekannt,
Der dem großen Cäsar gleiche:
Diesen einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus[1] mochte Cäsar stehn.
Brutus will Tyrannengut nicht erben;[2]
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
Geh' du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn.

4. Eine Leichenphantasie.[3]

1780.

Mit erstorb'nem Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft. —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Zieht in schwarzem Totenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke,
Wer mit düsterm, rückgesunk'nem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stummgetrag'nen Sarge nach?
Floß es „Vater" von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

[1] Dativ.

[2] Zurückweisung von Cäsars Wort (V. 27): „Die Erde ꝛc."

[3] Auf den Tod des Zöglings der Militärakademie Christoph August von Hoven (geb. 1761, gest. am 13. Juni 1780), des Bruders von Schillers Freund Friedrich von Hoven.

Aufgerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenschmerz!
„Vater" floß es von des Jünglings Munde,
„Sohn" gelispelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche!
Und dein Traum, so golden einst, so süß![1]
Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies!

Mild, wie umweht von Elysiumslüften,
Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmlisch umgürtet mit rosigten Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Flut,
Wollustflammen entsprühten den Küssen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Mutig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmelum flog er in schweifenden Wünschen,
Hoch wie der Adler in wolkigter Höh';
Stolz wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähne umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter wie Frühlingstag schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus' Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten schliefen im herrlichen Jungen!
Ha, wenn er einsten zum Manne gereift!
Freue dich, Vater, im herrlichen Jungen
Wenn einst die schlafenden Keime gereift![2]

Nein doch, Vater! — Horch! die Kirchhofthüre brauset,
Und die eh'rnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauset! —
Nein doch, laß den Thränen ihren Lauf!

[1] Und dein Traum war doch einst so golden und süß!
[2] Kühne Umstellung für: wenn einst im herrlichen Jungen die Keime gereift.

Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
Gramentbund'ner, in Walhallas Ruh'!

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
Wimmernd schnurrt das Totenseil empor!
Da wir trunken umeinander rollten,
Lippen schwiegen und das Auge sprach —
Haltet! haltet! — da wir boshaft grollten[1] —
Aber Thränen stürzten wärmer nach. — —

Mit erstorb'nem Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft.
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel[2] —
O, um Erdballs Schätze, nur noch einen Blick!
Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

5. Elegie auf den Tod eines Jünglings.[3]

1781.

Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Totentöne fallen von des Münsters Turme!
Einen Jüngling trägt man hier heraus,

[1] Der vergebliche Wunsch, den Toten zurückhalten zu können, ist am lebhaftesten bei der Erinnerung an vorübergehende Zwistigkeiten mit ihm. — „Boshaft" in abgeschwächtem Sinne, etwa: wir waren böse aufeinander.

[2] Mit dumpfem Klange häufen sich die Schollen über dem Sarge zu einem Grabhügel an.

[3] Des Zöglings der Militärakademie Johann Christian Weckerlin (geb. 1759), der 1775—78 Schillers medizinischer Genosse auf der Akademie

Einen Jüngling, noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
Mit der Flamme, die im Auge zückt,
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter
(O das lehrt ihr jammernd Ach),
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf, was Mensch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch veraltet,
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüten,
Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern — wenn der Jüngling stirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide,
Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Totenreich schon gähnte,
Über ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinem Blick entsanken,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;

war und dann in das Apothekergeschäft seines Vaters eintrat. Er starb am 16. Januar 1781.

Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis' rollten —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Über dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Über dich der Pharisäer eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apostelmasken schielen
Und die Bastardtochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
Und so fort, bis hin zur Ewigkeit.

Über dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komischtragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh',
Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr' dann wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
Schlumm're ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,

Und nach aufgeriss'nen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
Gräber kreißen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun. —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr sei, was den Pilger freute?
Daß noch jenseits ein Gedanke sei?
Daß die Tugend übers Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Phantasei?
Schon enthüllt sind dir die Rätsel alle!
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt.[1]

Zieht dann hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
Tischt auch den dem großen Würger[2] auf!
Höret auf, geheulergoss'ne Kläger!
Türmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Mensch, der Gottes Ratschluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Grau'n!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

---

[1] Wie aus einem Kelche, der uns mit Erquickung tränkt, fließt die Wahrheit in tausendfachem Strahle, d. h. für alle, von Gott aus.
[2] Dem Tod.

6. Phantasie an Laura.[1]

1781.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel[2],
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten,
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauren nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone[3], ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt?
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fieb'risch wild mein Blut von hinnen reißt?

---

[1] Über Lauras Persönlichkeit vgl. die allgemeine Einleitung. Der Gedanke des Gedichts ist, daß, wie die Körperwelt durch die Anziehungskraft, so die Geisterwelt durch die Liebe zusammengehalten und beherrscht werde; ja, in kühner Zusammenfassung wird für beide Kräfte der *eine* Name „Liebe" gebraucht (V. 15). Vgl. Gedicht 21, 4 f.

[2] Die kreisen („wirbeln") machende Kraft, Triebkraft.

[3] *Isaak Newton* (1643–1727), der Begründer der neuen mathematischen Physik und der physischen Astronomie, als Vertreter der Naturwissenschaft.

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut.

Gleich allmächtig, wie dort in der toten
Schöpfung ew'gem Federtrieb[1],
Herrscht im arachneischen Gewebe[2]
Der empfindenden Natur die Lieb'.

[3]Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Überschwung,
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermut Schauernacht,
Und, entbunden von den goldnen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

[4]Waltet nicht auch durch des Übels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verrät'risch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen
Öffnen Armes Schwester Lüsternheit.

---

[1] Bild vom Uhrwerk.

[2] Eigentlich: Spinngewebe; hier s. v. w. künstliches, schwer zu entwirrendes.

[3] In den beiden folgenden Strophen wird den verschiedenen Kräften der „empfindenden Natur" gleichsam ein persönliches Leben, eine Liebe zugeschrieben: die Fröhlichkeit fühlt sich zum Schmerz, die Hoffnung zur Verzweiflung hingezogen; der Schwermut nähert sich „schwesterlich" die Wonne und entlockt ihr tröstende Thränen (die „goldnen Kinder").

[4] Der ursächliche Zusammenhang, daß in „des Übels Reiche" der Sünde die Reue, der Größe (Kühnheit) die Gefahr, dem Stolze der Sturz, dem Glücke der Neid, der Lüsternheit (Wollust) der Tod zu folgen pflegt, wird als eine „fürchterliche Sympathie" dieser Paare gefaßt.

[1]Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang' als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

7. Laura am Klavier.

1781.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia[2].

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,

[1] Der Schluß des Gedichtes malt in seltsam phantastischer Weise die Erfüllung der Sehnsucht: das unablässige Hineilen der Zukunft zur Vergangenheit ist dem Dichter die Sehnsucht der Zeit, durch Vereinigung der beiden getrennten Hälften die Ewigkeit herzustellen, die Braut, welche der Gott der Zeit (Saturnus) sucht. Erhascht er sie, so gibt es kein zeitliches Nacheinander mehr, also keine Erscheinungswelt; darum ist der Untergang der Welt („Weltenbrand") die Fackel dieser Hochzeit. Dann wird alles jetzt Getrennte auf ewig Eins sein, also auch der Dichter mit seiner Geliebten.

[2] Jakob Philadelphia, der berühmte Zauberkünstler (geb. im Anfang des 18. Jahrhunderts, verspottet von Lichtenberg), welcher häufig die Seelen Abwesender herbeibeschwor, ihren Nervengeweben also die Seelen gleichsam abforderte.

Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen[1] stille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebor'ne Seraphim.
Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln,
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt. wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde;

Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlor'nes Heulen schweift,
Thränenwellen der Cocytus[2] schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
Die man in Elysen spricht?

[1] Kühner Gebrauch des Plurals statt des Singulars: die ganze Natur steht in ihrem ewigen Kreislauf stille, um dir zu lauschen.

[2] Vgl. S. 9, Anm. 2.

8. Rousseau.[1]

1781.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier.

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben,
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

9. Die Entzückung an Laura.

1781.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Ätherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich, in mein trunk'nes Ohr zu ziehn:
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern[2] fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten springen,

[1] Jean Jacques Rousseau (1712—78), geboren zu Genf, beerdigt auf der sogenannten Pappelinsel zu Ermenonville unfern Paris, wo ihm der Marquis Girardin eine sorgenlose Stätte für seine letzten Lebenstage geboten hatte. Schiller redet das dort errichtete Grabmal an.

[2] Weil sie am liebsten in ihrem schönen Munde verweilen.

Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

10. Die Kindesmörderin.[1]

1781.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse,
Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o, sie schmeckten süße!
Wir sind quitt, du Herzvergifterin.

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasien!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,

---

[1] Der Anfang des Gedichtes spricht vom Aufbruch zum Richtplatz, der Schluß zeigt, daß die Heldin daselbst angekommen ist; das Gedicht ist also ein Selbstgespräch auf dem Wege dahin. Das Verbrennen der Liebesbriefe (V 108 f.) ist auf dem Richtplatz unmöglich: das Mädchen vergegenwärtigt sich in seiner aufgeregten Phantasie das früher geschehene Ereignis und durchlebt es gleichsam noch einmal.

In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand;
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Totenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein![1]
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Überfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspritzt auf diesem Todesblocke[2],
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr!
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräter! nicht Luisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?

---

[1] Und diese menschliche Empfindung ist die Ursache, daß ich nun gerichtet werden soll.

[2] Sie glaubt in ihrer Erregung den Todesblock schon zu schauen.

Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in süßer, goldner Ruh',
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu;
Tödlichlieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes, teures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen[1]
Liebe und — Verzweiflungswahn.

„Weib, wo ist mein Vater?" lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
„Weib, wo ist dein Gatte?" hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach.
Weh! umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o, im Busen Hölle! —
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
Und des Todes bitt're Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
Eumenidenruten deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

[1] Von einer Seite zur andern, so daß er zwischen ihnen schwankt. Vgl. Ged. 39, 19.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach!
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück!

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn,
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin! —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so teu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

11. Die Schlacht.

1781.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden, eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
„Halt!"
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot,
Was blitzt dort her vom Gebirge?
„Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?" —
„Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!" —
„Lustig! hört ihr den Gesang?"
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt
Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort.
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf;
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich.
„Fertig!“ heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe[1] springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone nieder wälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Lottchen, Freund!“
Wilder immer wütet der Streit;
„Grüßen will ich — Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns wie die Kartätsche[2] springt! —
Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt.

---

[1] Pluralis für das gewöhnlichere „Rümpfe“. Der Dativ Singularis ist grammatisch unmöglich.

[2] Wohl ein bloßes Versehen, denn eine Kartätsche „springt“ nicht; es sollte etwa „Granate“ heißen.

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

—※—

12. Der Triumph der Liebe.[1]

Eine Hymne.

1781.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken[2],
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

---

[1] Vers 1—6 Thema des Gedichtes. Vers 7—54 erster (einleitender) Teil: Schilderung der Welt ohne Liebe (7—34) und die Geburt der Liebe (35—51). — Vers 61—121 erster Teil des Themas: „Selig durch die Liebe Götter", und zwar 61—95 die Götter des Olymps, 102—121 die Unterwelt. — Vers 128—165 zweiter Teil des Themas: „Durch die Liebe Menschen Göttern gleich." Durch die Liebe gelangt der Mensch zur wahren Empfindung der Natur (128-146), zur wahren Weisheit, Tugend und Gottähnlichkeit (147—165). — Vers 55--60 und 122—127 wiederholen an den beiden Hauptabschnitten, 96—101 an einem wichtigen Nebenabschnitt, 166—171 zum Schluß das Thema.

[2] Deukalion und Pyrrha wurden nach der großen Flut die Stammeltern des neuen Menschengeschlechts, indem sie Steine hinter sich warfen, die sich in Menschen verwandelten.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie;
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elysium.

Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
In den Schoß des Meers.

Wild umirrten sie die Haine
Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

*

Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild[1],
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
Durchwebt wie Morgendämmerung
Auf das allmächt'ge „Werde"
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düstrer Wälder Mitternacht;
Balsamische Narzissen
Blühn unter ihren Füßen.

---

[1] Venus, die aus dem Wellenschaum aufstieg.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion![1]
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Überwinder,
Umarme deine Kinder!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wollüst'ger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Götter Tage.
Thronend auf erhab'nem Sitz,
Schwingt Kronion seinen Blitz:
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken.

Göttern läßt er seine Throne,
Niedert[2] sich zum Erdensohne,
Seufzt arkadisch durch den Hain;
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentöter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbus' goldner Zaum;
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse.

---

[1] Dessen schöne Bildsäule auf sein inniges Flehen zum lebendigen Weibe wurde. Vgl. Ged. 53, 18.
[2] Erniedrigt.

Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie —
Ha! wie gern vergaß er sie!

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
Zittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nahn;
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfeßlerin.[1]

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht!
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus unterthänig;
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres' Tochter lacht.
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thracier[2] —

[1] Anspielung auf „Ilias" 14, 198, wo Hera, die Götterkönigin, den Gürtel des Liebreizes von Aphrodite erbittet, um Zeus durch Liebe zu fesseln.

[2] Orpheus, der in die Unterwelt stieg, um seine Gattin Eurydike loszubitten.

Minos, Thränen im Gesichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
Keine Geißel klatschte mehr.

Aufgejagt von Orpheus' Leier
Flog von Tityon[1] der Geier;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Cocytus, lauschten
Deinen Liedern, Thracier!
Liebe sangst du, Thracier!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen.

[1] Eigentlich Tityos, dem für seinen Frevel ein Geier die Leber aushackte.

Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erob'rern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es itzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?

Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur, die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

13. Das Glück und die Weisheit.

1781.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

„Mit meinen reichsten, schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,

Und sieh, er will noch immer haben
Und nennt noch geizig mich.

„Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug.“

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch! — ich brauch' dich nicht.“

14. An einen Moralisten.

1781.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmähleſt auf den goldnen Mai.

Einst, als du noch das Nymphenvolk[1] bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel[2] flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst,

Ha, Seladon![3] wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball —
Im Liebesknäu'l mit Julien[4] verwachsen,
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

---

[1] Nymphe hier, wie häufig im 18. Jahrhundert, im Sinne von: junges Mädchen.
[2] Den Walzer.
[3] Verliebter Held, nach dem Roman „L'Astrée“ von Honoré d'Urfé (1568—1625).
[4] So wird die Geliebte wohl nach Rousseaus „Julie ou la nouvelle Héloise“ genannt.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bißchen muntrer springt:
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt!

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebor'nen Geist in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

15. An den Frühling.

1781.

Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du gibst es mir.

Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

16. Die Größe der Welt.[1]

1781.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt' an! Waller, was suchst du hier?" —
„Zum Gestade
Seiner[2] Welt meine Pfade!
[3]Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht!" —

---

[1] Der Dichter durchfliegt die Welt in der Absicht, an ihr Ende zu gelangen; er sieht in Str. 2 die Entstehung neuer „jugendlicher" Weltkörper, deren Lauf um die anziehenden Mittelpunkte ihrer Bahn ein „Spielen nach den lockenden Zielen" heißt. Er saust in Str. 3 mit der Schnelligkeit des Lichts bei ganzen Weltsystemen vorüber, die ihm nur wie ein „trüber Nebel" erscheinen und ihm wie „Fluten im Bach" gleichsam nachstrudeln. -- In Str. 4 und 5 Begegnung mit einem zweiten Sonnenwanderer. Die Worte: „Halt' an! zc." spricht der erste, das „ich" des Gedichts, dem danach auch die erste Zeile von Str. 5 gehört. Die letzten vier Zeilen fügt der Dichter hinzu

[2] Des „schaffenden Geistes" (V. 1).

[3] Ergänze: ich.

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“ —
„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!“
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirfst ein mutloses Anker hie.

17. Die Blumen.

1781.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Los,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schoß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione[1]
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,

[1] Venus; sie machte die Blumen zum Liebeslager für die „gaukelnden Sylphiden“, d. h. die spielenden Schmetterlinge.

Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

18. Das Geheimnis der Reminiszenz.[1]

An Laura.

1781.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke[2],
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir sich wieder?

---

[1] Der Dichter sucht den glühenden Wunsch nach Vereinigung mit der Geliebten dadurch zu erklären, daß er annimmt, sie beide seien vor undenklich langer Zeit („in Äonen, die entschwunden") Eins gewesen, und es sei ihnen eine dunkle, aber mächtige Erinnerung („Reminiszenz") daran verblieben, so daß ihr jetziges „Glutverlangen" nichts anderes sei als der auf Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes gerichtete Naturtrieb. — Wie der Dichter in der „Phantasie an Laura" (Ged. 6) die Vereinigung mit der Geliebten in die unendliche Zukunft verlegte, so hier in die unendliche Vergangenheit; er nimmt also die Ewigkeit nach beiden Seiten hin für seine wilde, phantastische Liebe in Anspruch.

[2] Die „Geister" sind die Lebensgeister, die „Brücke" die Grenzscheide des Lebens: die Geister stürmen hinüber, d. h. sie wollen ihr Dasein aufgeben („sterbend versinken"), um jenes höhere, vollkommene Leben zu beginnen.

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erlosch'ner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! – Innig mir verbunden
Warst du in Äonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben[1]:
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig festverbund'nem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott[2], ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen;
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlor'ne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Glutverlangen,
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,

---

[1] Meine dichterische Begeisterung, sich in die Urzeit versenkend, hat es dort gelesen, wenn auch nur auf einer „trüben Tafel", d. h. nur in dunkler Ahnung.

[2] Laura und der Dichter sind Bruchstücke eines Gottes, der einst in der Fülle von Seligkeit, Macht und Erkenntnis im All schwebte.

Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend aneinander?

19. Gruppe aus dem Tartarus.

1781.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise[1],
Bricht die Sense des Saturns[2] entzwei.

[1] D. h. sie waltet über den Verdammten, ihre Qualen sind ewig.

[2] Die Macht der Zeit, die sonst alles bezwingt. Nur an der Ewigkeit zerbricht sie.

20. Elysium.

1781.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Ersäufen jegliches Ach —
Elysiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten,
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin.
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter,
Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter dessen Donnergang,[1]
Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,
Der wie Silber spielet über Kieseln,
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen, samtnen Matten,
Liebgekost vom Balsamwest;

[1] Kühne Umstellung für: unter dessen Donnergang Berge bebten.

Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.

21. Die Freundschaft.[1]

Aus den Briefen „Julius' an Raphael", einem noch ungedruckten Roman.

1781.

Freund! genügsam[2] ist der Wesenlenker —
Schämen sich[3] kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier[4] sah es mein Newton[5] gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn,
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?

---

[1] Der Gedanke, von dem das Gedicht ausgeht, war schon in Ged. 6 (vgl. auch Ged. 62, 19 ff.) enthalten: es ist dasselbe Gesetz, das die Körperwelt regiert (Gravitation) und die Geister zwingt, um die „große Geistersonne" zu kreisen, d. h. nach Gott, dem „Wesenlenker", ewig hinzustreben. Aus diesem „allmächtigen Getriebe" (Vers 13) geht auch die Liebe und Freundschaft hervor. Gott aber (Vers 55 ff.), zu dem, als dem Urquell des Lebens, alle Wesen hinstreben, ist selbst dieser Sympathie teilhaftig (wie die Sonne die sie umkreisenden Planeten nicht bloß anzieht, sondern auch von ihnen angezogen wird). Freilich kann er in keinem einzelnen Wesen seinesgleichen erblicken (wie der Mensch im Menschen), aber die Gesamtheit der geschaffenen Seelen gibt ihm ein Abbild seiner Unendlichkeit.

[2] Weil er sich mit einem Grundgesetze für die ganze körperliche und empfindende Welt begnügt.

[3] Es mögen, sollen sich schämen.

[4] In der Körperwelt.

[5] Vgl. S. 18, Anm. 3.

Raphael, an deinem Arm — o Wonne! —
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du.
Laß das Chaos[1] diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln:
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Gebärde,
Reizender der Himmel sich.

Schwermut wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab;
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

---

[1] Sonst der Zustand der Gestaltlosigkeit, hier die Kraft, die jenen bewirkt.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

22. Melancholie an Laura.[1]

1781.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen springt purpurisch Blut;
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken.[2]
Dem der schöne Tropfe taut,
Der darin Vergött'rung schaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhelle,

[1] Melancholie ist die Lebensauffassung, die das Irdische nur unter dem Gesichtspunkte des Vergänglichen, dem Tode Unterworfenen faßt und demgemäß eine tiefe Trauer über das sichere Ende alles irdisch Schönen und Großen empfindet. Durch Lauras blühende Schönheit und Jugendfrische (Vers 1-18) wird in dem Dichter diese tiefe Trauer geweckt („ich weine über sie"); dies begründet er durch die Vergänglichkeit der irdischen Welt (19—26) und des ganzen Weltgebäudes (27—37), um dann Lauras Reize (38—74) und endlich seine eigene Jugendkraft, die körperliche wie die seines genialen Dichtergeistes, als dem Tode verfallen zu schildern (75—102). Den Abschluß (103—114) bildet der Gedanke, daß es schöner sei, in der Fülle der Jugendkraft zu sterben als im ermattenden Alter.

[2] Selbst deine Thränen sind noch Töchter des Entzückens, nicht etwa des Schmerzes.

Malet noch den trüben Herbst um dich;
Wüsten, öd' und schauerlich,
Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
Düst'rer Zukunft Nebelferne
Goldet sich in deinem Sterne;
Lächelst du der Reizeharmonie?
Und ich weine über sie.

Untergrub denn nicht der Erde Feste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsre stolz auftürmenden Paläste,
Unsrer Städte majestät'sche Pracht
Ruhen all' auf modernden Gebeinen;
Deine Nelken saugen süßen Duft
Aus Verwesung, deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft.

Blick' empor — die schwimmenden Planeten
Laß dir, Laura, seine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tausend bunte Lenze schon,
Türmten tausend Throne sich,
Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
In den eisernen Fluren
Suche ihre Spuren!
Früher, später reif zum Grab,
Laufen, ach, die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Löscht im Meer der Totennacht![1]
Frage mich, von wannen *deine* Strahlen lodern!
Prahlst du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen frischem Purpurblut,
Abgeborgt von mürben Modern?

[1] In drei Augenblicken, d. h. in einer verschwindend kurzen Zeit, löschen die Sonnen aus; wie kannst du also glauben, daß deine Reize dauern? Der Ausdruck ist äußerst sonderbar; denn wenn auch im Verhältnis zur Ewigkeit in der That die Dauer einer Weltperiode nicht länger als die eines Augenblicks ist, so wird doch hier diese *verhältnismäßig* kurze Zeit durch eine *bestimmte* kurze Zeit im *Leben* Lauras bezeichnet: „*Blinze* dreimal!“

Wuchernd fürs gelieh'ne Rot,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken[1] Hohn!
Eine schön're Wangenröte
Ist doch nur des Todes schön'rer Thron;
Hinter dieser blumichten Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon.
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer.
„Meine Pulse", prahlest du,
„Hüpfen noch so jugendlich von dannen" —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen[2]
Schlagen tückisch der Verwesung zu.

Auseinander bläst der Tod geschwind
Dieses Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbichtes Geschäume.
Ewig fruchtlos suchst du seine Spur:
Aus dem Frühling der Natur,
Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
Bleich erstorben deinen süßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterstürme pflügen,
Düstrer Jahre Nebelschein
Wird der Jugend Silberquelle trüben;
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter!
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Niederfällt des Totenspeeres Schaft;
Meine Blicke brennend wie die Lichter

---

[1] Dem Tode.
[2] Die Gehilfen des Todes, Lauras „jugendlich hüpfende Pulse".

Seines Himmels — feuriger mein Geist
Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
Der[1] im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen türmt und niederreißt.
Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — ist vergiftet!
Unglückselig, unglückselig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!
Ach! die kühnste Harmonie[2]
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Ätherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer.
Wegbetrogen von des Lebens Thron,
Front ihm[3] jeder Wächter[4] schon!
Ach! schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen,
Meine Geister wider mich zusammen!
Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strahle lösch' ich aus.

Weinst du, Laura? — Thräne, sei verneinet,
Die des Alters Straflos mir erweinet![5]

---

[1] „Der" bezieht sich auf den in „seines" enthaltenen Begriff Gott.

[2] Die „kühnste Harmonie" ist dasselbe wie V. 90 die „Götterfunken", während das „Saitenspiel" die physische Organisation bezeichnet, auf welcher der Geist wie auf einem Instrumente spielt, die er aber durch die Kühnheit seines genialen Feuers zerrüttet. Denselben Gedanken geben in veränderter Fassung auch die folgenden Verse.

[3] Dem Genie.

[4] Die „Geister", d. h. die Lebensgeister; sie sollten am „Thron des Lebens" Wache halten, d. h. dafür sorgen, daß das Leben wohl erhalten bleibe. Aber sie lassen sich durch das „Genie" gleichsam von ihrem Posten weglocken, dienen („fronen") diesem und lassen sich von ihm zu „frechen Flammen", d. h. zu überkühner, ausschweifender Begeisterung „mißbrauchen", wodurch der Organismus zerrüttet wird.

[5] Erweinen will.

Weg! versiege, Thräne, Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn?
Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfror'nem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geists verblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein, versiege, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus[1],
[2]Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Szene,
Fliehn die Schatten[3] — und noch schweigend horcht das Haus.

23. Monument

Moors des Räubers.

1781.

Vollendet!
Heil dir![4] Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Hoher Gefall'ner!
Deines Geschlechts Beginner und Ender![5]
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabner Verstoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! Hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!

---

[1] Vgl. S. 150, Anm. 2.

[2] Die drei letzten Zeilen bilden eine einzige mit „wie" eingeleitete Vergleichung, auch die beiden Sätze der letzten Zeile, trotz der Wortstellung.

[3] Die Gestalten der Bühne.

[4] Weil die nun vollendete Rolle eine „furchtbare" war, ihm die qualvollsten tragischen Leiden auferlegte.

[5] Weder vor noch nach ihm hat es einen so „majestätischen Sünder" gegeben.

Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken[1] die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Mod're — verstieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke[2] steigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande.
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.[3]

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geist!
Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber;
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold[4],
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Ferne stand ich, sah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: „Amalia!"

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl
Lernt behutsamer spielen!

[1] Die Auslassung des satzeinleitenden „es" erklärt sich durch die voraufgehenden invertierten Sätze.

[2] Der Galgen. Er wird „dem Thron gegenüber" gedacht, weil das Verbrechen sich gegen den Staat auflehnt, dessen Sinnbild der Thron ist.

[3] Nur diese erreicht dich dann noch, reicht noch zu dir hinan.

[4] Dem Denkstein am Hochgericht, auf dem sein Verbrechen eingeschrieben ist.

Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,[1]
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unter ging in den Trümmern
Der mutwillige Phaethon.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmlischen Genius Kind.
Aber du lächelst und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn den Räuber findest du nicht —
Steh und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur, ihr Name, nicht.[2]

24. Der Flüchtling.

1781.

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

[1] Wenn das Sonnenroß, vom Meister (dem Sonnengott) gezügelt, seinen ruhigen Weg geht, wiegen sich Erde und Himmel in sanfterem Schwunge.

[2] Die Sünde und die Schande Moors sind Wirklichkeit, denn dieselben Verirrungen bedrohen geniale, leidenschaftliche Naturen zu allen Zeiten, wenn auch die Gestalt, die im Trauerspiel dieser Sünde und Schande den Namen lieh, bloß ein Phantasiegebilde des Dichters ist.

Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen im perlenden Tau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur;
Die Zephyre kosen
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden[1]
Am elenden Stab?[2]
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenrot, und röte
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säusle nieder, Abendrot, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt;
Morgen, ach, du rötest
Eine Totenflur,
Ach! und du, o Abendrot, umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

---

[1] Ungewöhnlich in reflexivem Sinne.
[2] Der Stab, der ins Elend, d. h. in die Verbannung führt.

25. An Minna.

1781.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme seichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn mein Geschenk,
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: „Minna, sei gedenk!"
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach, die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh, umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh, vergiß auf ewig mich!
Überliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz, das edel schlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin schlug.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlassen stehn,
Weinend in die Blumenszene
Deines Mais zurücke sehn.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordsturm weht,
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegenflohn,

Zischen dem erlosch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Thränen,
Weinen, Minna, über dich.

26. Graf Eberhard der Greiner[1] von Württemberg.

Kriegslied.

1781.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt![2]
Auch manchen Mann, auch manchen Held[3],
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Ulerich[4],
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft'.

---

[1] Eberhard II., der Greiner oder Rauschebart (1344—92), der Begründer der Fürstengewalt in Württemberg.

[2] Tragt die Nase nicht so hoch!

[3] Nicht selten statt: Helden. (Mittelhochdeutsch wird das Wort stark flektiert: helt, heldes, helde, helt.)

[4] Ulrich, Eberhards einziger Sohn, gefallen in der Schlacht bei Döffingen am 23. August 1388.

Er griff sie an[1] — und siegte nicht
Und kam gepanscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — „Ha! ihr Schurken, wart't!"
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurra! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwung[2] seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk[2] schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb[3] —
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund.
Hoch führt der Graf die Reiter an:
„Mein Sohn ist wie ein andrer Mann.
Marsch, Kinder! in den Feind!"

---

[1] In der Schlacht bei Reutlingen (21. Mai 1377).
[2] Altertümliche, volksmäßige Formen.
[3] Das Zusammengetriebene, daher Schar, Trupp.

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all',
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang,
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der tote Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

27. Der Kampf.[1]

1784.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieses Opfer nicht.

---

[1] Dieses und das folgende Gedicht beruhen auf Schillers Verhältnis zu Charlotte von Kalb (vgl. die allgemeine Einleitung). Der Dichter hat bisher seine Liebe zu der Frau eines andern mit äußerster Seelenstärke bekämpft. Aber gerade

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen!

Zerrissen sei, was wir bedungen haben!
Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt.
Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert still mein heldenmütiges Entsagen,
Und großmutsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele[1], dieser Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibt's einen andern, schönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick.

28. Resignation.[2]

1784.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

---

dies „heldenmütige Entsagen" reißt die Geliebte zu solcher Bewunderung hin, daß sie ihm ihre Gegenliebe gesteht und ihn dadurch in neuen inneren Kampf stürzt.

[1] Anrede an die Geliebte: Traue ja nicht darauf, daß deine Güte meine Tugend stärken werde; im Gegenteil waffnet 2c.

[2] Der Dichter stellt sich vor, daß er gestorben sei. Obgleich so gut wie jeder andere zum Glück geboren, hat er doch kein Glück genossen. Er wendet sich an die Ewigkeit, die Richterin aller menschlichen Dinge, und fordert von ihr eine gerechte Vergeltung, einen Ersatz für die irdischen Freuden, die er im Hinblick

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder! —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,[1]
Und die Erscheinung[2] flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern[3] ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,[4]
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung[5] geben."

---

auf sie geopfert habe. Aber er erhält die Antwort, daß es einen Ersatz für irdische Freuden in der Ewigkeit nicht gebe, daß vielmehr in dem Hoffen und Glauben das Glück seines Lebens gelegen habe, daß in der Gesinnung und in dem Thun des Menschen selbst schon das erwartete Gericht liege.

[1] Vgl. S. 150, Anm. 2.

[2] Das kurze irdische Leben.

[3] Der Erde.

[4] Auch die geheimsten Gedanken, die verborgensten Winkel des Herzens werdest du enthüllen.

[5] Anweisung, nachher (Vers 45) „Schein" genannt.

Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern[1] deine Schmerzen.“
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten“,
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,[2]
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?[3]

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.[4]

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?[5]

---

[1] Tragen reiche Zinsen.

[2] Die Religion, die sich für die Wahrheit ausgibt, ist eine Lügnerin im Dienste der Herrschsucht.

[3] Der „Weltplan“ ist „krank“, d. h. die Welt ist höchst unvollkommen, indem der Gute oft unglücklich, der Böse glücklich ist. Um diesen Weltplan zu „retten“ und dem Bedürfnis des Menschen (seiner „Notdurft“) nach Gerechtigkeit zu genügen, hat seine Klugheit („Witz“) den Begriff Gottes und einer Ausgleichung im Jenseits „schlau erdacht“.

[4] Die Furcht vor dem Jenseits ist eine Erfindung des bösen Gewissens, welches wie ein Hohlspiegel das Bild riesig vergrößert zurückwirft.

[5] Unsere Lebenszeit ist mit dem Tode dahin; sie wird aber künstlich zu trüglichem Leben erhalten durch die Hoffnung, wie eine Mumie durch Einbalsamieren vor Verwesung geschützt wird.

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?" —

Ich sah die Zeit nach deinen[1] Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen.
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine[2] Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.[3]

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen", rief er, „hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht!

---

[1] Die Ewigkeit ist auch hier angeredet: nach ihren Ufern fliegt die Zeit, sie strebt zur Ewigkeit (vgl. Gedicht 6, 57 ff.).

[2] Das Ewige, Geistige.

[3] Durch das ungestüme Pochen des Menschen auf den Lohn für seine Entsagung wird die Antwort des Genius vorbereitet: einen Ersatz für irdische Freuden gibt es in der Ewigkeit nicht. Ein Verzicht in dieser Hoffnung ist kein Verzicht, ist sittlich wertlos. Wer Gott zuruft: „Ich fodre meinen Lohn!" hat seinen Lohn dahin. Die wahre, ernste, tief sittliche Resignation kennt solche selbstsüchtige Berechnung nicht. Es steht hiernach der Mensch vor der „bangen Wahl" „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden" (Gedicht 61), aber er soll nicht zum sinnlichen Genuß aufgerufen werden, sondern der Sinn ist gerade der, daß der Glaube seinen Lohn in sich trage, ja daß er eine bessere, menschenwürdigere Befriedigung gewähre als „des Genusses wandelbare Freuden" (Ged. 61). Denn der Genius sagt: „Genieße, wer nicht glauben kann!" Er erkennt also nur bei der Unfähigkeit, für ideale Güter zu leben, den Genuß als das an, was solchen Menschen allein bleibt. „Wer glauben kann", d. h. wer jene Fähigkeit besitzt, an den ergeht die Mahnung: „Entbehre!" d. h. gib dich dem Genuß nicht unterthan. Eine übermenschliche Askese ist damit keineswegs bezeichnet, aber es ist natürlich, daß diese reine Entsagung dem Menschen, der noch soeben in jener selbstsüchtigen Vergeltungslehre befangen war, als hart und trostlos erscheint, und dadurch erklärt sich der schmerzliche Ton unseres Gedichtes.

Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.[1]

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

29. An die Freude.[2]

1785.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt:
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

[1] „Weltgeschichte" ist Prädikat, „Weltgericht" Subjekt; nicht der Begriff der Geschichte soll näher bestimmt werden, sondern der des Gerichts. – „Weltgeschichte", hier nicht, wie sonst, der Zusammenhang der großen Völkergeschicke, sondern einfach alles, was geschieht, auch die Erlebnisse des eigenen Herzens, die den Menschen beseligen oder bedrücken, so daß er sein Schicksal und seinen Richter in sich trägt.

[2] Der Dichter ist in geselligem Kreise mit frohen, hochgestimmten Freunden beim Weine vereint und preist die Macht der Freude Zuerst redet er die Freude selbst an, wie eine Göttin, in deren Tempel er mit den Freunden eingetreten ist. — V. 13—24 ruft er alles, was liebt, zur Teilnahme an dieser Feier der Freude auf. — V. 25—60 geben die Wirkung und Macht der Freude an: sie regt sich in allen beseelten Wesen vom Wurm bis zum Engel, sie ist selbst in der unbeseelten Natur die treibende Kraft, und sie befeuert den Menschen in seinem Streben nach Wahrheit und Tugend, gibt ihm sogar Kraft, den Tod zu überwinden. – V. 61—72: Die Freude

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

---

stimmt zur Dankbarkeit gegen Gott für Gewährung solcher Wonne, daher zur Menschenliebe und Versöhnung mit allen Feinden. — V. 73—96: Die Freude veredelt und erhebt den Menschen, sie erfüllt uns mit den heiligsten Vorsätzen.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut.

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

30. Bittschrift.[1]

1785.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

[1] Die Veranlassung des Gedichtes wird so erzählt: Als Körners einstmals zu Tisch nach Pillnitz ausgebeten waren, wollte Schiller sie nicht begleiten, sondern lieber an seinem „Don Karlos" arbeiten. Im Wohnhaus wurde gebaut, und Schiller begab sich deshalb in das Häuschen des Winzers nebenbei, wo auch die Waschküche war. Kaum hatte er sich hier in seine Arbeit vertieft, so wurde er durch das Klatschen der Wäsche und das Schwatzen der Frauen gestört. Zum Unglück blieben Körners wegen eines heftigen Gewitters die Nacht fort. Am andern Tage überreichte der Dichter dies Gedicht. (Vgl. Jonas, „Christian Gottfried Körner", S. 48.)

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger? —
O Phöbus! hassest du Geschmier',
So wärm' auch deine Sänger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer;
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: „Triumph!"
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen.

Gegeben in unserm jammervollen Lager ohnweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus= und Wirtschafts=Dichter.

31. An Körner.

(In dessen Exemplar der Anthologie.)

1785.

Ihr waret nur für wenige gesungen,
Und wenige verstanden euch.
Heil euch! Ihr habt das schönste Band geschlungen,
Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen. —
Die Ewigkeit vergesse euch!

32. Die unüberwindliche Flotte.[1]

Nach einem älteren Dichter.

1786.

Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir.
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ozean sah ihresgleichen nie,
Unüberwindlich nennt man sie),
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht[2]
Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

---

[1] Philipp II. von Spanien, darüber erbittert, daß Elisabeth von England die aufständischen Niederländer unterstützt hatte, rüstete die „Armada" oder „unüberwindliche Flotte" aus, durch die er as ihm vom Papste geschenkte England zu erobern gedachte. Ihr Untergang im August 1588 war vornehmlich eine Folge großer Stürme, doch auch der Klugheit und Umsicht des englischen Befehlshabers. Damit war Philipps Macht für immer erschüttert und der Grund zu Englands Seeherrschaft gelegt.

[2] Heiligt, rechtfertigt.

Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh' deinem freigebor'nen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
Das große Blatt[1], das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
Wem dankst du sie — errötet, Völker dieser Erde! —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick' hin auf diese feuerwerfenden
Kolossen,
Blick' hin und ahnde deines Ruhmes Fall!
Bang' schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle gute, schöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen[2] wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab.
„Soll", sprach er, „soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?"

---

[1] Die Magna Charta, das Staatsgrundgesetz, welches die Engländer 1215 dem König Johann abnötigten, und welches als die Grundlage der englischen Verfassung gilt.

[2] Spanien, aus Leon und Kastilien vereinigt, führte einen Löwen und einen Turm (castel) im Wappen.

„Nie", rief er, „soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!"
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.*

33. Die Götter Griechenlands.[1]

1788.

Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leichtem Gängelband,
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia[2]!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,

* Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt."

[1] Schwungvoller Ausdruck der Begeisterung, in die den Dichter die Welt des Griechentums versetzte. Zum ersten Male hatte er sich in die griechische Dichtung versenkt, und betroffen von der ungeahnten Schönheit, die sich ihm hier aufthat, spricht er sein Entzücken lebhaft aus. Sein nach Schönheit dürstender Geist fühlt sich aufs tiefste angezogen von der phantasievollen Natur- und Weltauffassung, die ihm hier begegnet, während ihm die wissenschaftlich reiferen religiösen Vorstellungen der neuen Zeit, als bloß verstandesmäßig, daneben nüchtern und gemütlos vorkommen, die Welt ihm „entgöttert" scheint.

[2] So genannt nach Amathus, Stadt auf Cypern.

Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe[1],
Tantals Tochter[2] schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe[3],
Philomelas Schmerz aus diesem Hain[4];
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere[5],
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte[6] stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn[7] den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

---

[1] Daphne, von Apollo verfolgt, wurde auf ihr Flehen in einen Lorbeerbaum verwandelt.

[2] Niobe, deren Klagen um den Verlust ihrer Kinder erst schwiegen, als sie zum Felsen wurde.

[3] Syrinx, die vor dem Hirtengott Pan floh, wurde in ein Schilfrohr verwandelt.

[4] Philomela, die unablässig über den selbstverschuldeten Tod ihres Sohnes klagte, wurde in eine Nachtigall verwandelt.

[5] Das Beiwort der Aphrodite heißt eigentlich Cytherea, Cythere dagegen die Insel, wo sie verehrt wurde. Der „schöne Freund" ist Adonis, der auf der Jagd durch einen Eber getötet wurde.

[6] D. h. zu den Menschen; vgl. S. 29, Anm. 2.

[7] Apollo.

Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe[1] muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.[2]
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen[3],
Und des Thrakers[4] seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;

[1] Griech. εὐοῖ, der Jubelruf der Bacchanten, welche den mit Epheu und Weinlaub umwundenen Thyrsusstab schwangen und dem von Panthern gezogenen Wagen des Bacchus voranliefen.

[2] Vgl. S. 150, Anm. 2.

[3] Die drei Totenrichter Minos, Äakos, Rhadamanthys waren Sterbliche gewesen.

[4] Orpheus. Vgl. S. 32, Anm. 2.

Linus'[1] Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederfoderer der Toten[2]
Neigte sich der Götter stille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.[3]

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

---

[1] Ein Sänger der ältesten Vorzeit, der in jugendlichem Alter starb.
[2] Herakles, welcher Alceste dem Tode abgerungen hatte.
[3] Kastor und Pollux.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

34. Einer jungen Freundin[1] ins Stammbuch.

1788.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die Welt.
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

---

[1] Gemeint ist Charlotte von Lengefeld. — Die Welt, sagt der Dichter, ist nicht so schön, wie sie dir erscheint, wenn sie sich in deinem schönen Herzen abspiegelt. Er warnt die Geliebte, das, was ihr der Zauber ihrer Anmut und Unschuld errungen habe, näher zu prüfen, da sonst auf den „lieblichen Betrug“ ein „trauriges Erwachen“ folgen werde, so wie die Blumen, solange sie im Beete stehen, das Auge erfreuen, aber, sobald man sie pflückt, welken und sterben.

Froh taumelst du im süßen Überzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab!
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie[1] — nur den entfernten[2] Blicken;
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab!
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab.

35. Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

1788.

Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? weil deine Ungetreue
In eines andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an
Und lerne deine leichter tragen!

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden[3]
Wird sie in allen Buden feilgeboten,
Muß sie auf Diligencen, Paketbooten[4],

[1] Die „Blumen, die um deine Pfade blühn". Diese kann sie allerdings eigentlich nicht mehr „pflanzen", man muß also etwa verstehen: fahre fort, sie zu pflanzen, und laß sie ungepflückt wachsen.

[2] Bezeichnet nicht eine weite Entfernung der Betrachtung, sondern der Blick ist an sich, dem Abpflücken gegenüber, stets das Entferntere.

[3] Paris

[4] Sie bildet vielfach den Gegenstand des Gesprächs für das reisende Publikum.

Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch[1] befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
Und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte[2].

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons[3] Mann.
Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken,
Signiert: „An die berühmte Frau."
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"[4]
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Rezensionen.
Das schöne, blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,

---

[1] Aristarch (um 250 v. Chr.), der berühmte alexandrinische Kritiker, hier als Bezeichnung eines gemeinen Rezensenten.

[2] Ihr Bild wird von einem Leipziger Verleger ihren Schriften beigegeben.

[3] Ninon de Lenclos (1616—1706), die geistreiche Geliebte Richelieus, hier als Bezeichnung einer berühmten und bewunderten Frau.

[4] Die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" und Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek".

(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg und frägt nach ihren Kleinen

Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch, ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Groszing[1] und Kompanie, dem Z** Wundermann[2]
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Eh'mann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewund're, sagen —
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh' dabei, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,

[1] Franz Rudolf von Groszing aus Ungarn, ein berüchtigter Schwindler, der sein Wesen abwechselnd in Wien, Leipzig, Halle, Berlin trieb; er gab 1784—1787 eine ganze Reihe Zeitschriften für Damen heraus („Damenjournal", „Flora", „Monatsschrift für Damen", „Rosenblatt" u. a.). Endlich wurde er wegen Betrugs festgenommen (zufällig gerade im Jahre unseres Gedichts, 1788) und hat in Österreich lange im Gefängnis gesessen.

[2] Lavater, der seit 1786 erster Pfarrer an der Peterskirche in Zürich war.

Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Errätst du's nicht? O, ich versteh's genau!
Daß diesen Brillant[1] von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum Reisen,
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem bunten Reih'n,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich geben und zu Markte tragen;
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerriss'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzensfesslerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;

[1] Dreisilbig, wie derartige Wörter bei Schiller in dieser Zeit stets.

Das süße Wort: „Ich liebe dich!“
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt’ ich sie zum Traualtare,
O, wer war glücklicher als ich?
Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die Schönste sie,
Die Glücklichste von allen sie
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög’ ihn Gott verdammen! —
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann thut eine That — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen!

Wen hab’ ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch* gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

* Goldenes Buch, so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

36. Die Künstler.[1]

1789.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige[2]
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
[3]Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille[4],
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlass'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand[5],
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugekehrt

---

[1] Das Gedicht beruht auf zwei Grundgedanken: 1) einem allgemeinen oder philosophischen: Schönheit ist anschaulich dargestellte Wahrheit (Vers 64 f.); 2) einem geschichtlichen: alle geistige Kultur ist vom Schönheitsgefühl ausgegangen, und das Ziel des Kulturweges ist wiederum die höchste Vollendung der Kunst (393 ff). — 1) Die gegenwärtige Kulturhöhe verdankt der Mensch der Kunst (Vers 1—33). Die Schönheit erzog den Menschen zur Wahrheit, sittlich und wissenschaftlich (34—53), sie ist selbst die verhüllte Wahrheit und nur so dem Menschen zugänglich (54—90). — 2) Der geschichtliche Teil stellt, vom Altertum ausgehend, zuerst Entstehung und Entwickelung der Kunst dar (103—164), dann ihre Wirkung auf den Geist, und zwar auf Sittlichkeit (165—209) und Erkenntnis (210-253), endlich die Vollendung zu harmonischer Weltanschauung (254—315); er führt dann durchs Mittelalter zur Neuzeit (329—382) und schließt mit einem Ausblick in die Zukunft, der wieder auf den ersten Teil zurückweist: je höher die Kunst steigt, desto klarer wird sich die Schönheit als die Wahrheit zeigen, nach der der Mensch erkennend und handelnd strebt (383—432); dann hat sich Cypria als Urania enthüllt (433—442, vgl. 54 ff.). — Die Künstler aber sollen nur nach der Schönheit streben, die dann von selbst mit der Wahrheit zusammenfallen wird (458-481).

[2] Als Zeichen des erfochtenen Sieges.

[3] Die folgenden Verse heben die für das Zeitalter der Aufklärung und Humanität bedeutsamsten Vorzüge hervor.

[4] Die Großthaten der Wissenschaft und Kunst werden in der Stille vollbracht.

[5] Diese Vorstellung wird besonders in V. 66—77 ausgeführt.

Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhab'nen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme[1] ihren Liebling gab.
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.[2]

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.[3]
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst[4] zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.[5]
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

---

[1] Diese „fremden Arme" heißen nachher (V. 29) die „niedern Dienerinnen" der Kunst, und der Dichter nennt drei der hiermit gemeinten menschlichen Eigenschaften: Fleiß, Geschicklichkeit und Wissen.

[2] Wenn Schönheit, was der philosophische Grundgedanke des ganzen Gedichtes ist, anschaulich dargestellte Wahrheit ist, so gehört zu ihrer Auffassung eine sinnlich-geistige Organisation, wie sie dem Menschen, und ihm allein, eigentümlich ist.

[3] Im Lande der Erkenntnis ist heller Tag; die Schönheit, das Thor, durch das wir eintreten, ist demnach zugleich der Morgen dieses Tages. Diese Morgenröte gewöhnt unser Auge an das blendende Licht der Wahrheit.

[4] Dann später.

[5] Die Wahrheit war durch das Schöne symbolisch ausgedrückt.

Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend[1] über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania[2],
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.[3]

---

[1] Alles, was sich ihr naht, verzehrend, daher unnahbar.

[2] D. h. die Himmlische. In der Gestalt der Venus wird die Göttin der irdischen, sinnlichen Liebe von der einer reinen himmlischen unterschieden, die „Venus Urania" heißt. Schiller faßt die erstere (die er V. 433 Cypria nennt) als Personifikation der Schönheit, die andere als die der Wahrheit.

[3] Die Beziehung auf Inquisition und Glaubensgerichte ist hier etwas fremdartig, da sonst in diesem ersten Teile des Gedichts Hindeutungen auf bestimmte Zeiten mit Recht vermieden sind.

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;[1]
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.[2]
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht[3] kein Geschick:
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt:
In die erhab'ne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen[4] —
Ein unermess'ner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn[5] her mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen[5] Sinn in Sklavenbanden hielten[6]
Und ungesellig rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten —

[1] Das Herz weist den Zwang der Pflicht von sich, weil es schon von selbst folgen will. (Dagegen Ged. 61, 108: er „verschmäht" die Fessel des Gesetzes, weist sie von sich, weil er nicht folgen will.)

[2] Beide Wege decken sich, fallen ineinander, ein Bild, mit dem es nicht recht übereinstimmt, daß der eine von ihnen „schöner geschlungen" ist.

[3] Macht erblassen, schreckt. Vgl. Ged. 61, 77.

[4] Der Nachsatz folgt unmittelbar mit den Worten „Ein unermess'ner Bau", aber anakolutisch.

[5] Bezieht sich auf den „Wilden" (Vs. 111).

[6] Dem Wilden erschienen die ihn umgebenden Naturkräfte, Donner, Blitz, Sturm, Regen, als feindliche Mächte, als Dämonen.

So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur[1]
An die Erscheinungen gebunden[2],
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten[3]
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammengatten.[4]
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Zeder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen[5],
Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand, im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,

---

[1] Kein Widerspruch zum Vorhergehenden, denn auch die Furcht geht aus dem Begehren (nicht dem Betrachten) hervor.

[2] Zu ihnen in Beziehung stehend.

[3] Die Gestalten, die euch nahe standen.

[4] Diese Verse gehen noch nicht auf Nachbildung, welche erst V. 133 als etwas Neues erwähnt wird, sondern bedeuten nur: ihr standet den Erscheinungen nicht mehr feindlich und ungestüm gegenüber, sondern faßtet sie „still", d. h. betrachtend, zu einem freundlichen, harmonischen Bilde zusammen.

[5] Wie hättet ihr verfehlen können.

Verrieten die vertraulichen Gestalten
Den Talisman[1], wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie[2] floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur,
Mit weiser Wahl in einen Strauß[3] gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt wurden Sträuße[3] schon in einen Kranz[3] gewunden,
Und eine zweite, höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
[4]Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen,
Des Mäoniden[5] Harfe stimmt voran.

---

[1] Das Gesetz der Schönheit; dasselbe sind nachher „die wunderwirkenden Gesetze" und die „ausgeforschten", d. h. nunmehr in ihrem Wesen erkannten „Schätze des Reizes", die geheimnisvollen Ursachen des Wohlgefallens, also z. B. Gleichmaß, Gliederung, Entsprechung der Teile u. s. w.

[2] Der Gesang der Vögel, den die erste Musik nachahmte.

[3] „Strauß" und „Kranz" sind natürlich nur Bilder des geschilderten Fortschrittes.

[4] Zur Erklärung des Folgenden vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Jedes Kunstwerk ist ein Ganzes, und solange es den Künstler beschäftigt, ist es sein einziger Zweck; so zum Beispiel eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Wenn aber die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie diese einzelne Ganze in Teile eines neuen und größern Ganzen, darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert, der Charakter eines Hektor, an sich allein schon vollkommen, dient nur als subordiniertes Glied in der Iliade, die einzelne Säule dient der Symmetrie." Auffallend ist nur „Wirklichkeit empfangen", da doch auch die einzelne Säule 2c. schon „vollendet aus der Hand" des Künstlers gegangen war.

[5] Beiname Homers.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
„Seht“, riefen die erfreuten Scharen,
„Seht an, das hat der Mensch gethan!“
In lustigen, geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten
Und Löwentötern, die, solang' der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
[1]Zum ersten Mal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie, schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit[2] trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch[3] und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

---

[1] Im folgenden wird der Unterschied des sinnlichen und des ästhetischen Genusses geschildert. Der erstere will seinen Gegenstand „in sich reißen“ (s. Vers 112 die Schilderung des Wilden), der andre beruht, wie Kant sagt, auf einem „uninteressierten Wohlgefallen“.

[2] Menschlichkeit.

[3] Die Bedeutung seiner aufrechten Haltung kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein.

Begraben[1] in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beſſ'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangne,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.[2]

[3]Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie[4]
Vermähltet ihr in *einem* Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte[5] vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Widerschein,
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen[6],
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

[7]Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,

---

[1] Auf „Keim" bezüglich.

[2] Die bloß sinnliche Begierde erlosch, aber das innige Verlangen, die Liebe, blieb, „überlebte" jene.

[3] Die drei folgenden Strophen zeigen, wie sich der Mensch durch die Kunst „zum Weltgeist schwang" (Vers 41). Der Inhalt der ersten dieser drei Strophen ist: indem der Künstler die edelsten menschlichen Eigenschaften zur höchsten Potenz erhebt und dann, in dem Bewußtsein, daß es ein solches Idealbild in der irdischen Wirklichkeit nicht geben könne, eine das menschliche Wesen überragende Gestalt daraus macht, entsteht die Vorstellung eines Gottes.

[4] Die Anmut, sofern sie der Ausfluß eines edlen und freien Geistes ist.

[5] Früher; *jetzt* sah er in Gott den Widerschein seines eigenen Wesens.

[6] Gott.

[7] Wie von Gott, gibt der Dichter auch ein Idealbild vom Zusammenhang des Geschehens, indem er die Kräfte darstellt, die auf das Schicksal des Menschen Einfluß haben: Leidenschaft, Glück, und was in der Menschenbrust gegen die Leidenschaft

Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.[1]
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still[2] wandelte von Thespis'[3] Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.[4]

[5]Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte[6] —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean[7]

ankämpft oder sie befeuert, Pflicht und Trieb. Aber er nimmt nur das auf, was für sein Ziel (224) förderlich ist, nämlich für den deutlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne, Charakter und Schicksal, so daß jedes Ereignis sich als ein leicht faßliches Glied (228) in die Ordnung des Ganzen einreiht.

[1] Den Zuhörer überkommt das Gefühl, daß die Verknüpfung, die er im Kunstwerke so anschaulich sieht, auch im Leben vorhanden sein müsse (tragische Furcht).

[2] Unvermerkt, ohne absichtlichen Lehrton.

[3] Thespis (um 540 v. Chr.), der erste tragische Dichter der Griechen, der seine Vorstellungen auf einem Wagen gegeben haben soll.

[4] Der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an das Walten der „Vorsicht" im Weltenlauf, ist von der Kunst, insbesondere dem Drama, ausgegangen.

[5] Zur Erklärung des Folgenden vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Aber dieses Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. — Da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaß vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulösen."

[6] Das Leben vollendete sich nicht zu einem abgeschlossenen Kreise; dasselbe Bild V. 245: ihr führtet den Bogen weiter.

[7] Der Avernussee in Kampanien galt für den Eingang in die Unterwelt.

Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor[1] angelehnt, ein blühend Polluxbild[1],
Der Schatten in des Mondes Angesichte[2],
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie[3].
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.[4]
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,[5]
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen.[6]

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.

---

[1] Pollux, der unsterbliche Bruder des sterblichen Kastor, als Sinnbild der Unsterblichkeit, Kastor als das des bloß irdischen Lebens. Ersterer trägt die umgestürzte Fackel, das Symbol des Todes, weil der Mensch nur durch den Tod zu unsterblichem Leben gelangt.

[2] Der unbeschienene Teil des Mondes, den man neben der hellen Sichel dunkel zu sehen pflegt; wie nun dieser matt beleuchtete Teil die helle Mondscheibe ahnen läßt, so steht neben dem irdischen Leben (Kastor) die dunkle Ahnung des ewigen Lebens (Pollux); Pollux heißt „blühend", wie ja der Genius des Todes ein lieblicher Jüngling ist.

[3] Seltener Gebrauch des Maskulinums für das Neutrum, nach: der Genius.

[4] Ein ähnlicher Fortschritt wie in V. 151—164, doch ist dort mehr ein Aneinanderfügen, hier ein innerliches Durchdringen verschiedener Schönheitselemente gemeint.

[5] Der bloß sinnliche Reiz der Nymphe wird zum Bestandteil einer höheren, geistigen Schönheit; die Darstellung des Gottes zeigt dieselbe Kraft, die „in des Ringers Muskel" schwoll, aber sie ist durch die hoheitsvolle Schönheit des Gottes gebändigt, „sie muß lieblich schweigen", während sie vorher rauh und laut hervortrat.

[6] Sich dem Gesamteindrucke des Tempels unterordnen. Zugleich aber soll hierin eine Anspielung auf die gebückte Haltung des berühmten Zeusbildes von Phidias liegen; beides nach Schillers eigener Erklärung.

Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.[1]
[2]Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen[3],
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten[4],
Mißt sie mit Maßen, die sie[5] ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten[6]
Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.
In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie[7],
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.[8]

---

[1] Die Natur ist durch die Kultur umgestaltet und bereichert, das Menschenherz von neuen Trieben beseelt; beides gibt der Kunst immer neue Anregung.

[2] Der Mensch, im Kleinen geübt, ein Kunstwerk als ein wohlgegliedertes Ganzes zu verstehen, dringt nun immer tiefer in die wirkliche Natur ein, um auch sie unter dem Gesichtspunkt solcher Einheit aufzufassen.

[3] Grenzpfeiler: der Geist rückt die Grenzen der (von ihm erkannten) Natur immer weiter hinaus.

[4] In übertragenem Sinne: er beurteilt die Natur jetzt nach sich, macht sich „zum Maß aller Dinge".

[5] Muß auf die Natur gehen, sofern diese künstlerische Auffassung doch schließlich auch aus der Natur stammt. Aber der Gedanke ist hier fremd; denn durchweg hebt der Dichter sonst gerade den Gegensatz hervor.

[6] Gesetzen. — Die Natur ist verständlicher, wenn sie angeschaut wird, als stünde sie unter den Gesetzen der Schönheit, die der Mensch aus seiner Anschauung dazuthut.

[7] Anspielung auf die von Pythagoras begründete Lehre von der Sphärenharmonie.

[8] Die „selige Vollendung", nach der der Mensch im Leben strebt, ist ihm in den Werken der Kunst bereits vorbildlich (ideal) gegeben, und er ringt dieser „lieblichen Begleitung" (V. 302) nach.

Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonieenbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß ineinander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen[1] der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Teuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
[2]Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen!

---

[1] Anspielung auf die „sanften Geschosse" des Apoll oder der Artemis, von denen Homer bei einem plötzlichen natürlichen Tode spricht.

[2] In den folgenden Versen werden zwei Gaben der Künstler gepriesen: Freiheit und Freude; für die erste verdienen sie unsterblichen Ruhm, für die zweite Liebe.

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Äther, seinen Sternenbogen
Mit Anmut uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler[1] ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung munt're Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen[2] die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie[3] sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal[4] verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

---

[1] Gott.
[2] Die von den Künstlern geschaffenen.
[3] Die Menschheit.
[4] Zur Zeit der Griechen und zur Zeit der Renaissance.

Vertrieben von Barbarenheeren[1],
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.[2]
[3]Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer, hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück
und tretet in der Demut Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegeb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur,

---

[1] Gemeint sind die Türken, die 1453 Konstantinopel eroberten und dadurch viele Griechen zwangen, nach Italien auszuwandern.

[2] Eine solche unmittelbare Einwirkung der Künste auf Veredelung und Gesittung im Zeitalter des „Humanismus" ist nicht geschichtlich.

[3] Die Schilderung in den folgenden vier Versen paßt nicht auf das 16. und 17. Jahrhundert (Dreißigjähriger Krieg!). Man muß wohl mehr an die Gegenwart des Dichters denken, so daß das Gedicht zu seinem Anfang zurückkehrt: die Künstler haben ihre Aufgabe erfüllt.

Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein,
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.[1]
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're, schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden[2],
Je schön're Rätsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf[3],
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,

---

[1] Wie man das Thal am besten von einer Höhe überschaut, so ist ein einheitlicher Überblick über die materielle wie über die geistige Welt nur vom künstlerischen Standpunkt, von „der Schönheit Hügel" (Ged. 61, 49), möglich.

[2] Einzelheiten, die sich, ehe man das Ganze überblickte, dem „Weltenplan" nicht einreihen wollten, sondern als unvollkommene, „verstümmelte" Glieder das Weltbild, das sich der Forscher gemacht hat, zu verunstalten (zu „schänden") schienen, lassen nunmehr die erhabene Form des Weltganzen um so deutlicher erkennen, sie „vollenden die hohen Formen".

[3] Unvermerkt, wie V. 235 „still".

Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf.
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

[1]Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania,
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn![2]
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.[3]

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange

---

[1] Was der Dichter in V. 64 und 65 nur für ein jenseitiges, rein geistiges Dasein anzunehmen schien, schreibt er in den folgenden Versen doch der höchsten Stufe irdischer, menschlicher Entwickelung zu.

[2] Der Mensch ist von der Wahrheit weggeflohen (Vers 58), um der Schönheit nachzujagen; indem er die letztere wirklich erreicht („erhascht"), hat sie sich gleichsam unter seinen Händen in die Wahrheit verwandelt. Dies „Erhaschen" tritt um so eher ein, je „schöner" seine Flucht vor der Wahrheit war, d. h. je mehr er dabei nur auf die Schönheit bedacht war.

[3] Erinnerung an Fénelons „Aventures de Télémaque", wo sich Telemachs Begleiter Mentor schließlich als Minerva offenbart.

Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der frei'sten Mutter[1] freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht![2]
Die Schwester[3], die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

[1] Der Schönheit; die Künstler sind „frei", weil sie keinem andern Gesetz als dem der Schönheit unterworfen sind.

[2] Wollt nicht, wie Wissenschaft und Moral, belehren und bessern, sondern nur durch die Schönheit erfreuen; an ein Buhlen um äußere Güter ist wohl nicht gedacht.

[3] Die der Schönheit, nämlich Wissenschaft und Sittlichkeit, Töchter der Wahrheit im höchsten Sinne („Urania") wie die Schönheit. Also: strebt nur nach dem Schönen; erreicht ihr dies im höchsten Sinne, so schließt es von selbst das Gute und Wahre ein; denn unmöglich kann das, „was schöne Seelen schön empfunden", anders sein als „trefflich und vollkommen", d. h. gut und wahr.

37. In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes.

1793.

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobogen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Wissenschaft ins Klein're sich gezogen
Und leicht wie Kork in Almanachen schwimmt,
Hast du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie, fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

38. Poesie des Lebens.

An ***

1795.

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergehn?[1]
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden:
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Not,
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Notwendigkeit?"

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte

[1] Die Schattenbilder, d. h. unsre Wahnvorstellungen, welche die Wirklichkeit mit schönem Schein überkleiden, „hintergehen die Hoffnung", indem sie ihr trügerischerweise die Erfüllung, also den Besitz eines Gutes oder Glückes vorspiegeln

Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still traurend nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar;
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarb'ner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn[1], die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht.
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

39. Die Macht des Gesanges.[2]

1795.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

[1] Eros, der Sohn der Aphrodite (vgl. S. 69, Anm. 5).

[2] Schiller an Körner, 8. Sept. 1795: „Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her." Die Worte zeigen, daß nicht vom „Gesang" im engeren Sinne, sondern von der mächtigen Wirkung der Dichtkunst die Rede ist. Str. 1 gibt den Ursprung des „Gesanges" an, die andern vier seine Macht. Str. 2 führt aus, daß er unwiderstehlich sei, Str. 3 und 4, daß er uns über die kleinen irdischen Verhältnisse, nichtigen Jubel und nichtigen Kummer, erhebe, Str. 5, daß er uns von der Unnatur befreie.

Verbündet[1] mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an.
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück

[1] Bezieht sich, grammatisch ungenau, auf den folgenden Genitiv „des Sängers".

Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

40. Das Kind in der Wiege.

1795.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

41. Odysseus.

1795.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste:
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

42. Das Unwandelbare.

1795.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

43. Zeus zu Herkules.

1795.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

44 Der Tanz.

1795.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reih'n?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reih'n.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts[1] mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

[1] Der Harmonie.

45. Spruch des Konfucius.

1795.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That.[1]
Wähle nicht die Fliehende zum Freund[2],
Nicht die Bleibende zum Feind.

46. Würden.

1795.

Wie die Säule des Lichts[3] auf des Baches Welle sich spiegelt —
Hell, wie von eigener Glut, flammt der vergoldete Saum;
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn —
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

---

[1] Behandele sie nicht als etwas schon Vorhandenes, rechne nicht mit ihr und auf sie.

[2] Hafte nicht an ihrem Genuß.

[3] Der Lichtstreifen, der über das Wasser hinzieht.

47. Deutschland und seine Fürsten[1].

1795.

Große Monarchen erzeugest du und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

48. Pegasus[2] im Joche.

1795.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket[3],
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
„Das edle, königliche Tier! — Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren."
Ein Pachter endlich faßte Mut.
„Die Flügel zwar", spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;

[1] Je reifer und selbständiger die Unterthanen sind, desto schwerer ist es für den König, ihnen gegenüber als der überlegene Führer zu erscheinen, desto leichter aber kann er ihnen rein menschlich näher treten.

[2] Ein geflügeltes Roß, das aus dem Blute der von Perseus getöteten Medusa entsprang; es schlug durch einen Hufschlag die Musenquelle Hippokrene auf dem Helikon hervor, aber als Dichterroß galt es den Alten nicht. Ariost erzählt von einem Zauberrosse Hippogryph, das eine Stute einem Greifen geboren habe; dies galt seit Wielands „Oberon" („Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen!") als Dichterroß. Schiller vermischt beide Gestalten und nennt seinen Pegasus auch geradezu „Greif" und „Vogel". Unter dem Pegasus ist im ganzen Gedichte nicht der Dichter selbst, sondern sein Genie zu verstehen, das er in der Not des Lebens zu unwürdigem Dienst verkauft hat, und das, zu diesem Dienst gezwungen, verkümmern muß; nur wo es sich frei entfalten kann, gedeiht es und erhebt und erfreut die Menschen.

[3] Englischer Marktflecken, wo ehemals auch Frauen von ihren Männern verkauft werden durften.

Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
„Schon gut", denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die munt're Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren."

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!"
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
„So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch mag're Kost und Arbeit zwingen."
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!"

Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!"

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!" bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
‚So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen."

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell[1] die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?"
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun."

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken;
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

[1] Apollo.

Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

49. Der spielende Knabe.

1795.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hag're, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut.

50. Die Johanniter.

1795.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

51. Der Sämann.

1795.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

52. Die zwei Tugendwege.[1]

1795.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

53. Die Ideale.[2]

1795.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

---

[1] Es gibt zweierlei Bethätigungsformen der Tugend: wer sie handelnd erringt, ist glücklich. Aber es würde manche tiefe Seite im Menschen unentwickelt bleiben, wenn er nicht auch das Leiden und damit die sittlichen Kräfte, die sich im Dulden bethätigen, kennen lernte.

[2] Das Wort „Ideal" steht hier in der gewöhnlichen Bedeutung eines Gedankenbildes, das unsere Anschauungen und Bestrebungen beherrscht (anders z. B. in Gedicht 61). Der Dichter klagt, daß mit seiner Jugend auch die ihn beseelenden idealen Vorstellungen von der Welt, seine Hoffnungen und begeisternden Entwürfe geschwunden seien; er findet Trost in treuer Freundschaft und rastloser, hingebender Thätigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend[1] All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.[2]
Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang' die Knospe sie noch barg!
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!

---

[1] Wohl im Sinne von „kreißend" (vgl. 5, 82).

[2] „That und Wort" geht auf praktisches Thun, „Bild und Schall" auf die Kunst.

Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug!
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer?
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihr Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze,
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.[1]

---

[1] Der Dichter denkt sowohl an seine Frau als an Freunde wie Körner, Humboldt, Goethe.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten[1]
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

54. Der Kaufmann.[2]

1795.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

55. An die Proselytenmacher.[3]

1795.

„Nur ein weniges Erde beding' ich mir außer der Erde",
Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht."
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.

---

[1] Der Bau, an dem unendliche Zeiten und Geschlechter thätig sind, die Ausbildung der Menschheit zur höchsten Vollkommenheit. Diese Aufgabe ist es, was die Zeiten, d. h. die in ihnen lebenden und arbeitenden Geschlechter, zu leisten schuldig sind, und deshalb wird sie nachher „die große Schuld der Zeiten" genannt. Jeder, der die Menschheit fördert, bewirkt, daß sie ihr Ziel früher erreicht, sei es um Minuten, um Tage oder um Jahre.

[2] Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Handels besteht darin, daß er das selbstsüchtige Streben der Menschen (nach „Gütern") dem allgemeinen Fortschritt (dem „Guten") dienstbar macht.

[3] Wer dem andern zumutet, sich eine religiöse oder philosophische Überzeugung, die er einmal nicht hat, anzueignen, verlangt, daß jener aus sich heraustrete,

56. Der Abend.

Nach einem Gemälde.

1795.

Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
Nach erquickendem Tau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse[1] —
Senke den Wagen hinab!

Siehe, wer aus des Meers kristall'ner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Thetis[2], die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

57. Der Metaphysiker.

1795.

Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von seines Turmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann,
Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner großer Mann,

---

d. h. etwas ebenso Unmögliches, wie Archimedes (der „göttliche Mann"), als er sich anheischig machte, die Erde aus ihren Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt (ein δός μοι ποῦ στῶ) außerhalb der Erde gäbe.

[1] Die Sonnenrosse.

[2] Eigentlich Tethys, die Gemahlin des Okeanos.

Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höh'n,
Wozu sind sie dir nütz', als in das Thal zu sehn?

58. Kolumbus.

1795.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.[1]

59. Würde der Frauen.

1795.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

[1] Der Genius sieht den Erscheinungen der Welt mit so durchdringendem Blicke auf den Grund, daß ihm auch das, was er nicht sieht, offenbar ist. Es wird also bei dem wahrhaften Genius der Fall gar nicht vorkommen können, der in Vers 6 mit überkühner Hyperbel angenommen wird.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herrlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.

Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

60. Abschied vom Leser.

1795.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munt'rer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

61. Das Ideal und das Leben.[1]

1795.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen:
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens[2] Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach[3] sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht:

[1] Das Gedicht geht von dem Widerstreit des sinnlichen und geistigen Triebes im Menschen aus: wir haben die Wahl zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden", aber es ist eine „bange Wahl", denn in jedem Falle bleiben wir unbefriedigt. Eine freie Harmonie beider Naturen denkt sich der Dichter in den Gestalten der griechischen Götter verkörpert (V. 9 u. 10), und das Thema des Gedichtes ist, zu zeigen, daß auch der Mensch diese Harmonie wenigstens zeitweise in sich herstellen könne, so daß er in solchen Stunden „frei ist in des Todes Reichen". Das Mittel dazu ist die Wirkung des Schönen auf unser Gemüt. Die rein ästhetische, begierdelose Freude läßt unser Gemüt frei, während uns jeder sinnliche Genuß abhängig von dem Gegenstande unseres Begehrens macht. Frei sind wir, solange wir auf den Stoff, den die Sinnenwelt bietet, verzichten („Brechet nicht von seines Gartens Frucht") und uns nur an der Form, an der „Gestalt" erfreuen („An dem Scheine mag der Blick sich weiden"). Dies ist „des Ideales Reich", in welches sich der Mensch erhebt, sobald jenes begierdelose Wohlgefallen in ihm herrscht. — Das Gedicht gliedert sich in drei Teile: 1) Klage über die Schranken des Menschen und allgemeine Angabe des Weges zur Befreiung davon (V. 1—50). 2) Vier Beispiele der Erhebung in des Ideales Reich aus verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens (V. 51—130). 3) Ein Bild dieser Erhebung durch das Gleichnis vom ringenden und verklärten Herakles (V. 131—150).

[2] Die ganze sinnliche Welt wird ein „Garten des Todes" genannt, weil alles, was hier wächst und blüht, sterben muß.

[3] Der Styx wurde mit neun Windungen gedacht

Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.[1]

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die *Gestalt*[2].
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

[3]Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome[4]
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

[5]Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,

---

[1] Jedes sinnliche Begehren macht uns, solange es uns beherrscht, den Aufschwung ins Ideal so unmöglich, wie der Genuß des Granatapfels der Proserpina die Rückkehr in die Oberwelt.

[2] Im Reiche der Schönheit gibt es nur *Gestalt*, nicht körperlichen Stoff.

[3] Wem die Flucht in des Ideales Reich gelingt, in dem ist, wie in den Göttern, der Streit der beiden menschlichen Naturen versöhnt. Er stellt während solcher Stunden der Erhebung „der Menschheit Götterbild" in sich dar. Er ist dann so, wie der Mensch eigentlich sein sollte. Dies wird, mit Anklang an Vergils Schilderung von der Rückkehr der Seelen zu ihrer ursprünglichen Reinheit sowie an Platons Ideen, in mythologischer Einkleidung so ausgedrückt: der Mensch entspreche dann den Abbildern des Lebens, welche in der Unterwelt weilen, oder dem Urbilde der Menschheit, welches im himmlischen Gefild gewesen sei, ehe jene auf Erden sterblichen Leib erhielt. Wer sich hierzu erheben kann, dem verstummt der Kampf des Lebens, der hat Sieg und Frieden errungen.

[4] Schattenbilder.

[5] Der durch die Flucht in des Ideales Reich errungene Sieg und Friede ist *nicht für immer* errungen. Denn der Aufschwung ins Ideal soll uns nicht etwa dem wirklichen Leben entziehen; dies wäre auch den gebieterischen Forderungen

Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel[1].

[2]Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös' die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

---

des letzteren gegenüber gar nicht möglich: „selbst wenn unsre Sehnen ruhten" (d. h. etwa ruhen sollten), wird uns das Leben doch immer wieder in seinen Kampf hineinreißen. Vielmehr soll das Ideal dazu dienen, uns *zwischen* den Kämpfen, Widerwärtigkeiten, Verführungen des Lebens zu erquicken und zu stärken, wenn einmal der Druck der Wirklichkeit unerträglich wird.

[1] Dann schwingt euch auf der Schönheit Hügel und fühlt hier das (in Wirklichkeit unerfliegbare) Ziel, d. h. die ideale Harmonie, erflogen. *Das* Ziel also, wonach (in schwerer Arbeit der Wirklichkeit) „des Mutes kühner Flügel" strebt, ist ein völlig anderes als das hier erflogene, und insofern kann der Ausdruck leicht irreführen.

[2] Wer im praktischen Leben Bedeutendes leisten will, muß alle Kraft daransetzen, den Gegner zu überwinden. Aber auch der Kühnste und Erfolgreichste wird doch hier immer das Gefühl der Unzulänglichkeit behalten: *volle* Befriedigung wird er nur fühlen, wenn er es einmal stille in sich werden läßt und seine Seele der idealen Stimmung öffnet, in der das heftige *Begehren* schweigt.

[1]Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

[2]Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,

[1] Wer in der Wissenschaft und Kunst nach Erforschung der Wahrheit, nach Gestaltung der Schönheit strebt, hat mühevoll mit dem Stoffe zu ringen und kann sich nie genugthun; aber wenn er sich einmal in seligem Anschauen in das Ideal versenkt, so sieht er es vor sich stehen, vollendet, ohne Mängel, und wird gerade daraus immer neuen Mut zu unermüdlichem Weiterarbeiten schöpfen. Goethe erzählt, wie ein solches Bild vor seinem entzückten Blick gestanden habe, als ihm auf der Fahrt nach Bologna „der Geist das Argument der Iphigenie in Delphi vor die Seele führte": „Es gibt im fünften Akte eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind." Natürlich kann die Wirkung auch durch Versenkung in ein fertiges Kunstwerk eintreten, vgl. z. B. Winckelmanns entzückte Beschreibung des Apollo vom Belvedere, worin es u. a. heißt: „Hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert."

[2] Auf dem Gebiete der Sittlichkeit müßte der Kampf mit der Sünde den Menschen notwendig zur Verzweiflung bringen, weil wir, an der Höhe des Sittengesetzes gemessen, stets nur „unnütze Knechte" bleiben. Aber es gibt Stunden, in denen wir die Forderung des Gesetzes zugleich auch als das unserer Natur Gemäße fühlen, und indem wir so das Gebot, ja die Gottheit selbst in unsern Willen aufnehmen, empfinden wir uns plötzlich von dem Druck erlöst: das Gute ist dann für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, es hat sich also in ein Schönes verwandelt. Freilich, sobald wir wieder ins wirkliche Leben treten, wird uns die menschliche Schwäche wieder zum Straucheln bringen, aber jene Erhebung wird doch auch dann noch in uns fortleuchten.

Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte That.
Kein Erschaff'ner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

[1]Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon[2] der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,

---

[1] Dem Schmerz der wirklichen Welt gegenüber soll und muß die ideale Stimmung („das Unsterbliche" in uns) vor der Pflicht des Mitleids („der heil'gen Sympathie") zurücktreten. Anders in der Kunst: hier bleiben wir uns stets bewußt, daß wir im Reiche des schönen Scheins sind, und indem neben dem Leiden auch „des Geistes tapfre Gegenwehr" geschildert wird, fühlen wir in dem dargestellten Schicksal (besonders in der Tragödie) nicht bloß das „Zermalmende", sondern auch das „Erhebende" (Ged. 154, 36).

[2] Gemeint ist nicht das berühmte Bildwerk, sondern lediglich der wirkliche troische Priester.

Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.[1]

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin[2] List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen[3]
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

---

[1] Es sind zwei Bilder ineinandergeschoben: der Regenbogen ist ein Bild der die Wirklichkeit verklärenden Darstellung (objektive Eigenschaft des Kunstwerks); das ruhige Blau entspricht der Ruhe, die das Gemüt im Reiche des Schönen erfüllt (subjektive Eigenschaft des Betrachtenden). Weil das erste die Ursache, das zweite die Wirkung ist, konnte der Dichter die kühne Form wählen. Ohne Bild: wie (d. h. dem entsprechend, daß) das Kunstwerk die Wirklichkeit verklärt, bleibt Ruhe neben Wehmut im Gemüt des Hörers.

[2] Hera.

[3] Hebe.

62. Der Genius.[1]

1795.

„Glaub' ich", sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul'[2] ihr Siegel gedrücket
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
Aus dem modrichten Grab kamst du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt;
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,

[1] „Genial" nennen wir eine Naturanlage, durch die der Mensch auf irgend einem Gebiete nicht sowohl durch Nachdenken oder Forschung, sondern reflexionslos, ohne Schwanken und Irrtum, das Richtige gleichsam von selbst findet. Diesen Begriff, den wir am häufigsten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst anwenden, braucht hier Schiller von der Sittlichkeit. — Ein jüngerer Freund fragt den Dichter, ob er sein sittliches Verhalten durchaus nur nach den Vorschriften der Moral, zu denen die Wissenschaft führt, leiten lassen dürfe, ob er seinem natürlichen Triebe mißtrauen müsse. — Die Antwort beruht auf der poetischen Vorstellung, daß der Widerstreit der Triebe, aus dem jede sittliche Unsicherheit hervorgeht (und der z. B. in „Ideal und Leben" so stark hervorgehoben wird), ursprünglich nicht in der menschlichen Natur vorhanden gewesen sei, daß vielmehr „der menschlichen Brust freiere Wellen" ursprünglich von demselben stillen Gesetze der Notwendigkeit irrtumslos geleitet wurden, welches im „Sonnenlauf" und im „hüpfenden Punkte" des Eies, d. h. in der materiellen Welt, der anorganischen wie organischen, waltet. Nur menschliche Schuld und Verbildung hat den Widerstreit hervorgerufen.

[2] Die zünftige Wissenschaft, die sich im Besitze der wahren Erkenntnis glaubt.

Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen[1],
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische[2] Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufried'nen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld[3]!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort[4]:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund

[1] Weil es eben noch keine „Schule“ gab.

[2] Das schwerverständliche, das die Wissenschaft, die „Schule“ ausspricht.

[3] Wer sich jene innere Harmonie bewahrt hat, der bedarf der Wissenschaft und des strengen Pflichtzwanges nicht, seine „köstliche Unschuld“ steht höher und trifft sicherer das Gute und Schöne als die tiefste Wissenschaft der Klugen und Philosophen (vgl. Ged. 161, V. 17 f.): er ist der sittliche „Genius“, den die Überschrift nennt.

[4] Der sittliche Genius, der zugleich künstlerisch und wissenschaftlich genial schafft, wird seiner Mitwelt und Nachwelt das Siegel seines Geistes aufdrücken.

Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
  Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
  Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

63. Das verschleierte Bild zu Sais.

1795.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Ägypten[1] trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant[2]
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?" sprach der Jüngling,
„Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang'
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?" —
„Die Wahrheit", ist die Antwort. — „Wie?" ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?" —

---

[1] Im Nildelta, Hauptsitz der ägyptischen Priesterweisheit.
[2] Priester, Ausleger der Geheimlehre.

„Das mache mit der Gottheit aus", versetzt
Der Hierophant. „‚Kein Sterblicher', sagt sie,
‚Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der', spricht die Gottheit" — „Nun?" — „‚Der sieht die Wahrheit.'" —
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?" —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz", fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.

„Unglücklicher was willst du thun?" so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
„Versuchen den Allheiligen willst du?
‚Kein Sterblicher', sprach des Orakels Mund,
‚Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe'.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
‚Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?'
Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf."
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen." —
„Schauen!"
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun," fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."[1]

64. Der philosophische Egoist.[2]

1795.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm[3]
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?

[1] Diese Lehre des Gedichts beruht auf der Anschauung, daß der Mensch die ihm von der Gottheit gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht überschreiten solle.

[2] So nennt Schiller solche Philosophen, welche jede freie Neigung als sittlichen Beweggrund verwerfen und Selbstgenügsamkeit, unbedingte Unabhängigkeit als das höchste Gut betrachten, ohne zu bedenken, daß selbst „das Unendliche", d. h. die Natur, die Welt, nur durch gegenseitiges Geben und Empfangen bestehen kann, wie durch das Beispiel des hilflosen Säuglings und der aufopfernden Mutterliebe veranschaulicht wird.

[3] Von einem Arm der Mutter auf den anderen.

Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

65. Die Antike an den nordischen Wanderer.[1]

1795.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg.
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

66. Deutsche Treue.

1795.

Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer[2]
Friedrich aus Habsburgs Stamm[3], beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe[4] bezwingt.

---

[1] Das Verständnis der Antike wird auch durch räumliche Nähe und persönliche Betrachtung nicht erschlossen, sofern nicht der innere Sinn des Beschauers der antiken Welt verwandt ist. — Vgl. Ged. 100.

[2] Als deutscher Kaiser (seit 1314) Ludwig IV. (1287–1347).

[3] Friedrich der Schöne (1286—1330), Sohn König Albrechts I.

[4] In der Schlacht bei Mühldorf 1322.

Mit dem Throne kauft er sich los[1], sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;[2]
Siehe, da stellt er aufs neu' willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

67. Das Höchste.[3]

1795.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

68. Ilias.[4]

1795.

Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!

[1] Indem er darauf verzichtete.

[2] Friedrich konnte weder seine Brüder noch den Papst bestimmen, seine Verzichtleistung anzuerkennen.

[3] Das ganze Denken und Handeln (Wollen) des Menschen soll eine so folgerichtige Entwickelung seiner Kräfte sein wie die Entwickelung einer Pflanze, „notwendig wie des Baumes Frucht".

[4] Der Hallenser Professor der Philologie Friedrich August Wolf (1759—1824) hatte in seiner Schrift „Prolegomena ad Homerum" 1795 ausgeführt, daß die Homerischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt unmöglich das

69. Unsterblichkeit.

1795.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

—⁂—

70. Der Spaziergang.[1]

1795.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.

Werk eines einzigen Dichters sein könnten, daß vielmehr die im Volke lebende Sage in ihren einzelnen Teilen von verschiedenen „Rhapsoden" gesungen, fortgepflanzt und erst später zu einem Ganzen vereinigt worden sei. — Das Gedicht spricht den Gedanken aus, daß die Ilias, wenn sie auch auf diese Weise mehreren Dichtern („Vätern") zuzuschreiben sei, doch in der tiefen Naturwahrheit, die überall in ihr hervortritt, eine unzerstörbare Einheit besitze. Wolfs Annahme selbst bekämpft Schiller hier nicht. Vgl. Ged. 150.

[1] Der Gegensatz zwischen Natur und Kultur (Kunst), den Schiller in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" darstellte, wird in unserem Gedichte durch die wechselnden Bilder eines Spaziergangs veranschaulicht. — Der erste Teil (V. 1—58) schildert die landschaftlichen Bilder eines Morgenspaziergangs und knüpft an die ländliche Umgebung den Preis des einfachen Naturzustandes; im zweiten Teil (V. 59—172) stellt die Phantasie des Dichters, angeregt durch das städtischer werdende Aussehen der Landschaft, die Entwickelung des Menschen zu immer höherer Kultur dar, die endlich zu sittlicher Verderbnis und Umsturz des Staates führt; der dritte Teil (V. 173—200) kehrt wieder zur wirklichen Umgebung zurück und findet in der ewig gleich bleibenden Größe der Natur Beruhigung über das wechselnde Geschick des Menschen.

Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische[1] Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt[2] fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die ländervereknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.

---

[1] Das Beiwort bezeichnet bei Homer nur unsterblich, göttlich, heilig; wir empfinden darin die Vorstellung der „duftenden Kühlung".

[2] Die Erinnerung an das eherne Zeitalter im Gegensatz zum goldenen schlägt zum ersten Male leise den Gedanken an die Entwickelung des Menschengeschlechtes an.

Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch[1] mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,

---

[1] Das „noch" hier und V. 55 gibt zuerst den Übergang zu einer geschichtlichen Betrachtung, indem sich der Dichter durch den Anblick der noch jetzt bestehenden einfachen Verhältnisse in die alte Zeit zurückversetzt fühlt. Doch sind auch die folgenden Zeilen bis V. 68 noch Schilderung des wirklich Gesehenen; erst mit V. 69 überläßt er sich seiner Phantasie.

Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran;
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.[1]
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit[2],
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."[3]
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers[4] Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls,

[1] Cybele wurde mit einer Mauerkrone und von einem Löwengespann gezogen dargestellt. Die Mauerkrone kennzeichnete sie als Städtegründerin.

[2] Hier so viel wie Menschlichkeit, menschliches Wesen, Bildung.

[3] Gedacht ist an den Heldentod des Leonidas und der dreihundert Spartaner bei Thermopylä.

[4] Beiname des Vulkan.

Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn[1].
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust[2].
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon[3] ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

---

[1] Das Horn des Überflusses, *Ἀμαλθείας κέρας*, entweder von der Ziege, aus deren Horn der junge Zeus auf Kreta genährt wurde, oder von der Nymphe, die ihm aus dem Horne die Nahrung reichte.

[2] Die schönen, Lust und Freude bereitenden Künste.

[3] Gedacht ist an das berühmte Pantheon zu Rom (jetzt Santa Maria della rotonda).

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte, zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
[1] „Freiheit!" ruft die Vernunft, „Freiheit!" die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom.
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche[2] Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.[3]
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant[4], reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlor'ne Natur.

---

[1] Die Darstellung verläßt die alte Welt und nimmt die Farben von der Aufklärung und der sittlichen Verderbnis vor der französischen Revolution.

[2] Weil sie nie untergehen.

[3] Selbst ein edles Gefühl verirrt sich.

[4] Böswilliger Angeber.

O, so öffnet euch, Mauren, und gebt den Gefangenen[1] ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück! —
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.[2]
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finst're hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

---

[1] Den Menschen, der in den unnatürlichen Verhältnissen so entartet ist. Der Dichter setzt, wie der früher von ihm so hochverehrte Rousseau, die Ursache der geschilderten Verderbnis durchaus in die Abwendung von der Natur.

[2] Er bildet gewissermaßen eine Vermittelung zwischen der irdischen, festliegenden Welt und der höhern Region der Wolken und des Himmels.

71. Die Teilung der Erde.

1795.

Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein;
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein."

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein[1],
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Zehente ist mein."

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh' mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet",
Versetzt der Gott, „so had're nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?" —
„Ich war", sprach der Poet, „bei dir.

„Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!" —

„Was thun?" spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

---

[1] Firner Wein, eigentlich vorjähriger, daher alter, besonders kostbarer.

72. Die Weltweisen.[1]

1795.

Der Satz[2], durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Nagel, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren;
Der brave Mann thut seine Pflicht
Und that sie, ich verhehl' es nicht,
Eh' noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock'[3] und Des Cartes[4] nie gedacht,

[1] Schiller am 16. Okt. 1795 an Goethe: „Bei diesem Stücke habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eignem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will." — Str. 1 und 2 verspotten die Logik, Str. 3 die Ästhetik und Ethik, Str. 4 und 5 die Staats- und Völkerrechtslehre.

[2] Der Satz des Widerspruchs. Er gehört der Logik an und lautet: Zwei Urteile, die kontradiktorisch entgegengesetzt sind (z. B. A ist B und A ist nicht B), können nicht beide wahr sein, oder: kein Ding ist gleich seinem kontradiktorischen Gegensatz, z. B. kein A gleich nicht A.

[3] John Locke (1632–1704), englischer Philosoph.

[4] René Descartes, gewöhnlich Cartesius (1596–1650), französischer Philosoph.

Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing' der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band!"
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf[1] und Feder[2].

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt **Natur** die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

---

[1] Samuel, Freiherr von Puffendorf oder Pufendorf (1632—94), Begründer des Natur- und Völkerrechts, Professor in Heidelberg, später in Stockholm.

[2] Johann Georg Heinrich Feder (1740—1821), Professor der Philosophie in Göttingen und anderwärts.

73. Theophanie.[1]

1795.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

74. Einem jungen Freunde[2],

als er sich der Weltweisheit widmete.

1795.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus[3] nun den Bewährten empfing.
Bist du bereit und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz[4] Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie teuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen[5] bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen[6] nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

---

[1] Gotteserscheinung. Wie der Mensch oft durch das eigene Unglück zu Gott geführt wird, den er im Glücke vergißt, so auch durch den Anblick des Leidens anderer.

[2] Ob an eine bestimmte Person gedacht ist, weiß man nicht.

[3] Der Tempel zu Eleusis, das durch den Geheimdienst der Demeter und Proserpina hochberühmt war.

[4] Die Wahrheit; sie ist verdächtig, weil es ungewiß ist, ob sie dem Empfänger Gutes oder Böses bringt.

[5] Mit der unbefangenen, noch durch keine Zweifel getrübten kindlichen Weltanschauung.

[6] Der Kraft des Denkens und des Mutes der Überzeugung.

75. Archimedes und der Schüler.[1]

1795.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
„Weihe mich", sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca* beschützt!" —
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's", versetzte der Weise;
„Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib."

76. Menschliches Wissen.[2]

1795.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb' sein Planiglobium zeigt?[3]

---

* Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.[4]

---

[1] Archimedes war nach Plutarch von so hoher Auffassung der Wissenschaft, daß er die „Mechanik und jede Kunst, die auf den Nutzen abzielt, als niedrig und handwerksmäßig betrachtete und seinen ganzen Ehrgeiz nur auf solche Gebiete setzte, die das Schöne und Große unvermischt mit der Rücksicht auf das praktische Bedürfnis enthalten".

[2] Die Ordnung, unter der die menschliche Wissenschaft die Natur auffaßt, liegt nicht in dieser selbst; ihr wahres Wesen ist vielleicht ganz anders als unser wohlgeordnetes Fachwerk.

[3] Sternengewölb' ist Subjekt, Planiglobium (die Himmelskugel als Fläche dargestellt, Sternkarte) Objekt: aus dem unendlichen Himmel blickt ihm das wohlbekannte, leicht übersichtliche Bild seines Planiglobiums entgegen.

[4] Anmerkung Schillers in den „Horen".

77. Die Sänger der Vorwelt.[1]

1795.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend[2], erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie, der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

78. Die Führer des Lebens.[3]

1795.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.

---

[1] Elegische Klage, daß der neuere (sentimentalische) Dichter weder so sangeswürdige Stoffe noch so empfängliche Hörer habe wie die alten (naiven) Sänger, die in einer poetischen Wirklichkeit lebten.

[2] „Redend“ geht auf den sprachlichen Ausdruck, „bildend“ auf die gestaltenschaffende Phantasie des Dichters. An die bildende Kunst zu denken, wäre der Stelle ganz fremd.

[3] Das Schöne und das Erhabene.

Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

79. Karthago.

1795.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter[1],
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

80. Zenith und Nadir.[2]

1795.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

---

[1] Tyrus, Karthagos Mutterstadt, wird besser und menschlich genannt, weil es Waffengewalt mied und Bildung verbreitete.

[2] Scheitelpunkt und Fußpunkt. Unser Wille soll von oben (von Gott, vom Ideale) seine Kraft erhalten (den „Himmel berühren"), unsere That aber stets die Bedingungen der wirklichen, irdischen Welt berücksichtigen.

81. Das Mädchen aus der Fremde.[1]

1796.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

---

[1] Eine Allegorie: Das Mädchen ist die Poesie, das Thal die Erde, die armen Hirten die Menschen. Wenn die Natur im Frühling sich verjüngt, werden alle Menschen für die Gaben der Poesie empfänglicher, am meisten in der Zeit der Jugend und der Liebe.

82. Pompeji und Herkulanum.[1]

1796.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen[2], Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen[3] sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn[4], dem Orest folge der grausende Chor![5]
Wohin führet der Bogen des Siegs?[6] Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl[7]?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudrichte Nacht falle der lustige Tag!

---

[1] Die Ausgrabung der 79 n. Chr. (unter Titus) verschütteten Städte wurde 1748 begonnen und nach längerer Unterbrechung 1796 wieder aufgenommen. Die allererste Spur, einige Bildsäulen, fand man bereits 1711, als ein Brunnen bei Portici gegraben wurde Der Dichter knüpft hieran gleich die ganze Ausgrabung an und schildert die Stadt (ohne Herkulanum und Pompeji voneinander zu scheiden), als wäre sie völlig ausgegraben und alles wohl erhalten, so daß nur die lebendigen Bewohner fehlen.

[2] Herkulanum hatte ursprünglich griechische Einwohner.

[3] Das in Herkulanum ausgegrabene Theater hat sieben Ausgänge.

[4] Agamemnon, der Iphigenie opfern will.

[5] Die Furien. Gedacht ist also etwa an eine Aufführung von Euripides' „Iphigenie" und Äschylos' „Eumeniden".

[6] Der Triumphbogen, der in Pompeji zum Forum führt, wo Gericht gehalten wurde.

[7] Ehrensessel für höhere Staatsbeamte.

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein[1] schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
[2]Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der munt're Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hochauf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten[3] zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

[1] Mosaikpflaster.
[2] Die folgenden vier Distichen schildern die Bilder, die sich an den Wänden befinden.
[3] Abdrücke von Gemmen in Glas, Gips u. dgl.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus[1] schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang' schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

83. Die beste Staatsverfassung.

1796.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

84. An die Gesetzgeber.

1796.

Setzet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

85. Würde des Menschen.

1796.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

86. Das Ehrwürdige.

1796.

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten:
Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

---

[1] Seinen schlangenumwundenen Heroldstab. Wirklich hatte man in Herkulanum eine schöne Bronzestatue des Hermes gefunden.

87. Klage der Ceres.[1]

1796.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus[2],
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
„Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.“

Ach wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan[3], deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlor'ne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn[4] vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.

---

[1] Ceres, die Mutter der von Hades geraubten Persephone, erblickt in den Pflanzen „teure Boten“, die eine lebendige Verbindung zwischen ihr und der Tochter herstellen, indem sie mit den Wurzeln in die Unterwelt, mit Blättern und Blüten in das Licht des Tages reichen.

[2] Für: Himmel.

[3] Helios, so genannt als Sohn des Titanen Hyperion. Nach der Sage hat Ceres ihre Tochter neun Tage vergeblich gesucht und am zehnten von dem allsehenden Helios erfahren, daß Hades sie entführt habe.

[4] Des Charon.

Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und solang' der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket[1],
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch, verlor'ne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sich'rer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.

---

[1] Bis ihre freudigen Gebärden sie (die Mutter) verraten.

Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.[1]

Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus'[2] reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,

---

[1] Bezeichnung des Unmöglichen, also: bis in Ewigkeit.

[2] Der italische Gott der sich verwandelnden Natur, des Wechsels der Jahreszeiten, erscheint etwas auffallend hier unter durchaus griechischen mythologischen Vorstellungen.

Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Äthers Macht.

Halb berühren sie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt[1]!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

[1] Vgl. S. 9, Anm. 2.

88. Falscher Studiertrieb.

1796.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

89. Quelle der Verjüngung.

1796.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

90. Die Geschlechter.[1]

1796.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben, zu spielen, in wilder Begierde zu toben:
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz[2].
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.

[1] Im Kind sind die Eigentümlichkeiten der beiden Geschlechter noch nicht entwickelt, die „Knospen“ der beiden „Blumen der Menschheit“ sind gleich; allmählich aber entfalten sie sich immer gegensätzlicher und treten im reifen Jugendalter zu einem schroffen, ja feindlichen Gegensatz auseinander, bis die Natur in ihnen die Sehnsucht nacheinander weckt und sie durch die Liebe (Ergänzungsbedürfnis) vereinigt.

[2] Der Betrachter möchte gern die vollendete Menschheit erblicken.

Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn[1] durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.[2]
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

91. Der Naturkreis.

1796.

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

[1] Die Jungfrau wird als Jägerin gedacht, wie die jungfräuliche Göttin Diana.

[2] Das von Sehnsucht und unbestimmtem Liebesdrang volle und schwere Herz der Jungfrau.

92. Das Geschenk.[1]

1796.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

93. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.[2]

1796.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

94. Macht des Weibes.

1796.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

---

[1] Der Freiherr von Dalberg in Erfurt, Bruder des Mannheimer Theaterintendanten, Koadjutor der Bistümer Mainz, Worms und Konstanz, mit dem Schiller in sehr freundschaftlicher Beziehung stand, hatte dem Dichter am 1. März 1796 als Erwiderung auf Übersendung des Musenalmanachs zwölf Flaschen Rheinwein zum Geschenk gemacht.

[2] Diese mythologische Gestalt war durch Lessings berühmte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet?“ sehr bekannt geworden.

95. Tugend des Weibes.

1796.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

96. Weibliches Urteil.[1]

1796.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

97. Forum des Weibes.[1]

1796.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

98. Das weibliche Ideal.[2]

An Amanda.

1796.

Überall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.

---

[1] Die Gründe des Mannes beruhen auf dem logischen (diskursiven) Denken, die Empfindung der Frau auf der unmittelbaren (intuitiven) Anschauung; daher kann sie eine einzelne That des Mannes leicht verkennen, wird aber in dem Gesamturteil über die Persönlichkeit das Richtige treffen. Das erste Epigramm gibt also den Unterschied der urteilenden Subjekte an, das zweite die Verschiedenheit der beurteilten Objekte.

[2] In der Beschränkung auf das Gefühl liegt das Ungebrochene, die innere Selbstgewißheit einer edlen weiblichen Natur. Daher ist die echte Weiblichkeit

Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr[1].
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

99. Die schönste Erscheinung.

1796.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

100. Der griechische Genius

an Meyer[2] in Italien.

1796.

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

der vollendeten Männlichkeit überlegen, weil sie in jener Sicherheit des Herzens (vgl. S. 151, Anm. 1) besteht, die Schiller hier „des Sieges ruhige Klarheit" nennt. Vgl. auch die Schilderung des sittlichen „Genius" in Gedicht 62.

[1] Die innerliche, organische Notwendigkeit schließt das Gefühl einer äußeren Nötigung aus.

[2] Der Maler Heinrich Meyer aus Stäfa (1759–1832), Goethes vertrauter Freund.

101. Erwartung und Erfüllung.

1796.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

102. Das gemeinsame Schicksal.

1796.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indes dir sich die Locke wie mir.

103. Menschliches Wirken.

1796.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

104. Der Vater.[1]

1796.

Wirke, soviel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

105. Dithyrambe.

1796.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.

[1] Kurz vor Abfassung des Epigramms war Schiller zum zweiten Male Vater geworden.

Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirt' ich,
Der Erdegebor'ne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!"
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

106. Liebe und Begierde.

1796.

Recht gesagt, Schlosser[1]! Man liebt, was man hat; man begehrt, was man nicht hat.
Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt.

[1] Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager, schrieb 1796 „Fortsetzung des Platonischen Gespräches über die Liebe" (des „Gastmahls"), worin

107. Güte und Größe.

1796.

Nur zwei Tugenden gibt's — o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

—⁂—

108. Votivtafeln.[1]

1.

1796.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

---

2. Die verschiedene Bestimmung.

1796.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum *einer*
Früchte; zum Element[2] kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur *einer*, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

---

3. Das Belebende.

1796.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

---

die Bemerkung vorkommt (S. 33), daß „wer liebt, schon alles hat, und daß nur, solange er noch zu lieben begehrt, ihm etwas werden kann".

[1] Im Altertum pflegten die einer Gefahr, z. B. einem Schiffbruch, Entronnenen in dem Heiligtume des Gottes, dem sie ihre Rettung zuschrieben, ein kleines Gemälde (tabula votiva) aufzuhängen, auf dem die Gefahr abgebildet war. Der Dichter nennt die folgenden Sprüche „Votivtafeln", weil sie ihn vor mancher Gefahr, in Leben und Kunst, bewahrt haben.

[2] Zur unorganischen Natur.

4. Zweierlei Wirkungsarten.

1796.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit[1] göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

1796.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

6. Das Werte und Würdige.

1796.

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Die moralische Kraft.[2]

1796.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

8. Mitteilung.

1796.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß[3] den Gehalt.

---

[1] Menschlichkeit. Durch das Gute wird die schon vorhandene Pflanze der Sittlichkeit genährt; die Wirkung des Schönen ist nach Schiller insofern schöpferisch, als sie die Sittlichkeit aus sich erzeugt.

[2] Schön empfindet, wer das Gute aus freier Neigung des Herzens thut (vgl. Ged. 62 und 61, V. 105 ff.); er setzt die beiden Seiten der menschlichen Natur (Sittlichkeit und Sinnlichkeit) in Harmonie und ist also im wahrsten Sinne Mensch. Wem dies aber nicht gegeben ist, der kann darum doch, in einseitiger Beschränkung auf das Geistige, ein achtungswerter, pflichtmäßig handelnder Mensch sein.

[3] Die Form.

9. An *[1]

1796.

Teile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen.
Aber du gibst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

10. An **[1]

1796.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

11. An ***[1]

1796.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

12. Jetzige Generation.

1796.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

13. An die Muse.

1796.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

14. Der gelehrte Arbeiter.

1796.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

[1] An welche bestimmten Persönlichkeiten Schiller hierbei etwa gedacht hat, ist ungewiß.

15. Pflicht für jeden.

1796.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

16. Aufgabe.[1]

1796.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

17. Das eigne Ideal.[2]

1796.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

18. An die Mystiker.

1796.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

19. Der Schlüssel.

1796.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

20. Der Aufpasser.

1796.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

---

[1] Vgl. Ged. 67.
[2] Vgl. Vot. Taf. Nr. 34 und Ged. 117.

21. Weisheit und Klugheit.

1795.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.[1]

---

22. Die Übereinstimmung.

1796.

Wahrheit suchen wir beide, du[2] außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

---

23. Politische Lehre.[3]

1796.

Alles sei recht, was du thust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

---

24. Majestas populi.[4]

1796.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

---

25. An einen Weltverbesserer.

1795.

„Alles opfert' ich hin", sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn."

---

[1] Das beste Beispiel hierfür ist Kolumbus (Ged. 58).
[2] Gemeint ist Goethe.
[3] Gegen Fichte.
[4] Vgl. Gedicht 86.

Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut.

26. Meine Antipathie.

1796.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel' schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

27. An die Astronomen.

1796.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

28. Astronomische Schriften.[1]

1796.

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

29. Der beste Staat.

1796.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste
Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

[1] Gegen die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend" des Professors Christian Ernst Wünsch (1744—1828).

30. Mein Glaube.[1]

1796.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

31. Inneres und Äußeres.

1796.

„Gott nur siehet das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn

32. Freund und Feind.

1796.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

33. Licht und Farbe.[2]

1796.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

34. Schöne Individualität[3]

1796.

Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

[1] Der Gegensatz ist: verstandesmäßiges religiöses Dogma und tiefes, unaussprechliches religiöses Gefühl, das sich in keinem Dogma wiedererkennt.

[2] Die Deutung auf Wahrheit und Schönheit liegt nahe.

[3] Das „Ganze", z. B. der Staat, die Familie, fordert Unterordnung der Individuen: eines mit ihm ist, wer sich so mit ihm identifiziert, daß er seine eigene Individualität verliert, einig dagegen, wer trotzdem eine Persönlichkeit bleibt, aber freiwillig, aus Neigung, mit dem Ganzen übereinstimmt. Das erste (den Zwang) lehrt uns die Vernunft, das zweite (die Liebe) ist Ausfluß des Herzens. Wohl dem, dessen Herz stets mit der Forderung der Vernunft „einig" ist, sodaß er nie den Zwang des „Einsseins" fühlt. Vgl. Vot. Taf. 17 und Gedicht 118.

35. Die idealische Freiheit.[1]

1795.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

36. Die Mannigfaltigkeit.

1796.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für *einen* nur alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur *eine* hervor.
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

37. Die drei Alter der Natur.[2]

1799 (?).

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

38. Der Genius.

1796.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

39. Der Nachahmer.

1796.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

---

[1] Wer sich zum Ideale erhebt, ist „frei in des Todes Reichen" (Ged. 61, 12).

[2] Vgl. das in der allgemeinen Einleitung angeführte erste Gespräch zwischen Goethe und Schiller.

40. Genialität.

1796.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

41. Die Forscher.

1796.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

42. Die schwere Verbindung.

1796.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

43. Korrektheit.

1796.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

44. Das Naturgesetz.

1796.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

45. Wahl.

1796.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

46. Tonkunst.

1799 (?).

Leben atme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

47. Sprache.

1796.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

48. An den Dichter.

1796.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

49. Der Meister.

1796.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

50. Der Gürtel.

1799 (?).

In dem Gürtel[1] bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

51. Dilettant.

1796.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

52. Die Kunstschwätzer.

1796.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

---

[1] Der Anmut.

53. Die Philosophieen.

1796.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

54. Die Gunst der Musen.

1796.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens[1] Schoß.

55. Der Homeruskopf[2] als Siegel.

1796.

Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimnis;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

109. Kleinigkeiten.

1. Der epische Hexameter.

1796.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

2. Das Distichon.

1796.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

3. Die achtzeilige Stanze.[3]

1796.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

---

[1] Mnemosyne (das Gedächtnis) ist die Mutter der Musen.

[2] Eines solchen Kopfes bediente sich Schiller oft zum Siegeln

[3] Bekanntlich reimen sich bei der achtzeiligen Stanze (Ottave) die 1., 3. und 5., ebenso die 2., 4., und 6., endlich die 7. und 8. Verszeile.

4. Der Obelisk.

1796.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
„Stehe", sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

5. Der Triumphbogen.

1796.

„Fürchte nicht", sagte der Meister, „des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin."

6. Die schöne Brücke.

1796.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

7. Das Thor.

1796.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze,
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

8. Die Peterskirche.[1]

1796.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret;
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

110. Das Regiment.

1796.

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

[1] In Rom. Vgl. Ged. 195, 35 und 36.

111. Philister und Schöngeist.

1796.

Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

112. Das Subjekt.

1796.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren,
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

113. Fratzen.

1796.

Fromme, gesunde Natur, wie stellt die Moral[1] dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft, wie tief stürzt dich der Schwärmer[1] herab!

114. Die Triebfedern.

1796.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

115. Wahrheit.

1796.

Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden;
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.

---

[1] Gedacht ist wohl an Kant und Lavater.

116. Schönheit.

1796.

Schönheit ist ewig nur eine, doch mannigfach wechselt das Schöne;
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

117. Bedingung.[1]

1796.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

118. Der Vorzug.[2]

1796.

Über das Herz zu siegen, ist groß; ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

119. Die Erzieher.[3]

1796.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

120. Der Verstand.[4]

1796.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

---

[1] Vgl. Vot. Taf. 17.

[2] Wer nicht über sein Herz zu siegen braucht, um der Vernunft zu gehorchen, sondern solchen Sieg über den sinnlichen Trieb durch die Neigung seines Herzens davonträgt, ist eine „schöne Natur". Vgl. Vot. Taf. 34.

[3] Richtet sich gegen dieselbe Übertreibung der Moralphilosophie wie Gedicht 64.

[4] Der Verstand ordnet, gestaltet, disponiert den vorhandenen Stoff; die Phantasie ruft Leben hervor, aber ohne Ordnung Nur die wahre, geniale Dichtungskraft vereinigt beides in sich und schafft daher lebende Gestalten.

121. Phantasie.[1]

1796.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

122. Dichtungskraft.[1]

1796.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

123. Witz und Verstand.

1796.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.

124. Das Mittelmäßige und das Gute.

1796.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler,
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab[2].

125. Bedeutung.

1796.

„Was bedeutet dein Werk?" so fragt ihr den Bildner des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

---

[1] Vgl. S. 168, Anm. 4.

[2] „Abzählen" hier nicht: abrechnen, „subtrahieren", sondern: durch Zählen festsetzen, bestimmen. — Vgl. Vot. Taf. 43.

126. Deutscher Genius.

1796.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung[1].

127. Der moralische Dichter.[2]

1796.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!

128. Das Verbindungsmittel.[1]

1796.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

129. Der Kunstgriff.[3]

1796.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

130. Der erhabene Stoff.[4]

1796.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

---

[1] Die Leichtigkeit des Franzosen.

[2] Gegen Lavater gerichtet.

[3] Gegen den Romanschriftsteller Johann Timotheus Hermes (1738—1821), den Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

[4] Bezieht sich auf Klopstocks „Messias".

131. Der Zeitpunkt.

1796.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

132. Das Unverzeihliche.

1796.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.

133. Die Danaiden.[1]

1796.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

134. Die neuesten Geschmacksrichter.

1796.

Dichter, ihr Armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

135. Kant und seine Ausleger.

1796.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

[1] Gerichtet gegen die von Dyk herausgegebene „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften". Die jetzige Überschrift gibt dem Epigramm eine allgemeinere Bedeutung auf unfruchtbare Bestrebungen jeder Art. Das Ausbrüten eines Steines hängt mit der Danaidensage nicht zusammen.

136. Der Geist und der Buchstabe.

1796.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

137. Wissenschaft.

1796.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

138. Das philosophische Gespräch.[1]

1796.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?

139. Das Deutsche Reich.

1796.

Deutschland? Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

140. Ein deutsches Meisterstück.

1796.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch: es ist kein Gedicht[2].

[1] Gegen Ernst Platners (1744—1818) „Gespräche über den Atheismus".

[2] Es ist also ein Werk, bei welchem nur der „Verstand" (Ged. 120), nicht aber die lebendige „Dichtungskraft" (Ged. 122) thätig war, das daher formell fehlerlos, poetisch aber völlig wertlos ist. Vgl. auch Vot. Taf. 43.

141. Deutsches Lustspiel.

1796.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

142. Naturforscher und Transcendentalphilosophen.[1]

1796.

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnis zu frühe:
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

143. An die voreiligen Verbindungsstifter.[1]

1796.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

144. G. G.[2]

1796.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

145. Buchhändler-Anzeige.[3]

1796.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen:
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

---

[1] Naturforschung und Philosophie sollen sich nicht voneinander beeinflussen lassen; streben nur beide ehrlich nach der Wahrheit, so muß zuletzt ihr Ergebnis in einer einheitlichen Weltanschauung zusammenfallen. Vgl. auch Vot. Taf. 22.

[2] D. h. Gelehrte Gesellschaften.

[3] Richtete sich ursprünglich gegen Johann Joachim Spaldings (1714—1804) Buch „Über die Bestimmung des Menschen" (1748).

146. Griechheit.[1]

1796.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr — nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

147. Gefährliche Nachfolge.[2]

1796.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

148. Die Sonntagskinder.[3]

1796.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

149. Der Wolfische Homer.[4]

1796.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

---

[1] Gegen Friedrich Schlegels Schrift: „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Altertum".

[2] Gegen Friedrich Schlegel.

[3] Gegen die Brüder August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich Schlegel (1772—1829), namentlich gegen den letztern, der damals erst 24 Jahre alt war.

[4] Vgl. S. 125, Anm. 4

150. Die Homeriden.[1]

1796.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil 's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!" —
Friede! zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen.
Der sie schickte, er hat sich nur auf einen versehn.

151. Die Flüsse.

1796.

1. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

2. Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.[2]

3. Donau in **.[3]

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Phaiaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

4. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

---

[1] Gerichtet gegen Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Professor in Göttingen, eifrigen Gegner der Wolfschen Hypothese. Es ist bemerkenswert, daß Schiller hier so wenig wie in Ged. 68 Wolfs Ansicht bekämpft.

[2] Zwischen Mosel und Rhein hatte sich bisher nur geringe Fruchtbarkeit an geistigen Werken gezeigt.

[3] D. h. in Österreich Die Wiener waren damals wie heute als ein frohes, lebenslustiges Volk bekannt, wie es König Alkinoos im achten Buch der „Odyssee" von seinen Phäaken sagt.

5. **Saale.**

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten[1] sind gut, aber die Völker sind frei.

6. **Ilm.**

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

7. **Pleiße.**

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

8. **Elbe.**[2]

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. — Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

9. **Spree.**

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar[3]; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

10. **Weser.**

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

11. **Gesundbrunnen zu **.**[4]

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

---

[1] Man denkt wohl zunächst an Karl August.

[2] Johann Christoph Adelung (1732—1806), Oberbibliothekar in Dresden, behauptete in seinem „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart", die obersächsische, insbesondere die Meißener Mundart sei die reinste.

[3] Friedrich der Große, den Karl Wilhelm Ramler (1725—96) in schwülstigen, pomphaften Oden gepriesen hatte.

[4] Karlsbad in Böhmen, wo Schiller 1791 den Brunnen getrunken hatte.

12. **Pegnitz.**

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.[1]

13. **Die **chen[2] Flüsse.**

Unsereiner hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

14. **Salzach.**

Aus Juvaviens[3] Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

15. **Der anonyme Fluß.**[4]

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

16. **Les fleuves indiscrets.**[5]

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

152. Jeremiade.[6]

1796.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.

[1] Gedacht ist an den 1644 gegründeten „Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz".

[2] D. h. geistlichen, die durch geistlicher Herren Länder fließen.

[3] Juvavia, der alte Name für Salzburg an der Salzach.

[4] Herber Spott auf den Bischof von Fulda.

[5] Anspielung auf Diderots frivolen Roman „Les bijoux indiscrets", worin die Edelsteine die unsaubern Geschichten ihrer Herrin verraten.

[6] Ein ironisches Klagelied über die entschwundene alte gute Zeit aus dem Sinne von Männern wie Gleim oder Nicolai.

Aus der Ästhetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend[1],
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite[2],
Siegmund[3], du süßer Amant, Mascarill[4], spaßhafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du, Menuettschritt unsers geborgten Kothurns!
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt!
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

153. Die Philosophen.[5]

1796.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde;
Denn das eine, was not, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung[6]
Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

---

[1] Der Vermischung der Ästhetik und Moral waren vor allem Kant und Schiller selbst entgegengetreten.

[2] Gedacht ist an das Lustspiel „Die Wochenstube" von dem dänischen Dichter Ludwig von Holberg (1684—1754).

[3] Ein Liebhaber in Gellerts „Zärtlichen Schwestern".

[4] Der Bediente in Lessings „Schatz". Danach werden auch die „Stubenmädchen zu Leipzig" auf die Lustspiele der damaligen Zeit gehen, wie z. B. bei Elias Schlegel, Chr. Felix Weiße und auch in Lessings Jugendstücken die „Lisetten" und „Kathrinen" eine besondere Rolle spielen.

[5] Zu einer in der Unterwelt unter Aristoteles' Vorsitz tagenden Versammlung der neuern Philosophen tritt ein „Lehrling" und bittet um schnellen und sichern Aufschluß über Gott und die Welt.

[6] Die Jenaer Litteratur-Zeitung.

Lehrling.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halse,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.[1]

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.[2]

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Dritter.[3]

Just das Gegenteil sprech' ich. Es gibt kein Ding als mich selber;
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.[4]

Zweierlei Dinge lass' ich passieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf eins.

Fünfter.[5]

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.[6]

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.[7]

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

---

[1] Cartesius, vgl. S. 134, Anm. 4.
[2] Spinoza, 1632—77: Das „Ding aller Dinge" ist die unendliche Substanz.
[3] Berkeley, 1684—1753, der die Wirklichkeit der Körperwelt leugnete.
[4] Leibniz, 1646—1716: Prästabilierte Harmonie.
[5] Kant, 1724—1804, „Kritik der reinen Vernunft" 1781.
[6] Fichte, 1762—1814.
[7] Reinhold, 1758—1823: „Neue Theorie des Vorstellungsvermögens" 1795

Lehrling.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Achter.[1]

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.[2]

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.[3]

Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

---

[1] Kants „Kritik der praktischen Vernunft" (1787), Erhard Schmid, 1761–1813.

[2] 1711–76, der entschiedene Skeptiker, der die Möglichkeit einer Erkenntnis der Wahrheit überhaupt leugnete.

[3] Die folgenden Distichа sind nur lose angefügt: zuerst wird eine Frage aus dem Naturrecht, dann aus der Tugendlehre aufgeworfen; die erste Antwort verspottet die Spitzfindigkeit gewisser Juristen (Puffendorf; vgl. S. 135, Anm. 1), die andre Kants rigorose Strenge.

154. Shakespeares Schatten.

Parodie.[1]

1796.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.[2]
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!" —
„Wegen Tiresias[3] mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn." —
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf." —
„O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt." —
„Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht[4]?" —
„Nichts mehr von diesem tragischen Spuk! Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist[5] über die Bretter hinweg." —
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt." —
„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt." —
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?" —
„Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich=Moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist." —

---

[1] Des 11. Buches der „Odyssee", wo Odysseus in der Unterwelt den Schatten des Herakles erblickt; Shakespeare ist gleichsam der Herakles der dramatischen Dichter.

[2] Er trifft noch heute sicher das Herz des Hörers.

[3] Gemeint ist Lessing, wie durch die Anführung der „Dramaturgie" (Vers 12) klar ist.

[4] D. h. in die tiefsten Tiefen der tragischen Kunst (wie Herakles der Sage nach den Cerberus aus dem Tartarus holte)

[5] Anspielung auf den Geist von Hamlets Vater

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?“ —
„Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors[1].“ —
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere[2]
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“ —
„Was? Sie machen Kabale[3], sie leihen auf Pfänder[4], sie stecken
Silberne Löffel ein[5], wagen den Pranger[6] und mehr.“ —
„Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
„Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.“ —
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —
„Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.“ —
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
„Der Poet ist der Wirt und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“

155. Das Spiel des Lebens.

1796.

Wollt ihr in meinen Kasten[7] sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen,
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,

[1] Die „Pfarrer“ und „Kommerzienräte“ deuten auf Iffland, die „Fähndriche“ auf Schröder, „Sekretärs“ und „Husarenmajors“ aber offenbar auf Schillers eigenes Stück „Kabale und Liebe“.

[2] Hier s. v. w. jämmerliche Gesellschaft.

[3] Wie in „Kabale und Liebe“.

[4] Wie in Ifflands „Hagestolzen“.

[5] Wie in Schröders „Fähndrich“.

[6] Wie in Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“ und in Kotzebues „Kind der Liebe“.

[7] Das Gedicht wurde am 11. Oktober 1796 an Spener nach Berlin für den „Guckkastenmann“ geschickt, durch welchen der Buchhändler zu Neujahr dem Publikum einen Glückwunsch darzubringen pflegte.

Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

156. Die Begegnung.

1796.

Noch seh' ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen, stand sie da;
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah'.
Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach.
Ein neu' Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, jahrelang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise, süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
Ich kenne den ihm selbst verborg'nen Wert,
Am rohen Glück will ich das edle rächen.
Dem Armen sei das schönste Los beschert,
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwidern und empfinden kann."

157. Das Geheimnis.

1796.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach,
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis' komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt.
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Lose
Der Mensch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

Leis' auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
Wo des Verräters Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!

158. Die Erwartung.

1796.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurroten Flor,
Umspinn' uns mit geheimnisvollen Zweigen.
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen;
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

159. An Emma.

1796.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergang'ne Glück,
Nur an einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich sein?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

160. Am Geburtstage der Frau Griesbach.[1]

Im Namen seines kleinen Sohnes Karl.[2]

1797.

Wach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
Und klopf' an deine Thüre.
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich teuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargeln und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Reneegloten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du
Und gibst den Hühnern Futter,
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist alles wohl gelungen.

---

[1] Schiller wohnte in Jena im Hause des Kirchenrats Griesbach, und es entstand bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Familien. Frau Griesbach war am 28. April 1755 geboren.

[2] Geboren am 14. September 1793, also im vierten Jahre.

Du bist wohl auf, Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben;
Ja höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl! ich sag' ade.
Gelt? ich war heut' bescheiden.
Doch könntest du mir, eh' ich geh',
'ne Butterbemme schneiden.

161. Die Worte des Glaubens.

1797.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

[1] Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

[2] Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,

[1] Der Mensch ist so geschaffen, daß er es vermag, sich von äußerem Zwange wie von den sinnlichen Trieben frei zu machen und nur dem Gebote des in ihm lebenden Vernunftgesetzes zu folgen. Wer unter der Herrschaft seines sinnlichen Triebes steht, von Wut und Leidenschaft erfüllt ist, der „mißbraucht" die Freiheit; so der „Pöbel" und die „rasenden Thoren", wobei an die Blutmenschen der französischen Revolution, an Sklavenaufstände und dergleichen zu denken ist. Vor solchen Menschen hat man also Ursache zu „zittern". Wir sollen uns aber dadurch nicht in dem Glauben an den Wert der sittlichen Freiheit irre machen lassen.

[2] Wäre der Mensch nicht im Sinne von Str. 2 frei, so könnte er auch nicht „die Tugend üben". Das erste Wort ist also die Bedingung für das zweite.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

162. Licht und Wärme.

1797.

Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

163. Breite und Tiefe.

1797.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

164. Der Taucher.

1797.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es[1] harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

„Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: ‚Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein' —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

„Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab."
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

---

[1] Das Wasser, das noch immer zurückzukehren säumt.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Not
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;
Das erfaßt' ich behend' und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin.
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's[1] hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder[2].

165. Der Handschuh.

Erzählung.

1797.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz[3],
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt;
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend'
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.

---

[1] Gemeint ist die Königstochter.

[2] Dieser (letzte) Vers hat nicht etwa einen Fuß zu wenig, sondern es fehlt nur zwischen „bringt" und „keines" die Senkung, so daß die Stimme auf „bringt" etwas länger ruhen muß, was gerade vor dem Wort „keines" sehr ausdrucksvoll ist.

[3] Franz I. von Frankreich (1515—47).

Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf — da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,

Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

166. Der Ring des Polykrates.[1]

Ballade.

1797.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten[2] Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig",
Begann er zu Ägyptens König[3],
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren[4],
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
Solang' des Feindes[5] Auge wacht."

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

[1] Polykrates hatte sich 540 vor Chr. zum Alleinherrscher („Tyrannen") von Samos aufgeschwungen.

[2] Hier wohl nach dem alten Sprachgebrauch s. v. w. zufriedenen.

[3] Amasis.

[4] Die Gegenpartei (Aristokraten) in Samos.

[5] Etwa das Haupt jener aristokratischen Gegner (vgl. Anm. 4), die in Milet Unterstützung gefunden.

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen",
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
Schwimmt deiner Flotte[1] zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen[2] reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch", spricht er, „zittr' ich für dein Heil.

[1] Hier die Handels-, nicht die Kriegsflotte.
[2] Mit Waren, nicht etwa mit Kriegsbeute.

Mir grauet vor der Götter Neide[1];
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

„Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!'

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen[2] weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

---

[1] Hier im Sinne von Mißgunst.

[2] Richtiger Erinyen; sie sind die Rächerinnen jeder Verletzung der Naturordnung, und als solche ist Polykrates' übermäßiges Glück anzusehen.

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“[1]
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

167. Nadowessische[2] Totenklage.

1797.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?

[1] Polykrates wurde 522 von dem persischen Satrapen Oröte s nach Sardes gelockt und ans Kreuz geschlagen.

[2] Nadowessier, ein nordamerikanischer Indianerstamm zwischen dem Missisippi und den Rocky Mountains.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

168. Ritter Toggenburg.

Ballade.

1797.

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz;
Fodert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn;
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes[1] Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppes[2] Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum teuren Lande,
Wo ihr Atem weht.

[1] Sehr kühner Gebrauch des kollektiven Singulars.
[2] Später Jaffa, die berühmte Hafenstadt Syriens.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah',
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.

Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

169. Die Kraniche des Ibykus[1].

Ballade.

1797

Zum Kampf der Wagen und Gesänge[2],
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth[3] des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

---

[1] Lyrischer Dichter aus Rhegium in Unteritalien um 530 v. Chr.

[2] Zu den sogenannten Isthmischen Spielen, die alle vier Jahre bei Korinth zu Ehren des Poseidon gefeiert wurden.

[3] Die Burg (Akropolis) von Korinth.

„Seid mir gegrüßt, befreund’te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm’ ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche[1] gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem[2] Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
‚Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag’ erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt[3] von Wunden,

---

[1] Zeus, der Schützer des Gastrechts.
[2] Engem.
[3] Die Beziehung auf das Objekt „Züge“ ist grammatisch ungenau.

Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen[1]
Das Volk, es fodert seine Wut,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau

[1] Der höchsten obrigkeitlichen Person.

In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau[1].

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt[2], von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.[3]
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß[4] der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.

---

[1] Die griechischen Theater waren oben offen.

[2] Athen

[3] Daß der Chor aus dem Hintergrunde kommt und das Theater „umwandelt", entspricht nicht der Einrichtung des antiken Theaters, wo er vielmehr durch einen der seitlichen Eingänge in die Orchestra zog und die eigentliche Bühne meist gar nicht betrat.

[4] Die riesenhafte Gestalt erreichten die Schauspieler der Alten durch den Kothurn, einen Schuh mit sehr hoher Sohle.

Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang.
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:[1]

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit[2] nahe wär'.
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,

[1] Er ist so grausig, daß der liebliche Klang der Leier dazu nicht paßt.

[2] Nicht die Eumeniden, sondern allgemein die Macht der Götter, als deren Vollstreckerinnen die Eumeniden galten

Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren —
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

170. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ballade.

1797.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern[1].
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Übermut
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rat[2],
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

---

[1] Zabern im Wasgau.

[2] Die grammatisch ungenaue Anfügung ist hier um so härter, als das erste Glied „rasch zur That" auch ganz gut auf Robert passen würde.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf",
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib;
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n;
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube steht auf festerm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein gebor'ner Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit." —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Red'st du von einem, der da lebet?" —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern." —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?" —
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

„Er ist nicht häßlich von Gestalt",
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?

Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht" —
„Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Öfen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen[1].

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
‚Habt ihr befolgt des Herren Wort?'
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!"

---

[1] In Glas zu verwandeln. Bezeichnung der ungeheuern Hitze, da bei der Glasbereitung Minerale wie Kiesel und Quarz geschmolzen werden.

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten."

Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden!"

Und froh der vielwillkomm'nen Pflicht
Macht er im Flug sich auf;
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,

Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente[1] festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan[2].
„Das", spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola[3] und das Cingulum[4]
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.[5]

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhab'ner[6] Hand,

---

[1] Hier: zur Messe.

[2] Meßdiener; dasselbe nachher „Ministrant".

[3] Schmaler Überwurf aus Seide oder Goldstoff, den der Priester über dem weißen Unterkleide trägt.

[4] Weiße Schnur, die als Gürtel dient.

[5] Das Gebet zur Vorbereitung der Brot- und Weinverwandlung schließt der Priester mit dreimaligem „Sanctus", wozu der Diener ebenso oft schellt.

[6] Für hocherhob'ner, nach altem, besonders biblischem Gebrauch.

Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn';
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligtum,
Und dann entfernt er sich;
Und eilt in des Gewissens Ruh'
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinzend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick.
„Unglücklicher! wo kommst du her?" —
„Vom Eisenhammer." — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?" —
„Herr, nur so lang', bis ich gebetet.

„Denn als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht,

Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich[1]:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!" —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
‚Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.'" —

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald." —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur." —
„Nun", ruft der Graf und steht vernichtet[2],
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch beraten waren,
Mit dem ist Gott und seine Scharen."

---

[1] Weil ihn aus Fridolins Worten die Unschuld so klar anspricht: er erschrickt, daß er einen so kindlich frommen Knaben so gräßlich hat hinrichten wollen. An Roberts Ende kann er noch nicht denken, darauf bringt ihn erst V. 221 f.

[2] Er fühlt die völlige Nichtigkeit alles menschlichen Wissens und Wollens gegenüber der göttlichen Vorsehung.

171. An Demoiselle Slevoigt.[1]

Bei ihrer Verheiratung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

10. Oktober 1797.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmut sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Los, du hast's gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu teuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir,
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft.
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimnis wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmut unverwelkte Blüte,
Die mit der holden Scham sich paart,
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

---

[1] Tochter des Buchhändlers Slevoigt zu Jena.

172. Hoffnung.

1797.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung[1] führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.[2]
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

173. Das Glück.[3]

1798.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus[4] die Augen, die Lippen Hermes[5] gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

---

[1] Der Eltern.

[2] Daß wir trotz aller Enttäuschungen beständig hoffen, gilt dem Dichter als ein Beweis, daß wir „zu etwas Besserem" geboren sind, das, unabhängig von äußeren Schicksalen und selbst vom Tode, unverlierbar in uns lebt.

[3] Zwei Hauptteile: 1) (V. 1—36) Das Glück ist eine freie Gunst des Himmels, ohne Verdienst. 2) (V. 37—66) Wir dürfen über solche Gunst, die dem einen verliehen, dem anderen versagt ist, nicht zürnen, da das Glückliche und Schöne göttlichen, geheimnisvollen Ursprungs ist. — Als Glücksgüter dieser Art werden (V. 2—4) genannt: äußere Schönheit, klarer geistiger Blick, die Gabe der Rede, endlich eine mächtige Persönlichkeit.

[4] Der Seher, der fernhin Treffende.

[5] Der Beredte.

Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis[1] erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da, und[2] täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.[3]
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott[4] nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische[5] Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück[6].

---

[1] Den Dank oder Lohn für die Mühe (V. 56), d. h. die Gunst der Götter, V. 11 personifiziert.

[2] Adversativ: und täuschen dagegen.

[3] Ganymeds Erhebung in den Olymp als Bild höchsten Glückes.

[4] Zeus siegte im Kampfe gegen Kronos und im Streit mit seinen Brüdern ebenfalls durch das Glück, durch das „Siegel der Macht" auf seiner Stirn.

[5] So heißt Apollon bei den Alten nach seinem Heiligtum zu Pytho (Delphi). Der Ausdruck erinnert zugleich an den Sieger bei den pythischen Kampfspielen.

[6] Cäsar sagte bei einer stürmischen Fahrt zu dem ängstlichen Bootsmann: „Fürchte nichts, du führst den Cäsar und sein Glück."

Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin[1]
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
[2]Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert?
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
[3]Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

---

[1] Anspielung auf Arion. Die Betonung Délphin ist auch sonst nicht selten; einzeln dagegen steht der Gebrauch des Wortes als Neutrum.

[2] Der zweite Teil des Gedichts, die Warnung vor Unmut über die dem „Glücklichen" gewährte parteiische Gunst der Götter, spricht zuerst (V. 37—46) von dem Sieger in äußerem Kampfe, sodann von der siegreichen Wirkung des Schönen, die den besonderen herrlichen Vorzug hat, daß hier der Sieger nicht bloß selbst glücklich ist, sondern auch andere glücklich macht. Diesen Vorzug hat der Sieger im Kampfe nicht, da hier notwendig Unterliegende vorhanden sind. Aber auch dann sollen wir ohne Unmut das „Glück" des Götterlieblings sehen, der, wie Paris, jeder Gefahr entrückt wird oder wie Achill durch seine Heldenkraft unwiderstehlich ist. Wir sollen diesem nicht die Gunst der Götter von seiner „Herrlichkeit" abrechnen, denn in dieser Gunst besteht gerade seine Herrlichkeit.

[3] Die „Schönheit" und das „Lied des Sängers" sind „Wunder", denn sie entstehen nicht auf gewöhnliche, menschlich begreifliche Weise, sondern sind plötzlich da: die Schönheit des Menschen, vor allem der Liebreiz weiblicher Gestalt („jede irdische Venus", V. 63) entsteht durch ein glückliches Zusammentreffen organischer Bedingungen, die uns ebenso geheimnisvoll sind wie Aphrodites Ursprung aus dem Wellenschaume; jeder Lichtgedanke in Kunst und Wissenschaft kommt so fertig und unbegreiflich aus dem Kopfe des schaffenden Genius, wie einst Minerva aus Zeus' Haupt. Vgl. Gedicht 193, 23.

Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Ägis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

174. Der Kampf mit dem Drachen.[1]

Romanze.

1798.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.
Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!

[1] Die Geschichte spielt auf der Insel Rhodus, wo der geistliche Ritterorden des Hospitales des heiligen Johannes (Johanniter, Hospitalbrüder) seit 1309 seinen Hauptsitz hatte.

Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister[1] tritt
Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;
Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen[2]?"
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edelm Anstand spricht,
Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget." —

„Und diese Pflicht, mein Sohn", versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.

[1] Den Großmeister des Ordens, nachher Fürst genannt.

[2] Die Johanniter trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel. Die drei Klostergelübde sind: Gehorsam, Armut, Keuschheit.

Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt",
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

„Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,[1]
Des kühnen Mutes Opfer worden:
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

„Und zu mir selber sprach ich dann:
‚Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n[2]
Und rangen mit dem Minotauren[3],
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

[1] D. h. des Ordens, denn dieser wird im Französischen oft kurzweg „la Religion" genannt.

[2] Herkules.

[3] Theseus.

„‚Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke[1] streiten.‘
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: ‚Ich hab's gefunden!‘

„Und trat zu dir und sprach dies Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.‘
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

„Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

[1] Mit ihr im Bunde.

„Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

„Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

„Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:

Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

„Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.

Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott befehl' ich meine Seele.

„Kaum seh' ich mich im eb'nen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang' beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

„Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen.

„Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;

Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,

Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße[1],
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen."

[1] Der Orden war zu Jerusalem gestiftet worden.

175. Die Bürgschaft.

Ballade.

1798.

Zu Dionys[1], dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen." —

„Ich bin", spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.

---

[1] Dionysios der ältere, 406—367 Tyrann von Syrakus.

Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Fischer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord

Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, für Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

176. Das Eleusische Fest.[1]

1798.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlass'ne Küste;[2]
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heit're Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;

---

[1] Das Gedicht ist als ein Chorgesang zur Feier der Eleusinien (eleusischen Mysterien, Geheimdienst der Demeter und ihrer Tochter Persephone oder Kore) gedacht. Doch hat der Dichter keinen bestimmten Teil des attischen Festes im Auge. Er denkt sich wohl nur ein Erntefest, bei welchem die Göttin als Begründerin des Ackerbaues und der Gesittung gefeiert wird. — Das Gedicht besteht aus zwei Hauptteilen von je zwölf Strophen, welche von drei Strophen in anderem Versmaße (1, 14, 27) eingerahmt werden. Die erste Hälfte stellt die Gründung des Ackerbaues unter den bisherigen wilden Höhlenbewohnern („Troglodyten"), Hirten („Nomaden") und Jägern dar; die zweite die daraus sich entwickelnde Gesittung und bürgerliche Ordnung.

[2] Die alte Sage läßt Demeter (Ceres) auf ihrer Irrfahrt (vgl. Gedicht 87) nach Attika kommen und dort ihren Dienst sowie den Ackerbau gründen.

Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

„Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?[1]
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß[2],
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimatlos?

„Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen[3]
Fühlet mein gequältes Herz.

„Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund[4]
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang."[5]

---

[1] Sofern die Göttergestalt ein Idealbild der menschlichen ist. Vgl. Gedicht 61, 33.

[2] Den göttlichen Schoß der Erde, der alles Leben gebiert.

[3] Ungewöhnlicher Plural zu dem sonst nur im Singular gebräuchlichen „das Weh".

[4] Den Ackerbau, durch welchen Mensch und Erde sich gegenseitig verpflichten: er ist an die Scholle gebunden, die er bebaut, sie verheißt ihm den Segen der Frucht. Ist sie „fromm", d. h. zuverlässig, so muß er „gläubig" sein, wenn er seine Saat „dem dunklen Schoß der heil'gen Erde" vertraut.

[5] Er muß nun auf den Wechsel der Jahreszeiten achten.

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höh'n,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,

Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!“

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein[1],
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

---

[1] Das erste, wozu der Ackerbau führt, ist die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, das Eigentum.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauren will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Äxte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß[1] zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leichtgeschürzten Stunden[2]
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes[3] Stoß

[1] Das eben von den Nymphen gefällte Bauholz.
[2] Die Horen, die hier, wie auch sonst, Dienerinnen der Götter sind.
[3] Dreizacks.

Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heit're Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.[1]

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,

---

[1] Einsetzung der Ehe.

Segnend ihre Hand gefaltet[1],
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."[2]

Windet zum Kranze die goldenen Ähren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

177. Reiterlied.

1798.

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;

[1] Auffallend beim Segen.

[2] Weder das Tier noch der Gott fühlt eine aus sittlicher Selbstbestimmung hervorgehende Beschränkung: ohne inneren Kampf, ohne die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden folgen sie dem Antrieb der Natur und finden nur in sich die Schranke ihres Begehrens. Beide bilden daher keine staatliche Gemeinschaft, der Gott, weil er über, das Tier, weil es unter dieser Lebensform steht.

Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, solang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

178. Des Mädchens Klage.

1798.

Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige[1], rufe dein Kind zurück[2],
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“ —

[3]„Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket
Die Toten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.“ —

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Toten nicht auf!
Das süßeste Glück für die traurende Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

[1] Die Mutter Gottes oder eine sonstige Schutzheilige des Mädchens.
[2] Laß mich sterben.
[3] Erwiderung der Heiligen.

179. Nänie.[1]

1799.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus[2].
Einmal nur erweichte die Liebe[3] den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.[4]
Nicht errettet den göttlichen Held[5] die unsterbliche Mutter[6],
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus[7],
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

---

[1] Lateinisch naenia oder nenia, Totenlied, Klagegesang bei der Leiche.

[2] Hades (Jupiter Stygius).

[3] Die rührende Klage des Orpheus um Eurydike. Hades versprach ihm, die Gattin solle ihm zur Oberwelt folgen, unter der Bedingung, daß er sich unterwegs nicht nach ihr umsehe. Da er aber, von Sehnsucht bezwungen, sich umwandte, wurde sie ihm „an der Schwelle noch" der Oberwelt wieder entrissen.

[4] Adonis, von Aphrodite geliebt, fand auf der Jagd durch einen Eber seinen Tod.

[5] Achill. Vgl. S. 54, Anm. 3.

[6] Thetis.

[7] Wie es im 24. Buche der „Odyssee" geschildert wird.

180. Das Lied von der Glocke.[1]

1799.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form[2], aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;

---

[1] Das Gedicht, das vom Meister gesprochen wird, besteht aus zwei Bestandteilen: den zehn durchweg in gleichem Versmaß gehaltenen Arbeitssprüchen, die das Geschäft des Glockengießens vorführen, und den dazwischenstehenden neun Betrachtungen. Von diesen gibt die erste die Absicht des Meisters an, die Arbeit mit „guten Reden" zu begleiten, während die zweite das Thema des Gedichtes ausspricht, daß die Glocke in engem Zusammenhang mit jedem Menschenschicksal stehe. Die folgenden vier Betrachtungen umfassen das menschliche Leben in der Familie: Kindheit und Jugend (3), Ehe und Wohlstand (4), Zerstörung des Wohlstandes (5), Tod (6). Die beiden folgenden schildern das Leben der staatlichen Gemeinschaft: den Wohlstand eines friedlichen Staates (7), blutigen Umsturz (8). Die neunte Betrachtung endlich schildert den „Beruf" der Glocke, indem das Gottesreich den beiden vorher genannten menschlichen Gemeinschaften gegenübergestellt wird. — In den Betrachtungen 3—8 tritt die künstlerische Einheit dreifach hervor, denn sie sind verknüpft 1) untereinander, indem jedesmal am Schluß auf die folgende Betrachtung hingedeutet ist, 2) mit den Arbeitssprüchen, indem jedesmal an den voraufgehenden Spruch angeknüpft wird, die Betrachtung also in fortwährendem Zusammenhange mit der Arbeit des Glockengießens bleibt, 3) mit dem Thema des Gedichts, da in jeder das Läuten der Glocke vorkommt. Nur am Schluß der sechsten Betrachtung fehlt die Vorbeutung auf die folgende, weil hier der Hauptabschnitt des Gedichtes ist und zugleich auch die Arbeit zu einem Ruhepunkt gelangt ist. Im siebenten Abschnitt ist das Läuten der Vesperglocke nicht in der Betrachtung, sondern schon in dem Arbeitsspruch erwähnt.

[2] Sie wird in der Dammgrube vor dem Gießofen hergerichtet, und es sind in ihr ursprünglich drei Teile zu unterscheiden: 1) der Kern, der die Gestalt der inneren Glocke hat, aus Backsteinen gemauert, mit Lehm überstrichen, 2) die Dicke aus Lehm, die auf dem Kern aufliegt, genau von der Gestalt der zu gießenden Glocke, 3) der Mantel aus Lehm und anderen Bestandteilen. Die Dicke ist vom Mantel und vom Kern durch Asche oder durch Talg getrennt, so daß sie nicht festkleben kann. Ist alles trocken gebrannt, so nimmt man den Mantel ab, hämmert die Dicke los und stülpt den Mantel alsdann wieder über den Kern, so daß zwischen beiden nunmehr die zur Aufnahme des flüssigen Metalls erforderliche Höhlung entsteht. So weit ist das Geschäft beim Beginn unseres Gedichtes gediehen.

Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch[1] hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metall'ne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,

[1] Das Loch, wodurch der Gießofen mit dem Schornstein, in dem das Feuer brennt, in Verbindung steht.

Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen[1] bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.

[1] Windpfeifen, Zuglöcher am Gießofen, deren Gelb- oder Bräunlichwerden anzeigt, daß das Metall flüssig genug ist.

Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen!

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,

Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn;
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück;
Siehet der Pfosten[1] ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen;
Rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!"
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch[2].
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch.
Stoßt den Zapfen[3] aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

[1] Die in der Mitte eines Getreideschobers errichteten hervorragenden Balken oder Baumstämme.

[2] Etwas von der Metallmischung wird in einen gehöhlten Stein geschöpft und, wenn es erkaltet ist, zerbrochen. Zeigt der Bruch zu kleine Zacken, so muß noch Kupfer, im anderen Falle noch Zinn zugesetzt werden.

[3] Das Gießloch des Ofens ist durch einen Zapfen verschlossen, der beim Beginn des eigentlichen Gusses in den Ofen hineingestoßen wird, so daß das Metall durch eine Rinne in den Henkelbogen und von da in die Form abfließt.

5. Kl. (155-226) Zerstörung des Wohlstandes

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette

Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Pursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wand'rer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten

Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht[1] hat's erfüllt,
Daß[2] sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;

[1] Seltener Gebrauch für Zweck.
[2] Angeschlossen an „Zerbrecht mir das Gebäude".

Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

[1]„Freiheit und Gleichheit!" hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

---

[1] Die folgende Schilderung lehnt sich deutlich an die französische Revolution an.

Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.
Von dem Helm zum Kranz[1]
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.[2]

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte[3] Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.[4]
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.

---

[1] „Helm" oder „Haube" ist der oberste, „Kranz" der unterste Teil der Glocke.

[2] Für Bildner, sprachlich richtig abgeleitet, wie Schreiber, Leser, Wähler rc.

[3] Weil die Horen und Jahreszeiten bekränzt dargestellt werden.

[4] „Zeit" ist Subjekt: sie berührt stündlich die Glocke, so daß diese beim Stundenschlage erklingt.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.[1]

181. Spruch des Konfucius.[2]

1799.

Dreifach ist des Raumes Maß,
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

[1] „Ihr erst Geläute" ist Subjekt sowohl zu „bedeute Freude" als auch zu „sei Friede". Es ist also im vorletzten Verse keineswegs „sie" ausgelassen.
[2] Vgl. Ged. 45.

182. Die Worte des Wahns.[1]

1799.

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten;
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang' er die Schatten zu haschen sucht.

Solang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen;
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.[2]

Solang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Solang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen;
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!

---

[1] Das Gedicht steht in deutlicher Beziehung zu Ged. 161, die drei Worte dort und hier entsprechen sich: 1) *Glaube*, daß wir frei sind, also unabhängig von allem Bösen außer uns und in uns, aber *wähne* nicht, daß das Böse in der wirklichen Welt jemals völlig besiegt werden könne. 2) *Glaube*, daß wir Tugend üben können, aber *wähne* nicht, daß dem Tugendhaften das (äußere) Glück folge. 3) *Glaube*, daß es einen Gott gibt, aber *wähne* nicht, daß wir die Wahrheit (deren letzter Grund in Gott liegt) voll erkennen können. Wer sich solchem Wahne hingibt, sucht „Schatten zu haschen" (V. 6.).

[2] Anspielung auf den Riesen Antäos, der aus der Erde, seiner Mutter, immer neue Kraft sog, bis ihn Herakles in die Luft hob und so erstickte.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.[1]

183. An Goethe,

als er den „Mahomet" von Voltaire auf die Bühne brachte.[2]

1800.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

---

[1] Wer das Schöne und Wahre „draußen" sucht, der unterliegt eben dem „Wahne", wer es in sich fühlt, hat den „himmlischen Glauben".

[2] Im Januar 1800 wollte Goethe den von ihm übersetzten „Mahomet" Voltaires zur Aufführung bringen, hauptsächlich, um die Schauspieler „zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrage, zu einer gehaltreichen Aktion" zu veranlassen. Es war vorauszusehen, daß sich im Publikum eine starke Befremdung über den Versuch einer Wiederbelebung dieser prunkenden und steifen Kunstform zeigen werde. Darum wünschte Goethe, daß die Zuschauer auf den richtigen Gesichtspunkt hingewiesen würden, und bat Schiller, einige Strophen zu diesem Zwecke zu dichten. Schiller ist der Ansicht, daß die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen uns zwar nicht mehr Muster sein, wohl aber dazu dienen könne, durch ihre Regelmäßigkeit und strenge Kunstform der allzu freien naturalistischen Richtung der Gegenwart (eines Kotzebue u. a.) entgegenzutreten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.[1]

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
Wird eine Idealwelt aufgethan.

---

[1] Wenn die Kunst auch nach der Wahrheit strebt, so darf sie diese doch nicht in der bloßen Nachahmung der Wirklichkeit suchen; ihre Gestalten müssen stets Ideale („Schatten und Idole") bleiben.

Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.[1]
Aufrichtig ist die wahre Melpomene[2],
Sie kündigt nichts als eine Fabel an
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

---

[1] Was die Kunst gibt, ist alles in dem bezeichneten Sinne „unwirklich", beruht auf Illusion, auf „Täuschung". Aber die Wirkung, die Rührung der Herzen, ist Wirklichkeit.

[2] Die Betonung hier und V. 80 wohl nach dem Französischen.

184. Gesang des Pförtners.

1800.

Verschwunden ist die finst're Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heiligen Scharen
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr,
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt.

185. Die deutsche Muse.

1800.

Kein Augustisch Alter blühte
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen

Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

186. Die Antiken zu Paris.

1800.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand.
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reih'n.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein.

187. Stammbuchblatt für August von Goethe,[1]

vom 17. Dezember 1800.

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun.
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

[1] Goethes einziger Sohn, geb. am 25. Dezember 1789.

188. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

1801.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.[1]

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus[2] in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite[3]
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,

---

[1] Wie die beiden weltbeherrschenden Götter Poseidon und Zeus.

[2] Der Gallierkönig, der, als sich die besiegten Römer beim Abwägen des Lösegeldes über falsches Gewicht beklagten, mit den Worten: „Vae victis!" noch sein Schwert in die Wagschale warf.

[3] Der Gattin des Meergottes

Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

189. Sehnsucht.[1]

1801.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,

[1] Das Gedicht beruht auf demselben Gegensatz zwischen Wirklichkeit und idealer Welt, den Schiller so oft, am eingehendsten in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben" ausgesprochen hat.

Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.[1]
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

190. Das Mädchen von Orleans.[2]

1801.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;

[1] Es kann dich keine fremde Kraft hinüberführen.

[2] Voltaires „La Pucelle d'Orléans" (1757) hatte die Gestalt der Jungfrau mit niedrigem und unsauberem Spott überschüttet; Schiller war sich bewußt, sie für immer mit einer „Glorie" umgeben zu haben.

Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus[1] unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

191. Hero und Leander.

Ballade.

1801.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser[2] sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros[3] und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend,
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos'[4] Felsenturme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,

---

[1] Gott des Tadels und Spottes.

[2] Die sogenannten „alten Schlösser" am Eingange der Dardanellenstraße, die übrigens erst nach der Eroberung von Konstantinopel gebaut sind.

[3] Hero war Priesterin der Aphrodite, wie erst V. 248 erwähnt wird; Leander hatte sie am Feste der Göttin kennen gelernt.

[4] In Europa.

Nach Abydos'[1] Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden[2],
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Tiere[3],
Spannt die feuersprüh'nden Stiere
An den diamantnen Pflug[4].
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterm Haus.[5]

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Mut.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finst're Flut,
Teilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem teuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,

[1] In Asien.

[2] Anspielung auf die Sage von Theseus und Ariadne.

[3] Admetos mußte, um seine Gattin Alkestis zu gewinnen, einen Löwen und einen Eber zusammen an einen Wagen spannen.

[4] Zu den Aufgaben Jasons, durch die er das goldene Vließ und Medeas Hand gewann, gehörte auch die, zwei feuerspeiende Stiere vor einen „diamantenen", d. h. stählernen Pflug zu spannen (im Griechischen bezeichnet dasselbe Wort *ἀδάμας* Stahl und Diamant).

[5] Anspielung auf die Sage von Orpheus und Eurydike.

Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell im Raub verstohl'ner Wonnen
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten sie bethört[1] dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage[2],
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,

[1] Ohne zu bedenken, daß die Herbst- und Winterzeit ihnen größere Gefahr bringen mußte.

[2] In das Zeichen der Wage tritt die Sonne bei der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Wenn es also V. 76 hieß, daß der Winter nahe, so ist damit nur überhaupt das Näherkommen bezeichnet.

Keines Windes leises Weben
Regte das kristall'ne Reich.

Lustige Delphinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Tethys buntes Heer[1].
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohl'nen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate[2] den stummen Mund[3].

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott, du solltest trügen?
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken
Ohne Nachen, ohne Brücken
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmut.

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen,

[1] Die Fische; Tethys ist die Gemahlin des Okeanos.
[2] Die über die geheimen Kräfte der Natur im Himmel, auf der Erde und im Meere waltet.
[3] Proleptisch: den Mund, so daß er stumm ist.

Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Über deine Tiefe trug.[1]
Schnell, von ihrem Reiz besieget,
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte,
Lebt sie jetzt unsterblich fort;
Hilfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluten,
Und sie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer sehn.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht[2] das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schoß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,

[1] Helle wollte mit ihrem Bruder Phrixos auf dem goldenen Widder nach Kolchis fliehen, ertrank aber in der Meeresstraße, die danach Hellespont (Meer der Helle) genannt wurde

[2] Transitiv; Subjekt ist das unbestimmte „es".

Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund;
Gähnend wie ein Höllenrachen
Öffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn![1]
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preisgab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht.

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut!

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lässest du auf den Verrat'nen
Alle deine Schrecken los!“

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,

[1] Bezieht sich auf V. 139 und 140.

Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt, den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht sie, lindernd Öl zu gießen
In die sturmbewegte See.[1]

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea[2],
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöten
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnisvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluten hebt!"

Und die wilden Winde schweigen;
Hell an Himmels Rande steigen
Eos' Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,

[1] Daß Öl stürmische Wellen besänftigt, wußten schon die Alten.
[2] Durch deren Schleier Odysseus aus dem Sturme gerettet wurde.

Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der, auch entseelet,
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Äthers Licht,
Und ein edles Feuer[1] rötet
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.[2]

[1] Sie fühlt sich in der Freiheit ihres Entschlusses dem Schicksal überlegen.

[2] Das ewig gleiche, unendliche Wesen der Natur gibt auch hier dem Dichter den letzten beruhigenden Gedanken.

192. Parabeln[1] und Rätsel.

1801–1804.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Auflösung.

Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet,
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Am Himmel siehst du sie, sie heißt der Regenbogen.

2.

[2]Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick[3] genug!

---

[1] Hier nicht, wie sonst in der Poetik, gleichnisartige Erzählungen, sondern wörtlich: Vergleichungen, bei denen aber der verglichene Gegenstand nicht genannt wird, sondern geraten werden muß.

[2] Das Fernrohr.

[3] Mit absichtlichem Doppelsinn: ein überaus kurzer Zeitraum und ein Blick des Auges durch das Fernrohr.

3.

[1]Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der alleräl't'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund[2] hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder[2] geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

[3]Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.[4]
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein[5];
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

[1] Die Sterne und der Mond.

[2] Bekannte Sternbilder.

[3] Das Weltgebäude, wie es unserem Blicke erscheint, die Erde als Boden der großen Rotunde gedacht, der Himmel als ihr Dach.

[4] Sofern der Mensch sterben muß.

[5] Der klare, unbewölkte, im Sonnenlicht strahlende Himmel ist wie aus einem einzigen ungeheuern Diamant geschnitten.

5.

[1]Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Auflösung.

Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Kristall, in dem dies Bild sich malt,
Und der noch Schön'res von sich strahlt,
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

---

[1] Sommer und Winter.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

Auflösung.

Das alte, festgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich, unabsehlich leitet
Und Tausende beschirmt, die *große Mauer*[1] ist's,
Die China von der Tartarwüste scheidet.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in *einem* Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

---

[1] Daß die ursprüngliche, im dritten Jahrhundert begonnene Mauer in Trümmer zerfiel und im 15 Jahrhundert eine neue erbaut wurde, läßt der Dichter unbeachtet.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tötet, ist es tot!

Auflösung.

Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt, —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.

9.

Wir stammen, unsrer sechs[1] Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter[2] ewig ernst und düster,
Der Vater[2] fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reih'n;
Drum fliehen wir das Haus der Toten,
Denn um uns her muß Leben sein.

---

[1] Gewöhnlich nimmt man sieben Farben an. Schiller folgt hier Goethes Farbenlehre, der (unter Fortlassung von Indigo) nur Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violett anerkannte.

[2] Nacht und Tag, da nach Goethe alle Farben aus Mischung von Licht und Schatten entstehen.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Auflösung.

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind's, des Lichtes Kinder und der Nacht.

10.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Auflösung.

Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,[1]
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land

---

[1] An dem zu Beginn des Jahres gefeierten Himhum-(Ackerbau-)Feste pflügt der Kaiser von China.

Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
Daß allen diesen Segen schuf — den Pflug?

11.

[1]Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester[2] sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh'.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu.
Doch brauch' ich[3] viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

Auflösung.

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen,
Und, dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
Eh' es den kleinen Raum durchzogen,
Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

---

[1] Der Funke.

[2] Der Wind.

[3] Dieses „ich" kann unmöglich der „Schatten" sein, sondern es ist vielmehr die Sonne, die (nach ihrer scheinbaren Bewegung) viele tausend Meilen zurücklegen und mit Sturmes Eilen fliegen muß, um die Bewegung des Schattens über das kleine Feld zuwege zu bringen.

13.

[1]Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

193. Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.[2]

22. Februar 1802.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,[3]
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

[1] Das Schiff.

[2] Der Erbprinz Karl Friedrich reiste am 23. Februar 1802 nach Paris und wurde zum Abschied noch in Goethes Mittwochskränzchen begrüßt. Das Gedicht wurde nach der Melodie von Claudius' Lied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" gesungen.

[3] Im Februar 1801 war der Friede zu Lüneville geschlossen worden

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns[1]
Gedenken wird, so lang' sein Strom wird fließen
Ins Bett des Ozeans.

Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein,

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu' vergeht.

194. Die Gunst des Augenblicks.

1802.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reih'n[2],
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

[1] Des aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Herzogs Bernhard von Weimar, der am Rhein 1637 und 1638 Siege erfocht und die Festung Breisach eroberte.

[2] In Goethes Mittwochskränzchen, für das das Lied gedichtet ist.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt[1],

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

---

[1] Wenn während des Regens die Sonne plötzlich durchbricht, so webt sich auf der Landschaft ein „Farbenteppich", in der Wolke erscheint der Regenbogen; beides verschwindet, sobald die Sonne sich wieder verhüllt.

195. An die Freunde.[1]

1802.

Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

[1] Wie die beiden voraufgehenden Gedichte für das Mittwochskränzchen. Die Gegenwart, in der der Dichter zu Weimar lebt, wird mit schöneren Zeiten (Griechentum), schöneren Himmelsstrichen (Süden), mit dem Platze des größten lebendigen Verkehrs (London), mit der Stätte der herrlichsten Kunstschöpfungen der Vergangenheit (Rom), endlich mit den Schauplätzen der großen Weltbegebenheiten verglichen, und überall wird hervorgehoben, was das „kleinere Leben" Schönes, wahrhaft Menschliches vor jenem größeren voraus hat.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.[1]
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie![2]

196. Die vier Weltalter.[3]

1802.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

[4]Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;

[1] Der Vers ist Parenthese; das folgende begründende „doch" knüpft nicht an ihn, sondern an den voraufgehenden Gedanken an.

[2] Nicht die Wirklichkeit, sondern ihr verklärtes Abbild, die Kunst, ist das Bleibende.

[3] Auch dies Gedicht war für Goethes Mittwochskränzchen bestimmt.

[4] Der geniale Blick des Dichters (Künstlers) dringt in das geheimste Wesen der Dinge ein, sieht ihnen so auf den Grund, daß auch das Verborgene und Zu-

Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus[1]
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.

---

künftige ihm klar ist (Str. 2; vgl. Ged. 58). — Daher ist er fähig, die Wirklichkeit künstlerisch zu gestalten (zu idealisieren): 1) in dem Gewirr des Geschehens, das für den gewöhnlichen Blick ununterschieden, „zusammengefaltet" daliegt, erkennt sein Blick das Schöne, selbst im Kleinsten und Niedrigsten (Str. 3); 2) er faßt die einzelnen, flüchtigen Erscheinungen als ein Sinnbild des Ewigen (Str. 4).

[1] Hephästos.

Und der Streit zog in des Skamanders Feld[1],
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde.
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen.
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu'.[2]

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

---

[1] Wo der Kampf um Troja stattfand.

[2] Die vier Alter sind danach 1) das kindlich harmlose in der Vorzeit, 2) das heroische, 3) die Blütezeit griechischer Kunst, das Zeitalter der Phantasie, 4) das christlich ernste Mittelalter. Die neue Zeit, die Gegenwart, ist das fünfte, welchem der Sänger die andern vier vorführt (V. 30).

197. Kassandra.[1]

1802.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel,
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.[2]

Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern
Zu des Thymbriers[3] Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.

---

[1] Kassandra, die Tochter des Priamos, hatte von Apollon, dessen Priesterin sie war, die Gabe der Weissagung erhalten, fand aber bei allen ihren Vorhersagungen nur Unglauben und Verhöhnung.

[2] Achill wollte sich mit Polyxena, einer Schwester der Kassandra, vermählen, und so sollte der Krieg beendigt werden.

[3] So hieß Apollon von der troischen Stadt Thymbra, wo er verehrt wurde.

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz;
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

„Fröhlich seh' ich die Gespielen;
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

„Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

„Und auch ich hab' ihn[1] gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.

[1] Der phrygische Fürst Koröbos warb um Kassandra.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten[1]
Nächtlich zwischen mich und ihn.

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

„Und den Mordstahl[2] seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn.
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land."[3]

Und noch hallen ihre Worte —
Horch, da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,[4]
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

---

1 Eine dunkle Todesahnung

2 Des Paris, der mitten in dem Festjubel den Achill tötete, von Apoll angetrieben und unterstützt.

3 Vorahnung des eigenen Todes: sie wurde dem Agamemnon als Sklavin übergeben und bei dessen Ermordung von der eifersüchtigen Klytämnestra mit getötet.

4 Das Verderben bricht nun ungesäumt auf Troja herein; darum verlassen die Götter die dem Untergang geweihte Stadt.

198. Thekla.[1]

Eine Geisterstimme.

1802.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte[2] dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?[3]

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang' sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.[4]

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;[5]
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

---

[1] Theklas Schicksal im „Wallenstein" war insofern unbestimmt geblieben, als man fragen konnte, ob sie wirklich an Maxens Grab den Tod gefunden habe. Solche Fragen lehnt der Dichter hier ab, da mit ihrer Liebe auch der Inhalt ihres Lebens erschöpft sei, gemäß ihrem eigenen Worte: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden."

[2] Die rasch vorüberrauschende Erscheinung auf der Bühne.

[3] Hinweis auf Theklas Lied („Des Mädchens Klage", Ged. 178).

[4] Dort werden alle vereinigt sein, deren Gefühl stark und rein genug war, um das äußere Schicksal, „die Angst des Irdischen", siegreich zu überwinden; zu solchen zählt sie auch Wallenstein, der durch seinen Tod sein Unrecht gebüßt habe.

[5] Sein astrologischer Glaube war freilich in allem Einzelnen Wahn und Aberglaube (wie die Tragödie zweifellos zeigt), aber es lag doch darin die tiefsinnige Vorstellung eines inneren Zusammenhanges der Welt, einer sittlichen Weltordnung: dieser heilige Glaube findet für ihn hier Bestätigung, gerade wie der Glaube der Liebenden an die weltüberwindende Kraft ihrer Liebe.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du, zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem[1] Spiel.

---

199. Der Jüngling am Bache.

1803.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
„Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

„Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

„Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem teuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

„Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!

---

[1] Hier im Sinne von: kindlichem, wie Ged. 36, 45.

Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

200. Der Pilgrim.[1]

1803.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle", rief's, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

„Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst; da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein."

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

[1] Das Gedicht spricht, wie „Sehnsucht" (Ged. 189) und ebenfalls in allegorischer Einkleidung, die Sehnsucht nach einem idealen Gute aus, nur mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß ein völliges Erreichen des Ideals auf Erden unmöglich ist.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel.
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

201. Punschlied.[1]

1803.

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft!

[1] Das Gedicht führt drei Begriffsreihen vor: 1) Die vier Bestandteile des Punsches; damit werden verglichen 2) die vier sogenannten Elemente, welche „die Welt bauen"; 3) Elemente unseres Gemütslebens, welche „das Leben bilden": die Herbheit und die Süßigkeit des Lebens, die Seelenruhe und der feurig angeregte Geist. Der Dichter hebt aber nur die Vergleichungspunkte hervor, die sich ungezwungen darbieten, und verzichtet z. B. darauf, der Zitrone und dem Zucker ein Gegenbild unter den materiellen Elementen zu geben, läßt auch die Gleichstellung des allumschließenden Wassers mit der tiefen Ruhe eines befriedigten Gemütes eben nur ahnen.

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

202. Punschlied.[1]

Im Norden zu singen.

1803.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagsonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und kristallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust

[1] Das Gedicht wendet den Gegensatz von Natur und Kunst auf den natürlichen Wein und den künstlich bereiteten Punsch an, zum Preise der menschlichen Erfindungskraft. Da aber die Bestandteile des Punsches, außer dem Wasser, insgesamt ebensowenig wie der Wein im Norden erzeugt werden, so verbindet der Dichter damit den Preis der menschlichen Handelsthätigkeit, die er im weiteren Sinne unter Kunst mitbegreift.

Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Glut.

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes Flammen
Nach den hohen Sonnengott.[1]

Fernhin zu den sel'gen Inseln[2]
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

---

[1] Im Weine sind die „vier Elemente" vereinigt: Wasser, Zucker, Säure, Geist. Die Kunst stellt dieselben einzeln her und vollbringt ihre Vereinigung, die in der Natur die Sonne vollzieht, durch die „Flammen des Herdes".

[2] Die Alten sprechen von den „Inseln der Seligen", die sie sich weit entfernt im Ozean dachten. Man glaubt, daß damit die Kanarischen Inseln gemeint waren, von denen die schönsten Zitronen und Orangen kommen.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen[1] und der Kraft[2].

203. Der Graf von Habsburg.

1803.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs[3] heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben[4],
Wie der Sterne Chor[5] um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit[6],
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.[7]

---

[1] In der Herbeischaffung der Früchte des Südens durch die Schiffahrt.

[2] Erfindungskraft, in der Herstellung des Punsches.

[3] Rudolf I. von Habsburg (1218—91), am 24. Oktober 1273 in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt.

[4] Die sieben Kurfürsten.

[5] Die Erde, der Mond und die fünf vor Entdeckung des Fernrohrs bekannten Planeten.

[6] Das Interregnum.

[7] Rudolf suchte dem Fehde= und Raubritterwesen zu steuern.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger", spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde[1]:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß

[1] Der Begeisterung des Augenblicks.

In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit glaubigem[1] Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„‚Was schaffst du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.‘

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„‚Nicht wolle das Gott‘, rief mit Demutsinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen

[1] Altertümlich für gläubigem.

Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.' —

„,So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie', rief er begeistert aus,
‚Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!'"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.

204. Das Siegesfest.[1]

1803.

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
„Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.“[2]

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,

---

[1] Das Gedicht stellt den Gegensatz zwischen Siegen und Unterliegen, der das menschliche Leben, den Kampf ums Dasein beherrscht, an dem Beispiel der Griechen und Troer dar. Str. 1 und 2 geben den Gegensatz im allgemeinen an: hier Siegesfreude, dort schmerzliche Klage. Dann sind Str. 3 - 9 den Siegern gewidmet, und es wird, nach Anrufung der Götter in Str. 3, zunächst gezeigt, daß auch hier die Freude nicht ohne Schmerz ist: 1) „nicht alle kehren wieder“ (4), 2) auch den Wiederkehrenden kann zu Haus Unheil drohen (5). — Der Glückliche freilich preist die Götter als gerecht (6); aber oft erscheint das Schicksal als blind; denn gerade die Besten werden hingerafft, da sie entweder im Kampfe fallen (7) oder ihrer eigenen Leidenschaft Opfer werden (8). Aber den gefallenen Tapfern bleibt der Ruhm (9). — Hiermit geht der Dichter zu den Besiegten über und zeigt, daß auch ihr Schmerz nicht ohne Milderung ist. Denn erstens sind ihre gefallenen Helden desselben ewigen Ruhmes teilhaft (Str. 10), die Überlebenden aber, d. h. die gefangenen Frauen, deren Los am traurigsten ist, entbehren doch auch nicht jedes Trostes, denn 1) hilft das Lebensgefühl dem Menschen über das Schwerste hinweg (Str. 11 und 12), 2) aber muß uns der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen über das Einzelschicksal erheben (Str. 13).

[2] Die letzten 4 Zeilen jeder Strophe sind zwar nicht ausdrücklich einem Chor zugeschrieben, aber wohl als solcher aufzufassen, da das Gedicht ursprünglich zum Gesang in geselligem Kreise (Mittwochskränzchen) bestimmt war. Sie sind in den meisten Fällen als Chor der griechischen Krieger aufzufassen, nur in Str. 2 als Chor der gefangenen Troerinnen, die in Str. 13 vielleicht zum Abschluß als miteinfallend gedacht werden können, um so passender, als eine von ihnen, Kassandra, zuletzt das Wort hatte.

Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern,
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Toten!“

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis grausend schwingt.
„Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.“

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.[1]
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
„Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.“ —

„Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.[2]

[1] Vgl. S. 288, Anm. 1.
[2] Wie dem Agamemnon.

Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!"
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
„Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue."

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid[1] und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
„Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat." —
„Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen." —

„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen",
Ruft Oileus' tapfrer Sohn[2],
„Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit, das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!" —
„Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut',
Wer das Lebenslos gewonnen!" —

---

[1] Hier Menelaos.

[2] Der jüngere Ajax, sehr geeignet zu solcher Anklage der Götter, da er sich nach der „Odyssee" (IV, 500) durch ein lästerndes Wort gegen die Götter seinen Tod zuzog.

[1]„Ja der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten[2],
War in deinem Arm das Heil,
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu teil.“[3] —
„Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!“

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem[4] des Weins:
„Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“ —
„Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn[5] das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.“ —

„Weil des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen“,
Hub der Sohn des Tydeus[6] an;

---

[1] Die folgenden Verse spricht Teukros, der Halbbruder des großen Ajax (des Telamonsohnes). Daß der Redende nicht genannt wird, ist auffallend.

[2] Als die Troer Feuer in die griechischen Schiffe warfen, war Ajax der einzige Held, der sich ihnen mutig entgegenstellte.

[3] Im Streit um die Waffen Achills, die der Tapferste erhalten sollte, trug Odysseus, der „schlaue, vielgewandte“, über Ajax den Sieg davon, was für diesen die Veranlassung zu seinem Selbstmorde wurde.

[4] Der Sohn Achills, der dem toten Vater ein Trankopfer darbringt.

[5] Das „denn“ ist verständlich, sobald man die Zeile konzessiv faßt: denn, wenn auch das Leben flieht, die Toten leben in der Erinnerung der Nachwelt fort.

[6] Auch hier ist die Zuteilung dieser edelmütigen Worte gerade an Diomedes überaus treffend dem Charakter des Helden angepaßt, der bei Homer als eine besonders edle und ritterliche Gestalt erscheint.

„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel;
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!“ —
„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.“

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba[1]:
„Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.“ —
„Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.“ —

„Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!“ —
„Denn solang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.“

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.

[1] Der gefangenen Gemahlin des Königs Priamos

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.“ —
„Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!“

205. Aus „Wilhelm Tell“.

1804.

1. Lied des Fischerknaben.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen:
„Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.“

2. Lied des Hirten.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,

Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

3. Lied des Alpenjägers.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.

Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

4. Jägerliedchen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz' gezogen
Früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

5. Gesang der Barmherzigen Brüder.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen.

206. Berglied.[1]

1804.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke[2], hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen[3].
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor[4],
Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

---

[1] Eine Beschreibung des Aufstiegs auf den Gotthardpaß von Amsteg oder Wasen aus bis auf die Höhe.

[2] Die sogenannte Teufelsbrücke.

[3] Vermessen.

[4] Das sogenannte „Urner Loch", ein alter Tunnel, durch den die Straße unerwartet in das freundliche Thal von Andermatt oder Urseren führt.

Vier Ströme[1] brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken[2] ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin[3] hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone.
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Anmerkung. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.

207. Wilhelm Tell.

1804.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,

[1] Reuß, Rhone, Tessin, Rhein. Daß sie sich ewig verloren bleiben, ist insofern ungenau, als sich die Reuß durch die Aar wieder mit dem Rhein vereinigt.

[2] Ob hiermit zwei von den zahlreichen Felshörnern, die den Gotthardpaß umgeben, gemeint sind, läßt sich nicht entscheiden.

[3] Die höchste Spitze, die man hier sieht, ist das Mutthorn. Ob Schiller dies gemeint hat, ist unsicher. Er hat wohl hier seine Phantasie freier schalten lassen und vielleicht an die Jungfrau gedacht, die freilich von keinem Punkte der Paßhöhe sichtbar ist.

Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir[1] freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

208. Der Alpenjäger.

1804.

„Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft[2]." —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!" —

„Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang." —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!" —

„Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!" —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

---

[1] Angeredet ist der damalige Kurfürst von Mainz, Karl von Dalberg (früher Koadjutor, vgl. S. 150, Anm. 1). Schiller trug ihm diese Verse am 22. April 1804 in ein geschriebenes Exemplar des „Wilhelm Tell" ein das er ihm sandte.

[2] Krümmung, Ufer.

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle[1].

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden“,
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Herde?“

---

[1] Mit dichterischer Freiheit für Gemse.

209. Einem Freunde ins Stammbuch.

Herrn von Mecheln aus Basel.

1805.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! Für beide bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Los.

Anmerkungen.[1]

1. **Hektors Abschied** (S. 9). Gedichtet für Amalia in den „Räubern" II, 2. Quelle: „Ilias" VI, 390—502. Das Gedicht ist dramatisch belebt durch Verlegung in die Zeit nach dem Tode des Patroklos, so daß der drängende Schluß als ein Abschied für ewig erscheint. — Zu V. 24. Vielleicht hat Schiller an „Ilias" XXII, 390 gedacht, wo Achill in Bezug auf Patroklos sagt: „Wenn man auch der Toten vergißt in Aides Wohnung, dennoch werd' ich auch dort des trautesten Freundes gedenken."

2. **Amalia** (S. 10). Klage Amalias um den verlorenen Geliebten in den „Räubern" III, 1.

3. **Brutus und Cäsar** (S. 10). Aus den „Räubern" IV, 5. Nahegetreten war dem Dichter der Gegenstand durch Shakespeare, und die beiden Gestalten haben ihn überaus viel beschäftigt: wie oft führen die Personen im „Fiesko" den Brutus und noch Wallenstein den Cäsar im Munde! Vgl. auch Schiller an Körner 2. Febr. 1789 (Jonas II, 218).

4. **Eine Leichenphantasie** (S. 12). An den Vater des Verstorbenen, Hauptmann von Hoven, schrieb Schiller am 15. Juni 1780 einen Trostbrief. — Die beiden letzten Strophen erinnern in Gedanken und Ausdruck an Goethes „Werther" (letzter Brief an Lotte): „Ich stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile s c h n u r r e n d unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter-

---

[1] Wir benutzen folgende Abkürzungen:

Archiv = Archiv für Litteraturgeschichte. Bd. 1—2 herausg. von Gosche, Bd. 3—15 herausg. von Schnorr von Carolsfeld.

Boxberger = Schillers Werke. Erster und zweiter Band (Deutsche Nationallitteratur, Band 118 und 119). Berlin und Stuttgart, Spemann, o. J.

Brahm = Schiller. Von Otto Brahm (Berlin, Hertz, 1888—92, Bd. 1 u. Bd. 2, 1. Hälfte)

Braun = Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von Julius W. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1882.

Charlotte = Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart, Cotta, 1860.

Düntzer = Schillers lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer. Zweite und dritte Auflage, Leipzig, Wartig, 1874—1893.

Goedeke = Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Von Karl Goedeke. Stuttgart, Cotta, 1868—1872

scholle r te und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und d u m p f e r und immer d u m p f e r, und endlich bedeckt war."

5. **Elegie auf den Tod eines Jünglings** (S. 14). Das Gedicht wurde im Namen und auf Kosten der Stuttgarter medizinischen Freunde des Verstorbenen gedruckt; es erregte wegen der herben Schilderung der Welt und der starken Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, die die erste Fassung weit greller enthielt, beim Publikum vielfach Anstoß. Schiller selbst schreibt darüber launig an seinen Freund Friedrich von Hoven am 4. Februar 1781 (Jonas I, 33): „Die Fata meines Carmens verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Totlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Bruder! ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!" — Mit Strophe 6 sind zu vergleichen Karl Moors Worte („Räuber" III, 2): „Das bunte L o t t o des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, B r u d e r, das Thränen in dein Auge lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt."

6. **Phantasie an Laura** (S. 18). Der Anfang des Gedichts stimmt zum Teil fast wörtlich überein mit einer Stelle in der Rede, die der „Eleve Schiller" am 10. Januar 1780 zum Geburtsfeste der Gräfin von Hohenheim über das vom Herzog aufgegebene Thema „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" hielt. Ähnlich in der „Theosophie des Julius": „Liebe, ... der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, ... ist

---

Hoffmeister = Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke. Von Dr. Karl Hoffmeister. 5 Bände. Stuttgart, Belz'sche Buchhandlung, 1838.

Hoffm. Nachl. = Schillers Werke. Supplemente aus seinem Nachlaß. Von K. Hoffmeister. 4 Bändchen. Stuttgart, Cotta, 1840—1841.

Jonas = Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. (Bisher 4 Bände, seit 1892.)

Kalender = Schillers Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta, 1865.

Minor = Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, seit 1890.

Putsche = Schillers Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert von Dr. Karl Eduard Putsche. Leipzig, Wartig, 1884.

Viehoff = Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen u. s. w. zurückgeführt von Heinrich Viehoff. Vierte Auflage. Stuttgart, Conradi, 1872.

Weltrich = Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Von Richard Weltrich Stuttgart, Cotta. Seit 1885.

der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen" u. s. w. Vgl. auch S. 43, Anm. 1. Die Idee selbst geht schließlich auf die Lehre der ältesten griechischen Philosophen zurück, besonders auf die des Empedokles, wonach die Sonderung und Verbindung der ursprünglich im Chaos ungeordneten und gestaltlosen Elemente ein Werk der Liebe (ἔρως) war.

10. **Die Kindesmörderin** (S. 23). Das Thema lag in der Zeit. Gegenüber den strengen Strafen und schimpflichen Bußen, die Staat und Kirche auf den Kindesmord setzten, hoben Dichter und Menschenfreunde zur Milderung des moralischen Urteils die Verführung und die Leidenschaft hervor. Vgl. Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", H. L. Wagners „Kindesmörderin", Goethes Gretchen. Pestalozzis Schrift: „Über Gesetzgebung und Kindesmord", die erst 1783 erschien, kann Schiller allerdings nicht gekannt haben, wohl aber einen Aufsatz in Haugs „Schwäbischem Magazin" von 1780 über denselben Gegenstand. Die nächste Veranlassung zu dem Gedichte war vielleicht Stäudlins: „Seltha, die Kindesmörderin" im „Musenalmanach" auf 1782. Vgl. Weltrich I, S. 534.

12. **Der Triumph der Liebe** (S. 29). In der anonymen Selbstanzeige der „Anthologie" im „Wirtembergischen Repertorium" bemerkt Schiller, daß dies Gedicht „wahrscheinlich auf Veranlassung der ‚Nachtfeier der Venus' von Bürger geschrieben" sei. Diese, zuerst 1773 erschienen, geht ihrerseits bekanntlich auf das fälschlich dem Catull zugeschriebene „Pervigilium Veneris" zurück („Cras amet, qui numquam amavit, quique amavit, cras amet"). Während aber Bürgers Gedicht sich im Gedankengange dem lateinischen Original so weit anschließt, daß es trotz der völlig freien Behandlung des Einzelnen immerhin als eine Nachdichtung gelten muß, zeigt sich bei Schiller die Anlehnung kaum in ein paar Äußerlichkeiten, die ganze Anlage dagegen ist völlig anders und ihm eigentümlich.

16. **Die Größe der Welt** (S. 37). In Str. 4 u. 5 ist die umgekehrte Verteilung der Worte an die Redenden, wie sie meist angenommen wird, gegen den Sinn. Die oben gewählte muß als die richtige bezeichnet werden, denn 1) schließt sich das „Halt' an!" natürlicher dem Fortgang der Erzählung an, 2) würde man sonst die Absicht des zweiten Sonnenwanderers gar nicht erfahren, 3) würden die Worte „Zum Gestade" rc. eine müßige Wiederholung sein, während sie so dem Wanderer ein Spiegelbild seines eigenen Vorhabens bieten und dem Leser durch die wörtliche Übereinstimmung mit Str. 1 die Unendlichkeit nach beiden Seiten hin fühlbar machen.

18. **Das Geheimnis der Reminiszenz** (S. 39). Die Vorstellung der Zurückerinnerung an einen Zustand vor unserer Geburt ist platonisch (ἀνάμνησις), und der besondere Gedanke des Gedichts stammt aus Platons „Gastmahl", wo Aristophanes einen Mythos vorträgt, nach dem die Menschen ursprünglich Doppelwesen waren und erst später von Zeus zerschnitten wurden, woher den so entstandenen Teilen noch eine geheimnisvolle unüberwindliche Sehnsucht zu einander innewohne.

21. **Die Freundschaft** (S. 43). Die Gedanken des Gedichts sind in den „Philosophischen Briefen", namentlich in der „Theosophie des Julius", enthalten (vgl. auch zu Ged. 6, S. 18), vor allem der Schlußgedanke unter der Überschrift „Gott": „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott" 2c. Vgl. auch Brief an Reinwald vom 14. April 1783 (Jonas I, 113): „Liebe, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug" 2c. — Die drei letzten Zeilen setzte Hegel an das Ende seiner „Phänomenologie des Geistes".

27. **Der Kampf** und 28. **Resignation** (S. 56 und 57). Minor II, 347: „Daß die beiden ungestümsten Dichtungen, welche jemals aus Schillers Feder geflossen sind, dem Verhältnis zu Charlotte von Kalb entsprungen sind, duldet keinen Zweifel." Schiller selbst hatte bei der ersten Veröffentlichung in der „Thalia" 1786 den Leser irre geführt, indem er zu dem ersten den Zusatz machte: „Als Laura vermählt war im Jahre 1782", zu dem zweiten: „Eine Phantasie", und hinzufügte: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann: und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten." In der ersten Ausgabe der Gedichte (1800) setzte er die Jahreszahl 1786 dazu; beides offenbar in der Absicht, die Beziehung auf Frau von Kalb zu verstecken. Daher war dieselbe oft verkannt worden. Der Mannheimer Buchhändler Schwan, um dessen Tochter Margareta Schiller sich von Leipzig aus unterm 24. April 1785 bewarb, hat später am Rand des Briefes bemerkt: „Laura in Schillers ‚Resignation' ist niemand anders als meine älteste Tochter." Und Wilhelm von Humboldt sagt im Vorwort zum Briefwechsel S. 42, man könnte die „Resignation", die „zu dem Besten gehört, was wir von ihm besitzen,

nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen". — „Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüts ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu sein scheint." Dagegen behauptete Hoffmeister mit Recht, daß das Gedicht Schillers eigenes, „mit tiefstem Gefühl ausgesprochenes Glaubensbekenntnis" enthalte und die „Gesamterfahrung seines bedrängten Lebens" ausspreche; er war aber durch die von Schiller angegebene Jahreszahl noch so getäuscht, daß er es wirklich in die Dresdener Zeit setzte und hinzufügte: „Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommnet, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm." Vielmehr müssen sowohl „Der Kampf" als „Resignation" in die Zeit fallen, wo sich sein Verhältnis zur Frau von Kalb immer leidenschaftlicher gestaltete und zuletzt damit endigte, daß er sich entschloß, Mannheim zu verlassen und ihre Nähe zu fliehen; das waren die letzten Monate des Jahres 1784 bis zum Februar 1785, wo er sich von ihr losgerissen zu haben scheint. Vgl. Minor II, 333—353. — Eine Besprechung der „Resignation" von C. F. Benkowitz aus dem Jahre 1790 s. bei Braun I, 284. Der Verfasser erschrickt vor dem Schlußgedanken; von der tief sittlichen Bedeutung des Wortes „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" hat er keine Ahnung. — Das Wort „Et in Arcadia ego" schrieb der Maler S c h i d o n e (gest. 1615) auf eins seiner Bilder; Goethe setzte „Auch ich in Arkadien" als Motto seiner „Italienischen Reise" voran; R ü c k e r t (Lenz, „Aprilreiseblätter" 20) beginnt mit Schillers erster Zeile ein Sonett, welches ebenfalls mit dem Gedanken schließt, daß nur ideale Güter („die Poesie") den Menschen zum Glück führen.

29. **An die Freude** (S. 61). Das Gedicht ist hervorgerufen durch die beseligende Stimmung, die den Dichter in Leipzig ergriff, als er mit dem neuen Freundeskreise vereint war. Es fand fast allgemein begeisterte Aufnahme im Publikum. Selbst Fr. L. von Stolberg gesteht in demselben Aufsatze, der die „Götter Griechenlands" so hart verurteilt (vgl. zu Ged. 33): „Bis zu Wonnethränen hat mich Schillers Rundgesang an die Freude gerührt. — Hat der Dichter zwo Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wähnte? Bläst er aus einem Munde kalt und warm?" (Braun I, S. 213). Schiller selbst urteilte später sehr ungünstig über das Gedicht (vgl. Brief an Körner vom 21. Oktober 1800).

30. **Bittschrift** (S. 64). Verschiedene andere Darstellungen des Vorgangs mit allerhand Abweichungen ohne wesentlichen Belang findet man bei Goedeke IV, S. 17.

32. **Die unüberwindliche Flotte** (S. 66). Louis Sébastien Mercier (1740—1814) schrieb 1785 ein dramatisches Gedicht: „Portrait de Philippe second" und dazu einen „Précis historique". Letzteren übersetzte Schiller in der „Thalia" 1786. Bei Erwähnung des Untergangs der Armada sagt Mercier: „Voici de quelle manière un poète a peint cet événement" und gibt alsdann eine Darstellung in poetischer Sprache, aber nicht in Versen, an die Schiller sich in seinem Gedicht ziemlich genau angeschlossen hat; nur Str. 4 ist ganz frei hinzugedichtet, um den berechtigten Freiheitsstolz und die selbsterrungene Größe Englands hervorzuheben. Zum Schluß knüpft Mercier an die Worte des Dichters „Le Tout-Puissant souffla" die Bemerkung über die Denkmünze an, die Schiller ebenfalls übernahm. Doch ist Schillers Anmerkung insofern ungenau, als die Denkmünze, wie Düntzer bemerkt, nicht von der Königin Elisabeth, sondern in Holland geschlagen wurde, und die Inschrift nicht „dissipati sunt", sondern „dissipantur" schließt. Vgl. Goedeke IV, S. 110. — Wer der „poète" sei, dessen Gedicht Mercier umschreibt, war unbekannt, bis Manchot in seiner Schrift „Martin Crugot" (Bremen 1886) das Original nachwies, und zwar in einem deutschen Schriftsteller. Martin Crugot (1725—90), Hofprediger beim Fürsten von Carolath in Schlesien, gab in seiner Schrift „Der Christ in der Einsamkeit" (1756) zum Lobe der Allmacht Gottes eine Schilderung, die Mercier zu Grunde gelegen hat. Sie beginnt: „Sie brauset durch die Fluten daher, jene schreckliche Flotte, oder vielmehr das furchtbare Heer schwimmender Schlösser. Sie heißt auf Erden die Unüberwindliche, und sie heißt es dem Ansehen nach mit Recht. Das Weltmeer weicht unter ihrer Last. Mächtige Winde befördern nur langsam ihren majestätischen Gang" und schließt ebenfalls: „Der Allmächtige blies und zerstäubete die Unüberwindliche wie Spreu, welche der Wind zerstreuet." Mercier hat Crugots Buch wahrscheinlich in einer 1770 zu Lausanne erschienenen Übersetzung kennen gelernt. — Schiller hatte in der „Thalia" Merciers ganze Anmerkung fortgelassen, aber in einer eigenen Anmerkung sein Gedicht mit den Worten gegeben: „Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen." Im 2. Bande der Gedichte (1803) machte er zur Überschrift den Zusatz: „Nach einem älteren Dichter." Danach hat er von Crugot schwerlich etwas gewußt, sondern nur Mercier vor Augen gehabt. — Zu V. 9 u. 10 vgl. Mercier: „La terreur, qu'elle inspire, consacre ce nom."

33. **Die Götter Griechenlands** (S. 68). Schiller an Körner 17. März 1788: „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht. Du wirst es im März des ‚Merkur' finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, die Wieland ganz betroffen hat, wird dir neu daran sein.“ Am 5. Mai 1793, als er die Ausgabe einer Auswahl seiner Gedichte vorbereitete, schreibt er über die dazu nötige „Revision“ an Körner: „Ich fürchte, die Korrektur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektion hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit 15 Strophen darin zufrieden bin.“ Veröffentlicht wurde diese zweite Bearbeitung erst 1800 bei Herausgabe der Gedichte, und sie enthält von den ursprünglichen 25 Strophen in der That nur 14, zu denen zwei völlig neu gedichtete hinzukamen, die jetzigen Strophen 6 und 16.

Die Streichungen und Änderungen gingen zwar zum Teil aus äußerlichen Gründen hervor; besonders galt es die Beseitigung der allzu großen Länge. So war die Vergleichung mit der heutigen Welt durch eine ausgedehnte Reihe von Komparativen („Werter war durch eines Gottes Güte, Teurer jede Gabe der Natur“) recht ermüdend, zuweilen auch sachlich unhaltbar, wenn z. B. selbst das Band der Ehe im Vergleich mit der unsrigen nicht bloß „sanfter“, sondern auch „heiliger“ genannt wurde. Aber vornehmlich war es Schillers Bestreben, alles auszuscheiden, was das religiöse Gefühl des Lesers beleidigen mußte. Denn in der ersten Abfassung war eine Anzahl von Stellen, die an der modernen Natur- und Gottesauffassung nicht bloß den Mangel für Phantasie und Gefühl hervorhoben (was ja dichterisch berechtigt war), sondern die positiv herabsetzende oder tadelnde Züge enthielten. Es mußte notwendig verletzen, wenn Gott ein „heiliger Barbar“ genannt wurde, der „nach der Geister schrecklichen Gesetzen“ richte, „dessen Augen Thränen nie benetzen“ u. dgl. Diese und ähnliche Stellen waren es, die bei vielen Zeitgenossen heftigen Widerspruch, ja Abscheu hervorriefen. Friedrich Leopold von Stolberg erklärte im „Deutschen Museum“, August 1788 (Braun I, 208), er möchte „lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied ihm den Ruhm des großen Homers zu geben vermöchte“. Es fehlte nicht viel, daß man den Dichter geradezu des Polytheismus zieh. Dieselben Stellen hatte auch Körner im Auge, als er am 25. April 1788 an den Freund schrieb, er wünsche einige „Aus-

fälle" weg, welche „zum Wert des Gedichts nicht beitragen" und ihm „ein Ansehen von Bravour geben", dessen Schiller „nicht bedürfe, um seine Arbeiten zu würzen". Er fügt hinzu: „Ich wünschte mir dein Talent, um ein Gegenstück zu machen." Dies that wirklich Franz von Kleist im „Teutschen Merkur" 1789 (III, 113): „Lob des einzigen Gottes, ein Gegenstück zu Schillers Gedicht ‚Die Götter Griechenlands'", ein poetisch unbedeutendes Erzeugnis, welches zu seinem Sprachschatz außer Schillers Gedicht vornehmlich Bürgers „Hohes Lied von der Einzigen" benutzt. Ebenso von Benkowitz in Archenholz' „Litteratur- und Völkerkunde", September 1789. — Dagegen wurde Schiller verteidigt von J. J. Stolz, einem schweizerischen Pfarrer, der nur den „heiligen Barbaren" anstößig fand, und in einer Anzeige der Stolzschen Besprechung in der „Allgemeinen Litteraturzeitung", April 1792 (Braun I, 332).

Die einzige Stelle, die auch in der neuen Fassung Anstoß erregen kann, ist der Anfang von Strophe 13, namentlich V. 99: „Einen zu bereichern unter allen", da hierdurch der unendliche eine Gott auf eine Stufe mit jenen menschenähnlichen Bildern der Phantasie gerückt wird. Viel stärker freilich trat dies in der unterdrückten Strophe (23) hervor, wo es hieß, daß jetzt „ein andrer in des Äthers Reichen auf Saturnus' umgestürztem Thron herrsche". Wenn Gott ebendort „freundlos" genannt und von ihm gesagt wurde, „er sehe in dem langen Strom der Zeiten ewig nur sein eignes Bild", so ist bemerkenswert, daß Schiller in der Schlußstrophe von Gedicht 21 („Die Freundschaft") genau denselben Gedanken, weit wahrer und tiefer, gerade als das Höchste und Herrlichste der Gottesidee hervorhob. Richtiger war in Strophe 24 das Verhältnis bezeichnet: „Bürger des Olymps konnt' ich erreichen — Was ist neben dir der höchste Geist?" rc. Aber auch diese Zeilen wurden mit Recht gestrichen. Höchst kurzsichtig ist es, daß nicht wenige neuere Beurteiler (Hoffmeister, Viehoff, Düntzer) Schillers bewunderungswürdigen Takt bei dieser Umarbeitung verkennen oder gar der früheren Fassung des Gedichts den Vorzug geben. — V. 8 steht wörtlich so in Bürgers „Nachtfeier der Venus". Vgl. zu Ged. 12 (S. 317).

34. **Einer jungen Freundin ins Stammbuch** (S. 72). Ursprünglich unterm 3. April 1788 in das Stammbuch Charlottes geschrieben, als sich diese eine Zeitlang am Hofe zu Weimar aufhielt.

35. **Die berühmte Frau** (S. 73). Zuerst erwähnt im Brief an Körner vom 12. Juni 1788 (Jonas II, 75). Über die Veranlassung ist nichts bekannt. W. Fielitz führt einen Brief Lottens von Lengefeld an Schiller vom 2. Dezember 1788 an, worin sie von Sophie von La Roche spricht,

deren Ankunft in Weimar man erwartet hatte: „Wenn Sie noch bei uns wären", fährt sie dann fort, „könnte es geschehen; sie würde sich gern für Ihr schönes Bild bedanken." Dies „Bild" wäre dann eben unser Gedicht. Doch ist die Vermutung sehr unsicher.

36. **Die Künstler** (S. 78). Erste Erwähnung des Gedichts im Brief an Körner vom 20. Oktober 1788 (Jonas II, 132). Am Vorabend seines Geburtstages las er es den Schwestern Charlotte von Lengefeld und Karoline von Beulwitz vor. Am 12. Januar 1789 schickt er das fertige Gedicht an Körner, doch betrug es (nach dem Brief vom 25. Februar 1789) etwa nur ein Dritteil des späteren Umfangs und begann mit den Versen, die jetzt „Die Macht des Gesanges" eröffnen. Er hatte schon viel darin gestrichen, weil es ihm zu sehr anschwoll. Körner beschwor ihn, dem Gedicht ja „den Grad von Vollendung zu geben, den es verdiene". Am 2. Februar 1789 schreibt Schiller: „Die ‚Künstler' habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor, und was sie heute nicht werden, werden sie nie." Aber die Hauptumarbeitung sollte nun erst kommen, und zwar durch den Einfluß Wielands, dem Schiller das Gedicht für seinen „Merkur" geben wollte. Seine Einwirkung ist an zwei Stellen sehr bedeutend: erstens da, wo von der Wiederauflebung der Künste die Rede ist. Hier fügte Schiller (Brief an Körner vom 9. Februar 1789) „ein ganz neues Glied" ein; Wieland nämlich habe den Gedanken ausgesprochen, daß die Kunst nicht bloß zur Kultur führe, sondern auch selbst die höchste Vollendung aller geistigen Bildung sei: „Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde." Sehr bezeichnend fährt er fort: „Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, *und für mein Gedicht vollends wahr genug*. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen." Hiernach sind damals die Strophen 26—28 (V. 383—442) eingeschaltet worden. Auch sonst hatte er wichtige Änderungen vorgenommen, namentlich die „Hauptidee des Ganzen", die „Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit" nun erst zur „herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit" gemacht, die er „dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen" lasse. „Ich bin doch gar sehr begierig", ruft er aus, „was du *nun* zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesichte bekommst." Aber Körner bekam sie in dieser Form nicht zu sehen. Denn inzwischen erfolgte die zweite Unterredung mit Wieland, die eine noch größere Umwälzung hervorbrachte. An Lotte (12. Februar) heißt es: „Einige vorher sehr wert gehaltene Strophen

ekelten mich an“, und an Körner (25. Februar) berichtet er, er habe das Gedicht fast ganz durcheinander geworfen, und der Freund werde sich über das „Jüngste Gericht“ wundern, das darüber gehalten worden sei. „Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet.“ Es handle sich um den Ursprung und Fortgang der Kunst und um die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt habe. Danach ist nun erst der ganze Abschnitt Strophe 9—21 (V. 103—315) entstanden, der uns heute der Hauptteil des Ganzen dünkt, und dazu wohl auch Strophe 22, da nach der Unterbrechung eine neue Apostrophe an die Künstler notwendig wurde. Das sind zusammen 14 Strophen, und dieselbe Zahl nennt in der That Schiller in dem Brief vom 12. Februar an Lotte (Jonas II, 230). Es würden sich also als die ursprünglichen Teile, die Körner am 12. Januar erhielt, herausstellen die Strophen 1—8, 23—25, 29—31, zusammen 193 Verse, während das neu Hinzugekommene 288 Verse beträgt. Schiller schreibt an Körner (25. Februar): „Es beträgt jetzt dreimal so viel, als du gelesen hast, und Verschiedenes, was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst.“ Das stimmt hiernach so gut, als man es bei solchen Angaben erwarten kann. Körner war über Schillers Eifer und Ausdauer sehr erfreut. „Meine Erwartung“, schreibt er am 18. Februar, „wird immer mehr gespannt. Es kann dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, ein Pendant dazu zu liefern.“ Gelesen hat er es erst wieder, als es gedruckt war (Anfang März), so daß seine weiteren Bemerkungen auf die Gestaltung keinen Einfluß mehr hatten. Er setzte es über alle bisherigen Gedichte Schillers. Auf einzelne Bedenken antwortete Schiller eingehend unterm 30. März (Jonas II, 265). — Von öffentlichen Besprechungen des Gedichts ist besonders erwähnenswert die von A. W. Schlegel in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste“ 1791, die sehr eingehend und von Anerkennung und Bewunderung voll ist. (A. W. v. Schlegels Sämtliche Werke, Bd. VII, Leipzig 1846, S. 3 ff.). — Als Schiller 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigte, fühlte er sich von den „Künstlern“, obwohl er „noch sehr viel philosophisch Richtiges“ darin fand, doch „gar zu wenig befriedigt“ (Brief an Körner, 27. Mai 1793). Dies Urteil erklärt sich aus der raschen Entwickelung des Dichters gerade in dieser Zeit. Bei der Herausgabe seiner Gedichte ließ er das Gedicht beim ersten Bande (1800) ganz fort, in den zweiten dagegen (1803) nahm er es unverändert auf. — Zum ein-

zelnen: V. 15. „Des Lebens öder Strand“ steht in ganz ähnlichem Sinne bei Lessing, „Nathan“ V, 3. — V. 18. Vgl. in der Abhandlung „Von dem moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ (1796): „Alle jene rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüte verwiesen“ ꝛc. — V. 60. Vgl. Ovid, Metamorphosen II, 40, wo der Sonnengott den Strahlenkranz vom Haupte nimmt, damit sein Sohn Phaëthon seinen Anblick ertragen könne. — V. 103 ff. Vgl. den 24. Brief über ästhetische Erziehung, wo es von dem Wilden heißt: „Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorbeigehen. Er sieht in der herrlichen Fülle der Natur nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seine Feinde. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie in sich reißen [vgl. Vers 177] in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich mit Verabscheuung. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben.“ — V. 187 f. Anklang an Ovids Verse („Metamorphosen“ I, 85): „Os homini sublime dedit caelumque tueri iussit et erectos ad sidera tollere vultus“, die Schiller schon als Motto auf seine akademische Abhandlung („Über den Zusammenhang der tierischen Natur“ ꝛc.) gesetzt hatte. — V. 225 ff. Vgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wenn die Natur des Fadens ew’ge Länge Gleichgiltig drehend auf die Spindel zwingt“ ꝛc. — V. 252. Schiller an Körner 30. März 1789: „Ich habe an dieser Stelle ein Gleichnis Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt von einem, der dem Tode nahe war: Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne.“ — V. 281. Der Zusammenhang verlangt durchaus als Subjekt in „die sie ihm geliehn“ die Kunst, was aber grammatisch unmöglich ist. Alles wäre in klarer Ordnung, wenn man statt „sie“ schriebe „ihr“, d. h. die Künstler, die ja auch V. 275 angeredet sind. — V. 335. Vgl. „Don Karlos“ III, 10: „Ihn, den Künstler, wird man nicht gewahr.“ — V. 344. Vgl. Goethes erstes Epigramm aus Venedig: „Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben ꝛc. So überwältiget Fülle den Tod.“ Beides geht zurück auf Herders Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“, vornehmlich im 9. Brief (Suphan 15, 467). — V. 404. Vgl. Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ 19, 7: „Was wär’ ein rechter Mann? der mit dem Kern sich nährte der ganzen Wissenschaft und den zur Kunst verklärte.“

37. **In das Foliostammbuch eines Kunstfreundes** (S. 95). Zuerst gedruckt im „Morgenblatt“ 1808. Die Zeit der Abfassung ist un-

sicher. Goedeke vermutet, daß das Gedicht während Schillers Aufenthalt in Stuttgart entstanden und für den Stuttgarter Kaufmann und Kunstfreund Rapp bestimmt gewesen sei. Für diese Zeit spricht auch die äußere Form. Die Freiheit in Verslänge und Reimstellung (wie sie sich z. B. in den „Künstlern" findet) hat Schiller einige Male in kleineren Gedichten lehrhaften Tones angewendet (so Gedicht 38, 48, 57, 155), nach 1796 aber niemals wieder. Danach ist Hoffmeisters Vermutung, daß Gedicht sei 1804 entstanden, sehr unwahrscheinlich.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). An Goethe, 12. Juni 1795: „Der Übergang von einem Geschäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indessen habe ich mir so gut es geht eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche ‚Poesie des Lebens' überschrieben ist und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, grenzt." — Es kann sein, daß in den einleitenden Strophen der „Künstler" ursprünglich der Gedanke unseres Gedichtes noch mehr zum Ausdruck kam. Vgl. Brief an Körner vom 22. Januar 1789 (Jonas II, S. 210).

39. **Die Macht des Gesanges** (S. 96). Die Eingangsverse stammen aus der ersten Abfassung der „Künstler" von 1788 (vgl. Körner an Schiller, 2. September 1795). — Das Bild der dritten Strophe, welche Schiller für die beste des Gedichtes erklärte, erinnert an das 24. Buch der „Ilias", wo der Eindruck, den das plötzliche Erscheinen des greisen Priamos auf Achill macht, so beschrieben wird: „Wie wenn ein Mann, mit schwerer Blutschuld belastet, in die Fremde flieht und unerwartet in das Haus eines begüterten Mannes tritt, wie dann alle verstummen und voll Staunen auf ihn blicken, so staunte Achill" ꝛc.

41. **Odysseus** (S. 98). Herder rühmte die „hohe Simplizität" dieses Epigrammes, um das er Schiller beneide. — Man kann in Odysseus das Bild eines Menschen finden, der ein lange erstrebtes, endlich erreichtes Ziel aus irgend einem Grunde anfangs verkennt, weil ja (nach den Worten des Pfarrers in „Hermann und Dorothea") oftmals „die Erfüllung nicht die Gestalt des Wunsches hat". Aber wenn Düntzer die Vergleichung des Gedichtes schief findet, so kann dieser Tadel doch nur den von ihm selbst hineingelegten Gedanken treffen, denn der Dichter macht gar keine Vergleichung (also auch gewiß keine schiefe), sondern gibt nur den ergreifenden Eindruck wieder, den der Leser des 13. Buches der Odyssee empfindet.

44. **Der Tanz** (S. 99). Zu dem Namen „Nemesis", V. 25, vgl.

Herders Abhandlung „Nemesis", worin diese als die „Göttin des Maßes und Einhaltes" bezeichnet wird.

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Ob ein bestimmter Spruch des chines. Weisen Konfutse (um 500 v. Chr.) zu Grunde liege, ist nicht bekannt.

48. **Pegasus im Joche** (S. 101). Wilhelm von Humboldt an Schiller, 18. August 1795: „Der ‚Pegasus' hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht." Auch Körner lobt das Gedicht (2. Sept. 1795), nur wollte ihm die Erscheinung Apolls nicht gefallen, er würde anders schließen, etwa mit dem Hungertode des Pegasus. Aber Schiller erwiderte: „Apoll ist darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das ist eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stückes im Munde Apolls wegbleiben sollte." Er werde jetzt da endigen, wo Apoll das Pferd besteige. Der Schluß lautete hiernach ursprünglich anders, den Wortlaut wissen wir nicht. — Streicher sagt in „Schillers Flucht von Stuttgart", S. 126: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung ‚Pegasus im Joche' unmöglich so getreu darstellen, so natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut war, recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es sich bezieht."

50. **Die Johanniter** (S. 104). Schiller hat zu Niethammers Bearbeitung der „Histoire des Chevaliers de Rhode et aujourd'hui de Malte" von René Aubert de Vertot (1726) eine Vorrede geschrieben (1792), worin es heißt: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit diese Heldenschar heimkehrt und ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienste eines Wärters vertauscht, wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten Geduld, Selbstbeherrschung, Barmherzigkeit üben, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gotteswillen die Speise reicht, — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, kann sich einer innigen Rührung erwehren? — Es ist der christlichen Religion der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt!"

53. **Die Ideale** (S. 105). Schiller am 7. Sept. 1795 an Wilhelm von Humboldt, der in dem Gedichte „die gedrängte Fülle, den Schwung, den

raschen Gang" vermißt hatte: „Was Sie über die ‚Ideale' urteilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die ‚Ideale' sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. — Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Überhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last" ꝛc. Goethe hat bekanntlich von sich gesagt, daß er alles, „was ihn freute oder quälte oder sonst beschäftigte", in ein Bild, ein Gedicht verwandelt und sich dadurch davon befreit habe; er gibt also genau das als den Charakter seiner eigenen Poesie an, was Schiller hier (im Tone des Tadels) von unserem Gedicht hervorhebt. Es ist danach sehr erklärlich, daß dies Gedicht gerade Goethes Beifall am meisten fand. Schiller am 7. Sept. 1795 an Humboldt: „Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die ‚Ideale', Körner ‚Natur und Schule', Sie ‚Die Macht des Gesanges' (‚Das Reich der Schatten' [‚Das Ideal und das Leben'] rechne ich hier nicht) und Herder den ‚Tanz'."

56. **Der Abend** (S. 109). Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen." — Am 2. Oktober: „Unter Ihren Gedichten sind der ‚Abend' und das Schlußgedicht [‚Abschied vom Leser'] von sehr großer Schönheit. In dem ersteren herrscht ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Silbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt." Es ist das einzige Gedicht Schillers dieser Art geblieben (außer einigen Jugendgedichten, z. B. „Der Eroberer", auch „Die Größe der Welt", worin er den Reim mit dem antiken Silbenmaße verbindet). Das Versmaß ist von Klopstock erfunden und mehrfach gebraucht, z. B. in der Ode „An Sie" 1752.

58. **Kolumbus** (S. 110). Schiller in den „Briefen des Julius an Raphael": „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls geht der Weltentdecker

Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?" Aber der Gedanke des Gedichtes ist weit kühner und tiefer. Vgl. Humboldt (Vorerinnerung zum Briefwechsel): „Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den ‚Kolumbus' überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare innewohnende Kraft, die erhabene und tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem." — Körner, 27. September 1795: „Unter den kleineren Gedichten ist ‚Kolumbus' mein Liebling."

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Großen Beifall fand das Gedicht bei Humboldt und Körner nebst ihren Frauen. Vgl. Humboldts Brief vom 11. September 1795 und Körners vom 14. September.

60. **Abschied vom Leser** (S. 112). Die Strophen bildeten ursprünglich den Abschluß der Gedichte, welche Schiller im „Musenalmanach" für 1796 veröffentlichte (Nr. 39—60 dieser Ausgabe). Später setzte er sie ans Ende des ersten Teils seiner Gedichte (1800 und 1804), Körner ans Ende der ganzen Sammlung. Doch sind sie hierzu nicht geeignet.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Schiller an Humboldt, 9. August 1795: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit der Li [Humboldts Frau] ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen.... Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte

ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat." Humboldt erwidert am 21. August: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblichen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat? Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht" ꝛc. A. W. Schlegel veröffentlichte in der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung" 1796 eine eingehende Besprechung des Gedichtes (Schlegels Werke, Bd. X, Leipzig 1846, S. 80), die bei großer Anerkennung und Bewunderung den Sinn im ganzen treffend wiedergibt.

Das Gedicht wurde vielfach mißverstanden. „Man deutet es auf den Zustand nach dem Tode", schreibt Humboldt am 17. November 1795. Dies war mit ein Grund, warum Schiller die ursprüngliche Überschrift „Das Reich der Schatten" änderte. Er selbst gibt unzweideutig den Grundgedanken in dem Brief an Körner vom 21. September 1795 an: „Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze." Körner hatte gemeint, das Verständnis des Gedichtes setze die Kenntnis von Schillers „System" voraus, wie er es in den „Briefen über ästhetische Erziehung" entwickelt habe. Dies weist Schiller mit Recht bestimmt zurück: „Darin bin ich nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der notwendige Schlüssel dazu ist. Es harmoniert natürlicherweise damit; aber im übrigen ruht es auf den kurrenten Begriffen." — Zu V. 7 u. 8 vgl. „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", 14. Brief: „Beide Triebe nötigen das Gemüt, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnötigt, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung fesselt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens: wir lieben ihn." — Zu V. 26 vgl. Brief 15: „Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben; ... der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt." — Zu V. 29 u. 30 vgl. Brief 27: „Mitten in dem

furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spieles und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet." Brief 22: „Haben wir uns dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister. — Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll." Vgl. auch, was Goethe in der „Zueignung" zu den „Gedichten" als Wirkung des Schönen auf unser Gemüt schildert:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle."

62. **Der Genius** (S. 119). Humboldt erhielt dies Gedicht (unter der ursprünglichen Überschrift „Natur und Schule") am 21. August 1795. In seiner Antwort vom 31. August mahnt er Schiller zu größerer Genauigkeit in der äußeren Form. Es seien dies zwar Kleinigkeiten, aber es gebe Menschen, die „lamentierten, daß bloß Voß Hexameter machen könne". „Ich weiß", fügt er hinzu, „was ich über die ‚Elegien' [Goethes] habe hören müssen." Er gibt dann eine ganze Anzahl Beispiele von Fehlern in der Form (teils aus diesem, teils aus den Gedichten: „Der spielende Knabe", „Ilias", „Würden", „An einen Weltverbesserer"), die insgesamt eine andere Lesart voraussetzen als die vorliegende, d. h. durchweg von Schiller verbessert worden sind. Dieser schreibt am 7. September: „Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften." Und an demselben Tage an Cotta: „Ich muß Sie bitten, in ‚Natur und Schule' die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück schon abgedruckt sein, so müßten Kartons gemacht werden, versteht sich, auf meine Kosten. Es liegt mir allzuviel daran, jene Nachlässigkeiten im Silbenmaß zu verbessern, da Herr Voß sich einbildet, er könne allein Hexameter machen."

63. **Das verschleierte Bild zu Sais** (S. 121). Schiller in der „Sendung Moses", als deren Hauptquelle er die Schrift von Br. Decius „Die Hebräischen Mysterien" (Leipzig 1788) anführt: „Auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: ‚Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.' — In dem Innern des Tempels stellten sich dem

Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, die man den Sarg des Serapis nannte. — Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei." — Die Sage beruht auf ähnlicher Anschauung wie die Erzählung vom Baum der Erkenntnis und die mittelalterliche Faustsage, nur daß in diesen beiden Fällen der Trieb nach Genuß einen wesentlichen Beweggrund zur Sünde bildet, während es hier der bloße Trieb nach Wahrheit, „des Wissens heißer Durst" ist, der den Jüngling zur Schuld führt. Daher konnte es dem Dichter nicht gelingen, einen wirklich klaren, für unser Bewußtsein befriedigenden Sinn in die alte ägyptische Sage zu legen.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Zum Gedanken vgl. Rückert, „Vierzeilen, zweites Hundert, 36":

„Selbst auch Gott, der allgenuge,
Will geliebt von den Menschen sein.
Wähnst du in deiner Selbstheit Truge
Dir zu genügen, o Mensch, allein?"

66. **Deutsche Treue** (S. 124). J. M. Schmidt, „Geschichte der Deutschen" III, 536: „Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem dieser Überrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden."

67. **Das Höchste** (S. 125). Vgl. die Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft", wo es heißt: „Der Mensch soll als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war" ꝛc.

68. **Ilias** (S. 125). W. von Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „In der ‚Ilias' ist ein großer und sogar historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt."

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). In Schillers akademischer Antrittsrede (1789) heißt es zum Schluß: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, ... an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.... Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Das Gedicht ist im September 1795

verfaßt, am 21. wurde es an Körner gesandt. — Eine ähnliche Verknüpfung kulturgeschichtlicher Gedanken mit der landschaftlichen Umgebung findet sich in Schillers Bericht „Über den Gartenkalender“, wo er den Weg von Stuttgart nach Hohenheim eine „versinnlichte Geschichte der Gartenkunst“ nennt. Doch finden die wichtigsten Teile der Einkleidung unseres Gedichtes hier keinerlei Anknüpfung; darin hat sich seine Phantasie wohl an Örtlichkeiten aus seiner Jenaischen Umgebung angelehnt. — Die frühere Überschrift des Gedichtes in den Horen: „Elegie“, erklärt sich aus der Theorie Schillers in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) änderte er die Überschrift, die nur aus jener Theorie verständlich war, und gab dem Gedicht den jetzigen, passenderen Namen. — Zu V. 52. Der überaus treffende Ausdruck „umruhn“ steht auch in Matthisons Gedichten, die Schiller 1794 rezensiert hatte, in der „Alpenreise“ (1791): „Wie funkelt der Bäche mäandrische Flut! Wie dämmern die Hügel, von Herden umruht.“ — Zu V. 97. Simonides' Epigramm:

„Ὦ ξεῖν᾽, ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε
κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι“

lautet in Ciceros Übersetzung, die Schiller vor Augen hatte:

„Dic, hospes, Spartae nos te hic vidisse jacentes,
dum sanctis patriae legibus obsequimur.“

Zu V. 195 ff. Vgl. was Schiller am 10. September 1789 an Lotte von Lengefeld schreibt: „Wie wohlthätig ist uns diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur. — Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfodern.“ — Zu V. 200. Vgl. die Worte der Mutter in „Hermann und Dorothea“, nachdem sie von den Schrecken des Brandes vor zwanzig Jahren erzählt hat: „Allein die Sonne ging wieder herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.“ Ähnlich heißt es am Schluß von Goethes Elegie „Euphrosyne“: „Die nächtlichen Thränen fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.“ Schiller in der Abhandlung „Über das Erhabene“: „Von den großen Gestalten der Natur umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar?“

71. **Die Teilung der Erde** (S. 133). Am 16. Oktober 1795 sandte Schiller dies und „Die Weltweisen“ (Nr. 72) an Goethe, der im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt hatte gehen sollen und sich noch auf der Reise befand: „Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. ‚Die Teilung der Erde‘ hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist.“ Goethe fand beide Gedichte „sehr artig, besonders das Teil des Dichters ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich“.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Die Schlußworte erinnern an „Jungfrau von Orleans“ III, 7, wo Johanna entrüstet ist, daß der König und die Seinen, während des „Himmels Herrlichkeit sie umleuchtete“, in ihr „nichts als das Weib“ erblicken.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Voxbergers Vermutung, daß dies Gedicht ebenso wie die Votivtafeln 27 und 28 gegen Alexander von Humboldt gerichtet sei, ist sehr unwahrscheinlich. Schiller an Goethe, 13. November 1796: „Alexander von Humboldt soll über die ‚Xenien‘ recht entzückt sein, schreibt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimilieren kann.“ Danach war doch schwerlich ein Angriff auf Humboldt in dem Almanach. Erst als Humboldt im März 1797 nach Jena kam und Schiller häufiger mit ihm verkehrte, hat er sich jenes ungünstige Urteil gebildet, das er am 6. August 1797 an Körner ausspricht.

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Vgl. in der Abhandlung „Über das Erhabene“ (zuerst gedruckt 1801) folgende Umschreibung unseres Gedichtes: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, und über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ — In Ged. 61 („Das Ideal und das Leben“) wird diese erhebende Wirkung dem Schönen zugeschrieben (V. 104: „Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen“). Dieser Begriff steht also dort in umfassendem Sinne, so daß sich das Erhabene ihm

subsumiert, während hier schön im engeren Sinne, gleich anmutig, diesem koordiniert ist.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Schiller an Cotta, 25. September 1795: „Das kleine Gedicht ‚Zenith und Nadir' lassen Sie da einrücken [in die ‚Horen'], wo eine Abhandlung schließt und noch weißer Raum übrigbleibt. Ich werde Ihnen für diesen Fall künftig mehrere solche Kleinigkeiten von mir im Vorrat senden." Der Druck unterblieb aber, wie es scheint, bloß durch Zufall, und so wurde das Gedicht erst im zweiten Bande der „Gedichte" 1803 gedruckt. — Zum Gedanken vgl. den Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas I, 270). Ähnlich ist Rückerts Gedicht „Trieb nach oben und unten": „Mit deinem Wipfel reich' ins Licht und laß die Wurzel trinken."

82. **Pompeji und Herkulanum** (S. 141). Schiller an Goethe, 8. August 1796: „Haben Sie nicht eine Schrift über die Herkulanischen Entdeckungen? Ich bin jetzt gerade einiger Details bedürftig. Schon in Volkmanns Geschichte findet man, glaube ich, mehreres davon." Am 10. August schickt ihm Goethe Volkmann, „Historisch kritische Nachrichten von Italien. 1777" und empfiehlt ihm noch ein Buch von Don Marcello Venuti, das er in Jena haben könne. — Am 12. August schreibt Schiller: „Ich bin heute in ein Gedicht hineingeraten, worüber ich den Botentag rein vergessen habe." — In diesen Tagen also ist unser Gedicht entstanden. Dagegen spricht nur scheinbar der Umstand, daß es bereits auf dem ersten Bogen des „Almanachs" steht, der schon Ende Juli fertig gedruckt war. Vgl. Jonas, „Über die Abfassungszeit Schillerscher Gedichte" im „Archiv für Litteraturgeschichte" X, 143.

89. **Quelle der Verjüngung** (S. 148). In der Beurteilung von Bürgers Gedichten hebt Schiller hervor, daß durch die Poesie der Geist „der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehe".

90. **Die Geschlechter** (S. 148). Zu V. 6 vgl. Goethe im „Eislauf": „Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor."

93. **Der Genius mit der umgekehrten Fackel** (S. 150). In ganz anderer Tonart als hier spricht Schiller von dem Genius Ged. 33, 66 ff.

100. **Der griechische Genius** (S. 152). Schiller an Goethe, 2. Januar 1795: „Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studieren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist."

105. **Dithyrambe** (S. 153). Die erste Gestalt dieses Gedichtes in Distichen ist jetzt in der Xenienausgabe von Erich Schmidt und Suphan (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band VIII, S. 62) veröffentlicht worden.

108. **Votivtafeln** (S. 155). — 2. **Die verschiedene Bestimmung.** Vgl. im „Geisterseher“: „Wie viele Keime und Embryonen, die die Natur mit soviel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwickelung zu gedeihen.“ — Zu dem Ausdruck „Element“ vgl. Goethe, „Dauer im Wechsel“: „Und so eilt's zum Element“. Mit dem ganzen Gedanken vgl. Goethe, „Weissagungen des Bakis“, 25, und „Faust“, 2. Teil, Schluß des 3. Aktes. — 3. **Das Belebende.** Vgl. Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“: „Es ist mit den Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüte geht die Frucht hervor.“ — 4. **Zweierlei Wirkungsarten** und 5. **Unterschied der Stände.** Zu beiden Epigrammen vgl. „Wilhelm Meister“ V, 3, wo Wilhelm in dem Briefe an Werner ausführt, nur der „Edelmann“ könne seine Persönlichkeit ausbilden, der „Bürger“ nicht. Jener, heißt es, muß „mit seiner Figur, mit seiner Person, sei es bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen.“ Der Bürger dagegen „darf nicht fragen: ‚wer bist du?‘ sondern nur: ‚was hast du?‘“ ... „Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben.“ Jener soll „thun und wirken“, dieser soll „leisten und schaffen“, jener „darf und soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt“ ꝛc. — 8. **Mitteilung.** Vgl. „Über Matthisons Gedichte“: „Es ist niemals der Stoff, sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht.“ — 15. **Pflicht für jeden.** Dies Distichon, und ebenso 16, 42 und Gedicht 128 hat auch Goethe unter „Herbst“ in seine Gedichte aufgenommen. — 18. **An die Mystiker.** Vgl. die Worte in Goethes „Faust“: „Geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“, sowie „Und webt in ewigem Geheimnis unsichtbar, sichtbar neben dir.“ — 19. **Der Schlüssel.** Vgl. Goethe, „Tasso“ II, 3:

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen.“ —

22. **Die Übereinstimmung.** Schiller an Goethe, 23. August 1794, von dem „spekulativen“ und „intuitiven“ Geist: „Sucht der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“ — 23.

Politische Lehre. Vgl. „Über das Erhabene“: „Daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen.“ — 27. **An die Astronomen.** Vgl. „Über das Erhabene“: „Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen. Aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen.“ Übrigens ist die Abneigung gegen die Astronomen und ihren Gegenstand, die in diesem und dem folgenden Epigramm sowie in Gedicht 76 hervortritt, wohl eine Art Rückschlag gegen frühere Überschätzung; denn in seinen Jugendgedichten schwelgt Schillers Phantasie mit Vorliebe in Bildern aus diesem Gebiete. — 29. **Der beste Staat.** Bei Thukydides: „Peloponnesischer Krieg“ II, 45, sagt Perikles: „Die Frau hat den besten Ruhm, von der unter Männern möglichst wenig, im Guten wie im Bösen, die Rede ist.“ Vgl. „Briefe der Ninon de l'Enclos an den Marquis von Sévigné“ 1750, S. 114: „La plus honnête femme est, selon eux, celle, dont on ne parle point.“ — 34. **Schöne Individualität.** Eine schöne Natur nennt Schiller auch sonst, vornehmlich in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, eine solche Natur, in der die Neigung des Herzens mit der Forderung der Vernunft übereinstimmt. — 36. **Die Mannigfaltigkeit.** Vgl. 4. Brief „Über die ästhetische Erziehung“: „Einheit fordert zwar die Vernunft, aber die Natur Mannigfaltigkeit.“ — 38. **Der Genius.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Nur dem Genius ist es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen.“ — 40. **Genialität.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Mit dieser naiven Anmut drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes.“ — 41. **Die Forscher.** Vgl. Evang. Matth. 26, 55: „Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder mit Schwertern und Stangen, mich zu fangen.“ — 45. **Wahl.** Vgl. „Über Bürgers Gedichte“: „Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.... Ein Volksdichter unserer Zeit hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl“ ꝛc. — 49. **Der Meister.** Vgl. Voltaires bekanntes Wort: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.“

109. **Kleinigkeiten** (S. 165). — 1. **Der epische Hexameter.** Vgl. Schlegels Gedicht „Der Hexameter“: „Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh' Rings Horizont ausdehnt“ ꝛc.

112. **Das Subjekt** (S. 167). Das Wort erinnert an den Ausspruch des Themistokles, die Kunst des Erinnerns würde ihm weit weniger wertvoll sein als die des Vergessens.

114. **Die Triebfedern** (S. 167). Kant bestimmte den Begriff der Pflicht dahin, daß sie „eine Nötigung zu einem ungern genommenen Zwecke" sei („Metaphysik der Sitten").

126. **Deutscher Genius** (S. 170). Vgl. Isabeau in der „Jungfrau von Orleans" II, 2: „Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen; der Franke nur weiß Zierliches zu sagen."

141. **Deutsches Lustspiel** (S. 175). Maximilian Klinger, „Rigaer Theater" II, 112: „Wir haben in Deutschland noch keine Komödie, obgleich unsere Städte von einheimischen und fremden Thorheiten strotzen."

151. **Die Flüsse** (S. 175). — 1. **Der Rhein.** Die unrichtige Auffassung des Rheins als Grenze gegen Frankreich findet sich auch Gedicht 193. Daß er vielmehr „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" sei, hat erst E. M. Arndt zur Zeit der Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls betont. — 7. **Pleiße.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung": „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor."

152. **Jeremiade** (S. 177). Wie berechtigt der Spott war, zeigt z. B. Wieland, der in dem Vorbericht zur Ausgabe seiner Werke 1794 schrieb: „Des Verfassers (Wielands) Laufbahn umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröte unserer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing, und er beschließt sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange." Vgl. Schiller an Goethe, 18. Dezember 1798: „Garve, höre ich, soll gestorben sein. ‚Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger!' wird uns Wieland sagen."

154. **Shakespeares Schatten** (S. 181). „Odyssee" XI, 601 (nach der 1. Auflage von Voß' Übersetzung, 1781):

Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Gestalt; denn er selber fei'rt mit den ewigen Göttern &c.
Ringsum schrie wie Vögelgeschrei das Geschrei der gescheuchten
Flatternden Geister um ihn; er stand der graulichen Nacht gleich,
Hielt den entblößten Bogen gespannt und den Pfeil auf der Senne,
Schauete drohend umher und schien beständig zu schnellen.

Zu V. 7 f. vgl. ebenda V. 475 ff.:

Welche noch größere That, Unglücklicher, wagest du jetzo?
Welche Kühnheit, hinab in die Tiefe zu steigen? —
Wegen Teiresias mußt' ich herab, wenn etwa der Seher &c. —

Zu V. 29 ff. Schiller an Goethe, 31. Juli 1796: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schrödersche und Kotzebuesche Stücke nennen. Sie sind wohl so gütig und lassen mir das Personal von fünf oder sechs Kotzebueschen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann.“ Er muß sich aber nachträglich anders besonnen haben und glaubte wohl Ifflands Empfindlichkeit um so weniger zu erregen, als er ja auch sein eignes Stück „Kabale und Liebe“ nicht verschonte.

156. **Die Begegnung** (S. 183). Dies Gedicht und die drei folgenden scheinen ursprünglich als Teile eines größeren Ganzen gedacht gewesen zu sein, vielleicht einer „romantischen Erzählung in Versen“, die Schiller am 5. Oktober 1795 in einem Brief an Humboldt erwähnt, mit dem Zusatz, er habe dazu „schon den rohen Stoff.“ Vgl. an Körner, 29. Februar 1796: „Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedicht in Stanzen vorzunehmen“ ꝛc. Als der Gedanke später aufgegeben wurde, könnten Schiller einzelne Situationen zur Ausführung dieser kleinen Bilder gereizt haben, woraus sich auch die Verschiedenheit des Versmaßes erklärt. Es ist demnach trotz der verschiedenen Veröffentlichungszeit der vier Gedichte wahrscheinlich, daß sie ungefähr gleichzeitig entstanden sind oder wenigstens ihr erster Entwurf zusammengehört.

157. **Das Geheimnis** (S. 184). Zu V. 15 u. 16 vgl. Gedicht 194, 17 u. 18: „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schoß, das Glück“, 173, 14: „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!“, 158, 61: „Wie aus himmlischen Höhen die Stunde des Glücks erscheint.“ „Piccolomini“ III, 5: „Aus Himmelshöhen fiel es uns herab.“

158. **Die Erwartung** (S. 185). Vgl. „Braut von Messina“ II, 1, Beatricens Monolog: „Er ist es nicht, es war der Winde Spiel“ ꝛc. „Horch, der lieben Stimme Schall! Nein, es war der Widerhall“ ꝛc. — Zu V. 33. Stellung der Verbalform zwischen beiden Subjekten, wie in „Wallensteins Tod“ II, 3: „Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach, der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.“

160. **An Frau Griesbach** (S. 188). Hoffmeister setzte das Gedichtchen ins Jahr 1796. Man muß Goedeke recht geben, daß dies in anbetracht des Alters Karls, der dann erst zwei Jahre alt gewesen wäre, wohl zu früh ist. Äußere Beweise liegen nicht vor. Es könnte also leicht noch ein Jahr später sein.

161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Zu V. 17 u. 18 vgl. Evang. Matth. 11, 25: „Ich preise dich, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret.“ —

Kant in der Vorrede zu seiner Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund“ ꝛc.: „Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß unsere zur Glückseligkeit höchst nötigen Einsichten auf der Spitzfindigkeit feiner Schlüsse beruhen sollten, sondern sie dem natürlichen gemeinen Verstande unmittelbar überliefert.“

163. **Breite und Tiefe** (S. 191). Zu Vers 9 vgl. den 6. Brief über ästhetische Erziehung: „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in einem Brennpunkte versammeln und unser ganzes Wesen in eine Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an.“

164. **Der Taucher** (S. 191). In Schillers Kalender unterm 14. Juni 1797: „Taucher geendigt.“ — Goethe an Schiller, 10. Juni: „Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen! Es ist nicht übel, da ich meine Paare ins Feuer [„Braut von Korinth“] und aus dem Feuer [„Der Gott und die Bajadere“] bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Die Überlieferung der Sage von dem Fischmenschen Nikolaus (Cola Piscis, Pescecola) bei etlichen alten Berichterstattern aus dem 15. bis 17. Jahrhundert findet man bei Goedeke. Die ausführlichste Darstellung ist von dem Jesuiten Athanasius Kircher in seinem Werke „Mundus subterraneus“ (1678). Wer der König Friedrich ist, den die Quellen nennen, ist zweifelhaft. Die meisten Erklärer denken an Friedrich II. von Sizilien (gest. 1327) oder Friedrich III. (gest. 1377), manche auch an Kaiser Friedrich II. (gest. 1250). Da aber nach K. Bartsch („Gegenwart“ 1878, S. 237) schon um 1190 der Troubadour Raimund Jordan den „Nikolaus von Bari“ erwähnt, der „lange Zeit unter den Fischen sich aufhielt“, so ist jedenfalls der Ursprung der Sage noch älter. — Schillers unmittelbare Quelle ist nicht bekannt. Da Goethe das Werk des Athanasius Kircher wahrscheinlich bei seinen naturwissenschaftlichen Studien kennen gelernt hatte, so ist die Vermutung Düntzers nicht unwahrscheinlich, er habe den Stoff, vielleicht ohne sich der Quelle zu erinnern, Schiller in freier Weise mitgeteilt. Schiller schreibt am 7. August 1797 an Goethe, er erfahre aus einem Briefe Herders, daß er in dem Gedicht „bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe“, und fragt an, ob Goethe etwa diesen Nicolaus Pesce kenne. Goethe antwortet am 13. August (aus Frankfurt), dieser sei, soviel er sich erinnere, „der Held des Märchens, ein Taucher von Handwerk“. Das klingt alles, als ob Schiller bei Goethe eine genauere Kenntnis der Sage voraussetzte. Er selbst aber kann unmöglich Kirchers Erzählung gelesen

haben, da ihm der Name so völlig fremd ist; ebensowenig auch die Darstellung bei Erasmus Francisci („Ost- und Westindischer, wie auch Sinesischer Lust- und Staatsgarten.“ Nürnberg 1668), wie Ulbrich im „Archiv für Litteraturgeschichte“ Bd. 10, S. 220 vermutet, da auch dort der Held „Fisch-Nickel oder Niklas der Fisch“ heißt. Vgl. auch Ulbrich, „Die Tauchersage in ihrer litterarischen und volkstümlichen Entwickelung“ („Archiv für Litteraturgeschichte“ Bd. 14, S. 69 ff.). — Auf eine poetische Bearbeitung der Sage fünf Jahre vor Schiller hat Boxberger („Archiv“ I, 504) hingewiesen. Sie heißt „Nikolaus der Taucher“ und hat denselben Franz von Kleist zum Verfasser, der oben bei Gedicht 33 als Verfasser eines Gegenstücks zu den „Göttern Griechenlands“ erwähnt wurde. Ihr poetischer Wert ist sehr gering, Schiller hat sie nicht gekannt. — Das Gedicht lehnt sich nirgends in einzelnen Zügen an eine der bekannten Darstellungen an. Das vortreffliche poetische Motiv mit der Königstochter, das dem Ganzen erst die höhere ethische Bedeutung gibt, gehört Schiller allein an. — Zu V. 31. Goethe schreibt aus der Schweiz an Schiller am 25. September 1797: ... „daß der Vers: ‚es wallet und siedet und brauset und zischt‘ ꝛc. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift.“ Schiller erwidert (6. Oktober): „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können; aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Bei Homer kommen in Voß' Übersetzung („Odyssee“ XII, 200 ff., 1. Aufl. 1781) folgende Ausdrücke vor, die sich in unserm Gedicht finden: Schlund, hineinschlang, donnerte, Getöse, entstürzten, ihr siedender Kessel, brauste, spritzte, Dampf, schwarz, Schaum, Schlund des reißenden Strudels, die brandende Flut. — Zu V. 63. „Kiel und Mast“, gerade dieselben beiden Schiffsteile, die in der „Odyssee“ XII, 437 die Charybdis wieder ausspeit. — Zu V. 110. An Körner 21. Juli 1797: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. — Das Beiwort ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt.“

165. **Der Handschuh** (S. 196). Schiller an Goethe 18. Juni 1797: „Ein kleines Nachstück zum ‚Taucher‘, wozu ich durch eine Anekdote in Saint Foix' ‚Essay sur Paris‘ aufgemuntert wurde.“ Schillers

Kalender, 19. Juni 1797: „Handschuh fertig." — Saint Foix in seinen „Essais historiques sur Paris" (1766) nahm die Erzählung aus Brantome, „Dames galantes", und sie lautet bei ihm: „Un jour que François I s'amusoit à regarder un combat de ses lions, une dame, ayant laissé tomber son gant, dit à De Lorges: ‚Si vous voulez, que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant.' De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la dame, et depuis, malgrès toutes les avances et les agaceries qu'elle lui faisait, ne voulut jamais la voir." Dieselbe Geschichte findet sich mit mancherlei Änderungen auch sonst überliefert: so in einer alten spanischen Romanze von Don Manuel und Donna Anna (vgl. Ad. Laun im „Archiv für Litteraturgeschichte", Bd. 1, S. 507), wo sich zum Schluß die Dame demütigt und so die Liebe des Ritters wieder gewinnt; so in der Erzählung von einem „wendischen Edelmann und einer schönen böhmischen Jungfrau" (vgl. Erich Schmidt, „Zeitschrift f. deutsch. Alt.", Bd. 29 [1885], S. 102). Eine bisher unbekannte Darstellung ist mir von Theodor Kükelhaus mitgeteilt worden; sie steht bei dem französischen Geschichts- und Memoirenschreiber d'Aubigné (1550—1630) in einem Briefe (Œuvres complètes, Bd. 1, S. 328). Hier ist De Lorges der Vater des tapfern Grafen Montgommery; er hat sich mit Hilfe zweier großen Hunde auf den Löwenkampf eingeübt und damit geprahlt; er bewirbt sich um eine Dame aus einem der vornehmsten Häuser, die ihn aber zurückweist. Dann heißt es weiter: „Un jour que la Cour estoit allee voir quelque combat de lyon, et son gand lui etant tombé en la cour des bestes, dict ainsy à son serviteur: ‚Vous qui faites mestier de dompter les lyons, allez moi querir mon gand'. Lorges empougnant la hallebarde d'un de ses archers, s'y en va, fait retirer le lyon et aporte le gand et en le jettant à terre aux pieds de sa dame, cassa de colere sa hallebarde auprez du gand en disant: ‚Vous estes une putain, et s'il y a des lyons en vostre race, que le plus mauvais me combatte sur ce que j'ay dict.'" Dadurch, daß hier der Ritter sich selbst als Löwenbändiger gerühmt hat, wird der Einfall der Dame viel begreiflicher. — Bekannt ist Langbeins poetisch unbedeutendes Gedicht „Die Liebesprobe", welches denselben Gegenstand behandelt. — Vers 65 lautete ursprünglich wie jetzt; Schiller hatte ihn aber auf ein Bedenken der Frau von Stein geändert (Brief an Frau von Stein, 14. Juli 1797), und daher steht im ersten Druck: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht". Da jedoch, wie er am 18. Oktober 1797 an Böttiger schreibt, „das Faktum der

Grobheit“ überliefert war, und er meinte, „ein deutscher Poet dürfe darin so weit gehen als ein französischer Bel Esprit“, so kehrte er bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) mit Recht zu der ursprünglichen Fassung zurück. Auch in der erwähnten spanischen Romanze heißt es schon, sogar noch stärker:

Bringet zwar den Handschuh wieder,
Aber reicht der Dam' ihn nicht,
Sondern schlägt mit zorn'gen Blicken
Ihr damit ins Angesicht.

Bei Vers 11 ff. schwebte eine Stelle aus „Don Quixote“ vor (2. Teil, 17. Kap.), wo es von einem Löwen, dessen Käfig der Ritter öffnen läßt, heißt: „Er sperrte weitgähnend seinen Rachen auf und streckte die Zunge eine halbe Elle heraus. Hierauf . . . kehrte er sich herum und legte sich still und ruhig wieder hin in seinen Käfig.“

166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). Schillers Kalender, 24. Juni 1797: „Ring des Polykrates fertig“. — Die Geschichte steht bei Herodot, Buch 3, Kap. 39 ff. Vielleicht war sie Schiller nahe getreten aus der Darstellung von Garve, „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral“ rc. Zweiter Teil. Breslau 1796, S. 51.

167. **Nadowessische Totenklage** (S. 201). In „Johann Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika“ (Aus dem Englischen. Hamburg 1780) wird erzählt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgibt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war, das Gesicht wird bemalt und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn.“ Vgl. auch die Totenklage S. 333: „Wohin ist der Atem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? — Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen?“

168. **Ritter Toggenburg** (S. 203). Schillers Kalender, 31. Juli 1797: „Ritter Toggenburg fertig“. — Die Quelle ist nicht bekannt. Die Legende von der heiligen Idda von Tockenburg, welche wegen eines falschen Argwohns von ihrem Gatten verstoßen wurde, hat keine Berührung mit dem Gedichte. Die Romanze von Otto von Ries, „Das Kloster Wolkenwiegt“ („Knüttelgedichte“, Altona 1822) und ebenso die jetzt am Rhein verbreitete Sage von „Roland und Hildegunde“, die auf Nonnenwerth und Rolandseck spielt, scheinen erst auf Grund des Schillerschen Gedichtes entstanden zu sein.

169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). Ursprünglich hatte Goethe

den Stoff zu einer Ballade benutzen wollen; dieser ist bei Plutarch, bei Suidas, in einem Epigramm des Antipater von Sidon überliefert und wird auch in dem Buche des Thomas Fazelli: „De rebus Siculis" (das Schiller für seine „Malthefer" benutzte), und in Erasmus' „Adagia" (die Goethe bekannt waren) berührt. Woher Goethe ihn kannte, ist ungewiß und auch ohne Belang. Daß Schillern schon bei den Worten aus den „Künstlern":

> Vom Eumenidenchor geschrecket,
> Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
> Das Los des Todes aus dem Lied,

der Stoff vorgeschwebt habe, ist, obgleich Wilhelm von Humboldt (Briefw., S. 20) und nach ihm Boxberger u. a. es behauptet haben, durch nichts bewiesen, und das „nie entdecket" widerspricht entschieden. — Am 26. Juni 1797 schickt Schiller den Polykrates an Goethe mit dem Hinzufügen: „Es ist ein Gegenstück zu Ihren ‚Kranichen'." Um die Mitte des Juli muß dann Goethe dem Freunde den Stoff zur Bearbeitung überlassen haben. Wie wenig beide noch davon wußten, zeigt ein Brief Goethes an den Gymnasialdirektor Böttiger vom 16. Juli 1797, worin er um nähere Angaben über den Helden und sein Schicksal bittet. Am 28. Juli schreibt Schiller an Goethe, daß „die ‚Kraniche' noch ganz bei ihm ruhen", unterm 11. August heißt es im Kalender: „Ibykus angefangen", unterm 16.: „Ibykus fertig." Damals hatte das Gedicht jedoch noch nicht die gegenwärtige Gestalt gewonnen. Höchst bemerkenswerte Vorschläge von Goethe veranlaßten den Dichter zu wichtigen Ergänzungen (namentlich am Anfang der Ballade) und Änderungen. Vgl. darüber die Briefe: Schillers an Goethe vom 17. August 1797, Goethes Antwort vom 22., Schillers Briefe vom 30. August, 7. und 22. September, und Goethes vom 14. Oktober. Es sind infolge der Bemerkungen Goethes fünf Strophen hinzugekommen, vorn drei und zum Schluß zwei (19 und 22), Strophe 14 ist außerdem ohne Goethes Anregung noch eingefügt worden. (Natürlich muß dabei auch manches Einzelne für den Übergang geändert worden sein.) Das Gedicht hatte also ursprünglich nur 17 Strophen, wonach Goethes anfängliche Bemerkung, es sei nicht sehr lang, gerechtfertigt erscheint.

Für den Eumenidenchor war Schillers Vorbild insbesondere der Chor in Äschylos' „Eumeniden" (305 ff.), den er aus W. von Humboldts Übersetzung kannte („Berlinische Monatsschrift". Herausg. von Biester. 1793, August). Am deutlichsten zeigt sich Schillers Anschluß an folgende Worte dieser Übersetzung: „Sinneraubend, herzzer-

rüttend, wahnsinnhauchend, schalle der Hymnus der Erinyen, seelenfesselnd, sonder Leier, und des Hörers Mark verzehrend."

Von Schillers nächsten Freunden war Humboldt von der Ballade sehr begeistert, Körner dagegen warf ihr, sowie auch dem „Ring des Polykrates", eine gewisse Trockenheit vor, ein Urteil, das bei dem letzteren verständlich, bei unserem Gedicht dagegen recht auffallend ist.

170. **Der Gang nach dem Eisenhammer** (S. 271). Zuerst erwähnt im Briefe Schillers an Goethe vom 22. September 1797. Im Kalender steht am 25. September: „Gang nach dem Eisenhammer fertig". — Goethe 30. Oktober: „Sie haben kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht, und die retardierende Messe ist von dem besten Effekt." Auch Körner schätzte das Gedicht sehr, weniger Humboldt. — Den Stoff fand Schiller in der Novellensammlung von Rétif de la Bretonne, „Les Contemporaines", von der seine Frau am 9. September einige Bände von Frau von Stein zugeschickt erhielt. Diese Geschichte (dort die 13. Novelle: „La fille garçon"), deren frommer Held dort Champagne heißt, während der Bösewicht der boshafte Lakai Bléro ist, stimmt im ganzen wie in einzelnen Zügen so genau mit dem Gedicht überein, daß der Zusammenhang nicht zweifelhaft sein kann. Auch dort wird Champagne zum Hochöfner geschickt, um zu fragen, ob er gethan habe, was der Graf ihm gesagt; auch dort wird hervorgehoben, daß diese Art Leute wild und grausam seien, so daß ihnen der Auftrag herzlich lieb war; Champagne fragt vorher, da er der gnädigen Frau gehöre, bei dieser an und erhält den Auftrag, die Messe zu hören, da sie selbst nicht wohl sei (ein Zug, den Schiller veränderte), mit dem Hinzufügen: „Betet für mich und Euch zugleich." Kaum ist er das Dorf zu Ende, als man zur Messe einläutet; da es Sommer ist und niemand zum Ministrieren da ist als schwächliche Greise, übernimmt Champagne die Dienste des Sakristans, reinigt die Sakristei &c. Wie der Graf ihn zurückkehren sieht, gerät er in großes Erstaunen und gewaltigen Zorn. „Wo kommst du her, Halunke?" sagte er. „Vom Hammer, Ihro Hochgräfliche Gnaden." — „Hast dich unterwegs also aufgehalten?" — „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie ausrichten könnte; da befahl sie mir, die Messe zu hören und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan und für Sie auch" &c. — Die hier angeführten Worte sind aus der von Goedeke mitgeteilten Übersetzung von Mylius: „Die Zeitgenossinnen, vom Verfasser des neuen Abeillard." (Erster Band. Berlin 1781.) Doch ist es wahr=

scheinlich, daß Schiller den französischen Text selbst benutzte. — Über ältere Überlieferungen der Sage, die mit mancherlei Abänderungen, bald auf französischem, bald auf deutschem, bald auf italienischem Boden, unter König Dionysius dem Gerechten von Portugal (1279—1325) und selbst im Morgenlande spielt, vgl. Düntzer in seinen „Erläuterungen", Albrecht Weber in den „Monatsberichten der Berliner Akademie" 1869, auch Rümelin u. a. in der „Gegenwart" 1878, S. 90 und S. 238. Für Schiller ist dies alles ohne weiteren Belang, da seine alleinige Quelle Rétif ist. Weshalb er die Geschichte nach Saverne verlegt hat, und was ihn zur Wahl der Namen Fridolin und Robert bestimmt hat, wissen wir nicht. Die Sage ähnlichen Inhalts, die sich jetzt bei Zabern, namentlich bei Reinhardsmünster finden soll, wo auch ein Eisenhammer ist, scheint erst auf Grund des Schillerschen Gedichtes und zwar um 1815 durch einen deutschen Offizier dort eingeführt worden zu sein. — Zu V. 71: die eigentlich unrichtige Genetivform „eurer" und „unsrer" (für „euer" und „unser", gebildet wie „meiner", „deiner") braucht Schiller durchweg.

173. **Das Glück** (S. 219). Körner, „Kritische Bemerkungen zum Musenalmanach für 1799": „‚Das Glück' würde ich zur Klasse der Hymnen rechnen. Es ist ein Meisterstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt, kann es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden,. . . anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Wert nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach, und ich weiß nicht, ob Du jemals schönere Verse gemacht hast." — Zu Vers 2 vgl. Goethe, „Hermann und Dorothea" 6: „Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab; denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling."

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). Schillers Kalender, 18. August 1798: „‚Ritter' [so hieß ursprünglich das Gedicht] angefangen". Am 26. August: „‚Ritter' fertig". Am 4. September schickte er das Gedicht an Goethe. Dieser erwidert am 5. September: „Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig." — Den Stoff entnahm der Dichter wahrscheinlich aus Vertot, „Geschichte der Malteser", zu dessen deutscher Bearbeitung durch Niethammer er 1792 eine Vorrede geschrieben hatte (vgl. zu Gedicht 50), und die er zu seinen „Maltesern" benutzt hatte. Hier fand er die Geschichte in allen wesentlichen Zügen überliefert. Sie spielt unter der Regierung des Großmeisters Helion de Villeneuve (1332—46), und der junge Held heißt Dieu-Donné de

Gozon aus Languedoc. Der Aufenthalt des Untiers wird bezeichnet als eine „zwei Meilen von Rhodus gelegene unterirdische Höhle am Rande eines Sumpfes, der seinen Anfang am Fuße des sogenannten St. Stephansgebirges nahm“. — Neuerdings hat Ulbrich im „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. 10, S. 228 auf das Buch von Erasmus Francisci: „Neupolierter Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel ꝛc.“ (Nürnberg 1670) hingewiesen, dessen erste Erzählung unter der Überschrift: „Der kühne Ritter“ ebenfalls eine Darstellung der Sage gibt. Daß Schiller dies Buch gekannt habe, ist nach Goethes Brief vom 13. Jan. 1798, worin er den Francisci erwähnt, nicht unwahrscheinlich; auch zeigen einzelne Züge Übereinstimmung mit Schiller, so die genaue Beschreibung des nachgeahmten Drachenbildes, die Erwähnung des Namens „mal passo“ („Unglückstraße“, 190), auch einzelne Ausdrücke, wie der „gift'ge Hauch“ (215), „Krokodil“ (10), der „eb'ne Plan“ (205). Da jedoch Schillers Kenntnis des Buches von Vertot unbedingt sicher ist, so ist dieses als seine Hauptquelle zu betrachten; wesentliche Verschiedenheiten der beiden Darstellungen liegen übrigens nicht vor. — Die beiden wichtigsten Umgestaltungen Schillers sind erstens die Mitteilung des Kampfes durch die Erzählung des Ritters, was für die dramatische Einheit des Ganzen unentbehrlich war, und zweitens der Schluß, in welchem erst bei Schiller die Selbstbezwingung des Jünglings zum Hebel der Lösung wurde.

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). Kalender 27. August 1798: „Bürgschaft angefangen“, 30. August: „Bürgschaft fertig“. — Den Stoff entnahm Schiller, wie er am 4. September an Goethe erwähnt, aus der Fabelsammlung des Hyginus, die ihm Goethe am 16. Dezember 1797 geschickt hatte, weil er eine solche Sammlung poetischer Stoffe gern zur Hand haben wollte. — Von den Motiven, die den Helden zurückhalten, hat Hyginus nur den angeschwollenen Strom, das übrige ist Schillers Erfindung. Er schreibt: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoff lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines beifällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit großer Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann.“ Goethe erwidert: „In der ‚Bürgschaft‘ möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag.“ Das Bedenken ist indes nicht begründet. Es ist bekannt, daß Leute, die nach einem Schiffbruch im Sturm und Regen auf dem Meere umhergetrieben werden, unter dem quälendsten Durst leiden. Auch Tanta-

lus, dem das Wasser bis ans Kinn schlägt, durstet. Wenn Goethe fortfährt: „Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemütsstimmung der Durst hier nicht ganz recht“, so werden diesem Geschmacksurteil gewiß manche Leser der Ballade zustimmen, andere aber sicherlich nicht. Goethe selbst schließt: „Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wandrer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein. Die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut erfunden.“ — Als Schiller die Prachtausgabe seiner Gedichte vorbereitete, änderte er den Titel des Gedichtes in „Damon und Pythias“, und Vers 2 „Damon“ statt „Möros“, weil er inzwischen diese von andern Schriftstellern überlieferten Namen statt der bei Hygin gefundenen (Möros und Selinuntius) kennen gelernt hatte, ohne zu wissen, daß „Pythias“ (eigentlich nur ein Frauenname) nichts als eine falsche Lesart für „Phintias“ ist. Mit Unrecht sind diese Änderungen in viele Ausgaben übergegangen, denn da die Prachtausgabe wegen Schillers Tod nicht druckfertig wurde, so ist nicht einmal seine letzte Entscheidung sicher. Vgl. Goedeke, Bd. 11, S. XIII.

176. **Das Eleusische Fest** (S. 235). Zu 35 vgl. die Worte der Genesis: „Zum Bilde Gottes schuf er ihn“, und Ovid, „Metamorphosen“ I, 83: „Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum“. — 176 wörtlich gleich Gedicht 194,26. — 201 f. Vgl. Aristoteles' „Politik“ I, 2: „Was zur Gemeinschaft mit andern entweder unfähig ist oder ihrer, weil es in sich selbst sein volles Genüge findet, gar nicht bedarf, ist entweder ein Tier oder ein Gott.“

180. **Das Lied von der Glocke** (S. 245). Karoline von Wolzogen berichtet in ihrer Biographie Schillers: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ Ob er damals schon irgend etwas dem jetzigen Gedicht Ähnliches im Sinne hatte, ist freilich mehr als zweifelhaft. Die erste bestimmte Angabe ist erst in einem Briefe an Goethe vom 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern in Krünitzens Encyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist.“ Goethe muß von dem Plane damals schon wohl unterrichtet gewesen sein, denn er er=

widert Anfang September: „Wenn Sie nur noch für diesen Almanach mit der ‚Glocke‘ zu stande kommen! Denn dieses Gedicht wird eins der vornehmsten und eine besondere Zierde desselben sein.“ Aber andere Arbeiten, namentlich die Balladen, kamen ihm dazwischen, und am 30. August heißt es, er werde Mühe haben, „Stimmung und Zeit für die ‚Glocke‘ zu finden, die noch lange nicht gegossen sei“. Am 22. September schreibt er, er habe die „Glocke“ jetzt liegen lassen müssen, und fügt hinzu: „Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht so ganz unlieb ist. Denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, weil es eigentlich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden, zu welcher Klasse auch die ‚Glocke‘ gehört.“ Goethe erwidert (14. Oktober): „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist.“ Aber auch das nächste Jahr, das vor allem dem „Wallenstein“ gewidmet war, brachte die Vollendung noch nicht. Erst im September 1799, da ihn der Almanach für 1800 drängte, ging er ernstlich an die Arbeit, und ein Aufenthalt in Rudolstadt, wohin er am 4. ging, trug wohl zur Belebung der Stimmung noch bei. In der zweiten Hälfte des Monats vollendete er es und schickte es am 29. zum Druck. — Seine Hauptquelle für alles Technische in dem Gedicht war die obengenannte „Öconomische Encyklopädie“ von J. G. Krünitz, Band 19 (1780), Artikel „Glocke“. — Daselbst fand er auch S. 99 die Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“ — Von Urteilen der Freunde ist hervorzuheben das Körners, der die „Glocke“ zu den vorzüglichsten Gedichten Schillers rechnete, und das Humboldts im Vorwort zum Briefwechsel, der das Gedicht „die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies“ nennt.

Zu V. 58 vgl. Maxens Schilderung, „Piccol.“ I, 4: „Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum, und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen, die er einst an der Amme Brust verließ.“ — 197. Vgl. „Hermann und Dorothea“ 2: „Der Brand lief eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.“ — 378. Vielleicht hat Schiller hier an die Sage gedacht, die Pfeffel in seinem Gedicht „Die Fackel“ mit ähnlicher Anwendung wie hier behandelt hat: Während der großen Finsternis in Ägypten habe Pharao eine Fackel auf einem Obelisken aufstecken lassen, die den Einwohnern leuchtete, bis ein Toller sie entwendete und die Stadt damit in Brand steckte.

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258), 11 f. Vgl. Rückerts Gedicht „Antäus", worin er den Riesen ganz ähnlich als Sinnbild des irdischen Schmerzes faßt: wir sollen ihn in die Lüfte heben und „dort mit emporgewandten Blicken im Himmelsäther ihn ersticken". — 27. Vgl. 1. Korinther 2, 9: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben."

183. **An Goethe** (S. 259). Schiller an Goethe am 6. Januar 1800: „Ich habe heut angefangen, an den Prolog quaestionis zu denken, und vielleicht schenkt mir der Himmel eine gute Stimmung, das Gedicht heute, wo nicht zu beendigen, doch fürs erste die Anlage dazu zu machen." Am 8. Januar: „Heute denke ich mich zu Hause zu halten und den Versuch zu machen, ob ich meine Stanzen fertig machen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte bei dem ‚Mahomet' erwarten können." Am 9. war das Gedicht fertig. Über den Eindruck, den es machte, wissen wir nichts, es ist nicht einmal sicher, ob es bei der Aufführung des ‚Mahomet', die am 30. Januar stattfand, wirklich vorgetragen worden ist. — 18. Vgl. Schiller über das Pathetische: „Die Königinnen, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mitsamt der Krone zu Bette legen." — Zu 41 vgl. die Abhandlung über den Chor (vor der „Braut von Messina"), wo es heißt, die ideale Welt der Kunst solle zwar der wirklichen Welt entsprechen und in sich ebenso übereinstimmend sein wie diese; aber das könne sie eben nur dadurch, daß sie nirgends die Natur selbst zur Darstellung bringe. — 53. Vgl. Prolog zum „Wallenstein": „Danket ihr's, daß sie die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört."

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). Der Streit um den Termin des Jahrhundertwechsels (ob 1. Januar 1800 oder 1801) wurde lebhaft geführt. Anfänglich hielt Schiller den ersteren Tag für den richtigen; er schreibt z. B. am 27. August 1799, es sei ihm für den Musenalmanach der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und würdige Zeitgenossen, gekommen, „wozu der Jahrhundertswechsel einen schicklichen Anlaß" geben könne. Er begrüßt am 1. Januar 1800 den Freund „zum neuen Jahr und neuen Säculum", und Goethe schreibt: „Ich war herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu beschließen." Aber später müssen sie das Unhaltbare dieser Annahme eingesehen haben, und eine ganze Anzahl von Briefstellen zeigt ihre

veränderte Ansicht. So wünscht z. B. Schiller am 24. Dezember 1800 dem Freunde Glück, daß er sein Geschäft (die Übersetzung des „Tancred") „noch im alten Jahrhundert abthun konnte". Die beabsichtigte Säkularfeier war zum 1. Januar 1801 geplant.

189. **Sehnsucht** (S. 265). Das Thal, „das der kalte Nebel drückt", ist dasselbe, was in Ged. 61 „das enge dumpfe Leben" heißt; die „schönen Hügel" sind dort „des Ideales Reich", „der Schönheit Hügel", „die Freiheit der Gedanken", „die heitern Regionen" ꝛc. Der Aufforderung: „Frisch hinein und ohne Wanken!" entspricht dort: „Werft die Angst des Irdischen von euch!" Zu dem ganzen Gedanken vgl. auch die Worte des Glaubens und des Wahns (Ged. 161 und 182) sowie den Schluß von Ged. 188.

191. **Hero und Leander** (S. 267). Schillers Kalender vom 17. Juni 1801: „‚Hero und Leander' fertig gemacht". — Goethe, dem er davon geschrieben hatte, antwortete aus Pyrmont: „Auf ‚Hero und Leander' bin ich recht neugierig, ich wünschte, Sie hätten mir es mitgeschickt." Er hatte nämlich vor Jahren selbst an die Behandlung dieses Stoffes gedacht; Schiller erwähnt am 23. Mai 1796 an Körner, Goethe habe „‚Hero und Leander' noch nicht angefangen". Bekannt war der Stoff beiden Dichtern aus dem späten griechischen Dichter Musäos (etwa im 5. Jahrh. n. Chr.), von dessen Gedicht „Hero und Leander" 1795 und 1799 deutsche Übersetzungen erschienen waren. Unter Ovids „Heroiden" findet sich ein Brief Heros an Leander und Leanders an Hero, die Schiller sicherlich auch kannte. — Der Stoff ist von Grillparzer in seinem Schauspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen" dramatisch behandelt worden. — 37. Vgl. Ged. 61, 17. — 66. Derselbe Vers Ged. 189, 6. — 144. Die „öden Reiche" nach Voß, der in den späteren Ausgaben der Homerübersetzung dafür viel schlechter „im verödeten Reiche der Wasser" schrieb. — 148. Il. 7, 62: „Sowie unter dem Wind hinschauert ins Meer ein Gekräusel, ... und dunklere Flut sich erhebet." — Zum Schluß vgl. die Bemerkung zum Schluß des „Spaziergangs" (Ged. 70).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Diese Gedichte waren für die Aufführungen der von Schiller übersetzten „Turandot" des italienischen Dichters Gozzi (1722—1806) bestimmt. Das Stück ist zu Schillers Lebzeiten fünfmal in Weimar gegeben worden (30. Januar, 2. Februar, 24. April 1802, 9. März 1803, 11. Januar 1804). Er legte jedesmal neue Rätsel ein; das gibt zusammen 15, nämlich außer den 13, die er selbst in der obigen Reihenfolge in seine Gedichte aufnahm, ein Rätsel von Gozzi (Das Jahr), das er, nur wenig verändert und erweitert, aus

Werthes' Übersetzung aufnahm, und eins, das ihm Goethe dichtete (Der Schalttag).

Die Auflösungen, soweit sie vorhanden, sind im Text mit abgedruckt; sechs von ihnen sind 1825 beim Brande des Weimarer Theaters zu Grunde gegangen, so daß die Bedeutung der Rätsel nicht urkundlich feststeht. — Zur ersten Aufführung waren außer dem Gozzischen gedichtet 6 und 10, zur zweiten 1, 8 und das Goethesche, zur dritten und vierten 2, 3, 4, 5, 11, 13 (wie diese auf die zwei Aufführungen zu verteilen sind, ist ungewiß, es sind eben die sechs, deren Auflösung und damit ihre Datierung verloren ist), zur fünften 7, 9, 12.

Schiller an Goethe 17. Januar 1802: „Von den Rätseln sende ich das eine, welches ich gestern niedergeschrieben. An die zwei andern will ich heute morgen denken; man kann dergleichen nur ruckweise expedieren." 1. Februar: „Ich sende Ihnen zwei Rätsel, und wenn Sie glauben, daß sie zu brauchen sind, so wollen wir die drei neuen gegen die alten austauschen. Vielleicht fällt mir auch noch ein besseres ein. Das Ihrige habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es erraten zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten. Ich werde, wenn Sie beikommende Rätsel genehmigen, das Ihrige erbrechen und alsdann die nötigen Worte für Kalaf aufsetzen." Goethe antwortete: „Ihre beiden neuen Rätsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite habe ich aufs erste Lesen, das erste aufs zweite Lesen erraten. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die erste Stelle setzen, welcher leicht zu erraten, aber erfreulich ist; dann käme meins, welches kahl, aber nicht zu erraten ist; dann der Blitz, welches nicht gleich erraten wird und in jedem Fall einen sehr schönen und hohen Eindruck zurückläßt." — Schiller am 10. Januar 1804: „Wie ich nachts nach Hause kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich Herrn Genast neue Rätsel zur morgenden ‚Turandot' versprochen, und um doch einigermaßen Wort zu halten, setzte ich mich noch vor Schlafengehen hin, ein paar Ideen dazu in Verse zu bringen." — 5. Sommer und Winter. Die gewöhnliche Deutung „Tag und Nacht" paßt weniger gut, namentlich wegen der beiden letzten Zeilen: man kann nicht so bestimmt von besonderen Gaben des Tages und der Nacht sprechen wie von denen der beiden Jahreszeiten.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). Vgl. Schillers Brief an Körner vom 18. Februar 1802. Goethe dichtete zu derselben Gelegenheit sein Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie".

194. **Die Gunst des Augenblicks** (S. 283). V. 17. Vgl. zu Ged. 157, 15. — 25. Derselbe Gegensatz zwischen dem allmählichen mühsamen Schaffen und dem begeisterten Genießen eines Kunstwerkes wird in Ged. 61 in der 8. u. 9. Strophe dargestellt. Ähnlich auch Ged. 173, 59.

196. **Die vier Weltalter** (S. 286). Körner an Schiller 10. Februar 1802: „In dem Sänger ist eine Stelle, die von den Feinden des Christentums gemißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Äußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, was von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, und noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weitverbreiteten Einfluß; daher ist es nicht gleichgültig, wie Du Dich über das Christentum äußerst. Also nimm diese Predigt als Zugabe zum Gesange an.“ Schiller erwidert 18. Februar 1802: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedicht anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb, daß dem Gedicht noch die letzte Hand fehle.“ Danach muß Strophe 9 und 10 ursprünglich wesentlich anders gelautet haben. — Zum Gedanken der 4. Strophe vgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Accorden schlägt?“

197. **Kassandra** (S. 289). Stimmung und Situation unseres Gedichts erinnert an Johannas Monolog in der „Jungfrau von Orleans“ IV, 1: Schilderung des allgemeinen festlichen Jubels, Friede und Freude nach Krieg und Schlacht, und hier wie dort „nur eine traurige Brust“, die an all dem Glück nicht teilnehmen kann. Auch die Sehnsucht nach dem „fröhlich dunkeln Sinn“ der Kindheit ist übereinstimmend; vgl. Kassandras Bitte (61): „Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit“ und „Nimm dein falsch Geschenk zurück“, mit Johannas: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Kronen, nimm sie hin.“ — Zum „Fliehen der Götter“ am Schluß vgl. Il. XXII, 213, wo es vom Hektor heißt, als sein schicksalgewollter Tod nicht mehr abzuwehren ist: „Es verließ ihn Phöbus Apollon.“

199. **Der Jüngling am Bache** (S. 294). Das Gedicht ist für das 1803 übersetzte Picardsche Lustspiel „Der Parasit“ verfaßt, wo es der junge Karl Firmin für seine vornehme Geliebte, die Tochter des Mi-

nisters, gedichtet hat, die es IV, 4 singt. Es gehört also wie Ged. 156—159 und wie die Lieder aus dem „Wallenstein“ und „Tell“ zur Klasse der Situationslyrik.

200. **Der Pilgrim** (S. 295). Wie lange die Anschauung dieses Gedichts in Schiller gelebt hat, zeigt der Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas, Bd. 1, S. 271), worin er zum Ausdruck seiner Stimmung Goethes Werther citiert: „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsal.“ (Werthers Brief vom 21. Juni, etwas ungenau im Wortlaut.) — Bei dem „Strom“, der den Wanderer von selbst dem Ziele näher zu bringen scheint, darf man etwa an die Wissenschaft (Philosophie) denken, die die Lösung sittlicher und spekulativer Probleme verspricht; dann liegt es nahe, bei dem „Meere“ und seiner „weiten Leere“ an Kants Wort zu erinnern („der einzig mögliche Beweisgrund“ ꝛc., Vorrede): „Man muß sich auf den bodenlosen Abgrund der Metaphysik wagen, ein finsterer Ozean ohne Ufer und ohne Leuchttürme.“

201. **Punschlied** (S. 296). Auch dies und das folgende Gedicht verdanken wie 193, 194, 195, 196 und 204 dem Mittwochskränzchen Goethes ihren Ursprung. — Mit dem Schlußgedanken vgl. Wallensteins Reiterlied (Ged. 177, 39): „Die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!“

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). Im Kalender, 25. April 1803: „‚Rudolph von Habsburg fertig‘“. — Als Quelle gibt Schiller selbst Tschudi (1505—1572) an: „Chronicon Helveticum“, gedruckt 1734 zu Basel, wo die Geschichte unter dem Jahr 1266 erzählt wird. — Zu Vers 3: „König Rudolfs heilige Macht“ nach bekanntem homerischen Sprachgebrauch („Alkinoos' heilige Macht“ u. dgl.). — 45. Vgl. Ev. Joh. 3, 8: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret.“ — 53. Daß er zu Pferd auf die Gemsenjagd geht, ist auffallend. Bei Tschudi steht bloß: „aufs Weidwerk zum Beizen und Jagen“. — 116. Die Schlußszene erinnert an das 8. Buch der „Odyssee“, wo Odysseus unerkannt von dem Sänger Demodokos seine eigenen Thaten preisen hört: „Er faßte den großen purpurnen Mantel, zog ihn über das Haupt und verhüllte sein herrliches Antlitz, . . . er verbarg die stürzende Thräne.“ — Vgl. auch Gustav Freytags „Ingo“.

204. **Das Siegesfest** (S. 303). An Goethe 24. Mai 1803: „‚Das Siegesfest‘ ist die Ausführung einer Idee, die unser Kränzchen mir vor

anderthalb Jahren gegeben hat, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfallen. Ich wollte also gleich in das volle Saatfeld der ‚Ilias' hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen konnte." — 19. Ähnlich Il. XVIII, 301 von den gefangenen Troerinnern, sie hätten geweint, „um den Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend". — 41. Vgl. „Odyssee" XXIV, 315: „Die schwarze Wolke des Kummers". — 88. Auch „Odyssee" XI, 556 heißt Ajax „ein Turm in der Feldschlacht". — 98. Vielleicht eine Erinnerung an Euripides' „Hekabe" 527 ff., wo Neoptolemos am Grabe des Vaters ebenfalls ein Trankopfer darbringt, vor der Opferung der Polyxena. — 133. Mit demselben Beispiel der Niobe, die „sechs Töchter und sechs blühende Söhne" verloren hatte und dennoch „müde der Thränen" wieder zur Speise griff, tröstet im 24. Buche der „Ilias" Achill den unglücklichen Priamos über den Tod seines Sohnes Hektor.

206. **Berglied** (S. 310). Goethe am 26. Januar 1804: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man noch sonst allerhand Deutungen zufügen kann." — 21. Der erste Druck (s. Lesarten) und ein vorhandenes Faksimile der Originalhandschrift haben: „Nach Abend und Mittag und Morgen". Hiernach scheint „Nord" nicht von Schiller herzurühren; es stimmt nicht zu den übrigen Bezeichnungen und stört die natürliche Reihenfolge der Himmelsgegenden. Sehr wahrscheinlich vermutet Fritz Jonas („Vierteljahrsschrift für Litt." I, S. 496): „Nacht, Abend und Mittag und Morgen".

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). Nach dem Kalender schickte Schiller das Gedicht am 5. Juli 1804 an Becker, den Herausgeber des Taschenbuchs, wo es zuerst gedruckt wurde. — Der Stoff ist aus den Schriften von Karl Viktor von Bonstetten. Zürich 1793, S. 118, im 13. Briefe über ein schweizerisches Hirtenland.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Diese Zeilen schrieb Schiller am 16. März 1805. Sie sind außer seinen Arbeiten am „Demetrius" das letzte Dichterische, was wir von ihm haben. Es ist ein schöner Zufall, daß sein letztes poetisches Wort „Und so ist ewige Jugend dein Los" für ihn und seine Werke das treffendste Motto bilden würden.

Lesarten.

Zu Grunde gelegt ist:

G^2 = Gedichte von Friederich Schiller. Zweite Auflage. Leipzig, bei Crusius. 1804 und 1805. Textfassung von G^2 soweit möglich hier befolgt; daselbst ausgelassene Gedichte eingefügt; unsere Reihenfolge abweichend; vgl. die Einleitung, oben S. 3 ff.

Verglichen wurden:

A = Anthologie auf das Jahr 1782.
G^1 = Gedichte von Friederich Schiller. Erster Teil. Leipzig 1800, bei Crusius. — Zweiter Teil. Leipzig 1803.[1]
G^3 = Gedichte von Friederich Schiller. Dritte Auflage. 1807 u. 1808.
Gh = Manuskript für die beabsichtigte Prachtausgabe der Gedichte von Rudolphs Hand (nach Goedeke).
H = Die Horen, eine Monatsschrift, herausg. von Schiller, Tübingen. 1795 ff.
K = Schillers Werke, herausg. von Körner 1812—1815.
M = Schillers Werke (herausg. von Joachim Meyer). 1845. 1860.
Ma = Musen-Almanach für das Jahr 1796 (1797 ff.). Herausgegeben von Schiller. (Erster Jahrgang Neustrelitz, die anderen Tübingen.)
T = Theater von Schiller. 1805—1807.
Ta = Taschenbuch für Damen 1801 ff.
Tb = Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausg. von Becker, 1803—1805.
Th = Thalia. Herausgegeben von Schiller. 1787 ff.
Tm = Der Teutsche Merkur. Weimar. 1788 f.
Xen = Xenien 1796. Herausg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar. 1893.

Einige andere Quellen, die nur bei einzelnen Gedichten vorkommen, sind dort besonders angegeben.

1. **Hektors Abschied** (S. 9). Nach *G* I, S. 301. Zuerst in Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781, S. 64 (*R*). Die Umarbeitung stammt aus dem Jahre 1793.

---

[1] G = Übereinstimmung von G^1 und G^2.

1–3 Willst dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schröklich Opfer bringt? *R*

6 Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt. *R*

7–12 Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Über Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium. *R*

14 Müßig] Einsam *R*

19–20 All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluß ertränken, *R*

22 tobt] raßt *R*

2. **Amalia** (S. 10). Nach *G* II, S. 78. Zuerst in *R*, S. 112. Umarbeitung 1793. Nach 4 Zusatz:

Dein Umarmen — wütendes Entzüken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeßelt — Nacht vor unsern Bliken —
Und der Geist gewirbelt himmelwärts. *R*

9 schmolzen] raßten *R*

3. **Brutus und Cäsar** (S. 10). Nach *R*. Verglichen mit „Zumsteg, Gesänge aus den Räubern“ (*Z*); nach Goedeke. Fehlt *GK*. — 30 und 33 in] durch *Z* | drang] fuhr *Z* | 35 bannte] aufhielt *Z* | 36 stoß' vom Lande!] lande! *Z* | 43 fehlt *R T* (Bd. 2), *K* (Bd. 1); zuerst R^2 *Z*.

4. **Eine Leichenphantasie** (S. 12). Nach *A*. Fehlt *G*, von *K* aufgenommen. — 31 rosigen *K* | 39 Himmel umflog er *K* | 40 wolkiger *K* | 51 im] des *K*.

5. **Elegie auf den Tod eines Jünglings** (S. 14). Nach *A*. Fehlt *G*, von *K* aufgenommen. Zuerst Einzeldruck (*E*): Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins. Von seinen Freunden. Stuttgart, den 16. Januar 1781. Ein Folio-Bogen. Motto[1]:

Ihn aber hält am ernsten Orte
Der nichts zurüke läßt
Die Ewigkeit mit starken Armen fest. *E*

3 Münsters] Stiftes *E*

5–12 Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflükt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Pralen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt folge mit! *E*

---

[1] Aus Hallers „Unvollkommenem Gedicht über die Ewigkeit“ (V. 14 bis 16), wo aber die 2. Zeile lautet: „Der nichts zu uns zurücke läßt“.

Nach 24:

War Er nicht so muthig, kraftgerüstet,
War er nicht wie Lebens Konterfey?
Frisch wie Roß im Eisenklang sich brüstet,
Wie der Vogel in den Lüften frey?
Da Er noch in unsern Reyhen hüpfte,
Da Er noch in unsern Armen sprung,
Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte, —
O der schneidenden Erinnerung! —
Da Er uns — (o ahndende Gefühle
Hier auf eben dieser Leichenflur)
Nur zu sicher vor dem nahen Ziele
Das Gelübd der ewgen Treue schwur —

O ein Mißklang auf der grossen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
So viel Sehnen die im Grab erschlaffen
So viel Keime die der Tod verweht,
Kräfte, für die Ewigkeit erschaffen,
Gaben, für die Menschheit ausgesät, —
O in dieses Meeres wildem Wetter,
Wo Verzweiflung Steur und Ruder ist,
Bitte nur, geschlagenster der Vätter,
Daß dir alles, alles, nur nicht GOtt entwischt. *E*

48 Ewig, ewig, ewig *E* | 56 Fromme Mordsucht] Manche brüllend *E* | 58 Und die Bastardtochter der] Und die Falsche die *E* | 71 teufelvollen] Bosheitsvollen *E* | Nach 72:

O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
Rufet doch ein frohes *Plaudite!* —
Sterben ist der langen Thorheit Ende,
In dem Grab verscharrt man manches Weh:
Was sind denn die Bürger unterm Monde?
Gaukler, theatralisch ausstaffirt
Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt:
Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
Seine Larve tauschet mit Natur,
Und der Sprung vom König bis zur Erdenscholle
Ist ein leichter Kleiderwechsel nur. *E*

84 Raub] Staub *E* | 89. 90. 91. 92 Daß] Ob *E* | 92 Daß es mehr denn] Ob es alles *E* | 103 heilig nur zweimal *E*.

6. **Phantasie an Laura** (S. 18). Nach *G* II, S. 80. Zuerst *A*, S. 7. 4 gewaltig] monarchisch *A* | 12 Leben] Geister *A* | 16 dauern *K*.

7. **Laura am Klavier** (S. 20). Nach *G* II, S. 85. Zuerst *A*, S. 19.

21–22 Funkend fuhren aus der Finsternuß,
Strömt der goldne Saitenguß. *A*

$_{23}$ glatten] bunten *A* | Nach $_{40}$:

Von dem Auge weg der Schleyer!
  Starre Riegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha! schon athm' ich freier,
Läutert mich ätherisch Feuer?
  Tragen Wirbel mich empor? — —

Neuer Geister Sonnensize
Winken durch zerrißner Himmel Rize —
  Überm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter mit Insektenwize!
  Weg! Es ist ein Gott — — — *A*.

8. **Rousseau** (S. 22). Nach *G* II, S. 234 (238). Zuerst *A*, S. 33.
$_{2}$ Schmachschrift] Schandschrift *A* | Nach $_{6}$:

Kaum ein Grabmal ist ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
  Frommer Eifer umgestrudelt hat.
Ha! Um den einst Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr', ihn pralend Sohn zu grüßen,
  Fand im Leben keine Vaterstadt.

Und wer sind sie, die den Weisen richten?
Geisterschlaken, die zur Tiefe flüchten
  Vor dem Silberblike des Genies;
Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
  Denen nie Prometheus Feuer blies.

Brüken vom Instinkte zum Gedanken,
Angefliket an der Menschheit Schranken,
  Wo schon gröbre Lüfte wehn;
In die Kluft der Wesen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
  Und die Menschheit anhebt abzustehn.

Neu und einzig — eine Irresonne,
Standest du am Ufer der Garonne
  Meteorisch für Franzosenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit rast mavortisch in den Reichen:
  Wer ist Schuld? — Das arme Irrgestirn.

Deine Parze — hat sie gar geträumet?
Hat in Fieberhize sie gereimet,
  Die dich an der Seine Strand gesäugt?
Ha! schon seh ich unsre Enkel staunen,
Wann beim Klang belebender Posaunen
  Aus Franzosengräbern — Rousseau steigt! *A*

Nach $_{12}$:

Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen,
Sey, Religion, von mir gepriesen,
  Himmelstochter, sey geküßt!

Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flistern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Basiliskenpfeile
Deine Blike — Krokodilgeheule
Deiner Stimme sanfte Melodien;
Menschen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erinnys dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelsohn gebare,
(Kroniker, vergeßt es nie)
Hier erfanden schlauere Perille
Ein noch musikalischer Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochsen schrie.

Mag es, Rousseau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten stehn,
Nacht und Dummheit boshaft sich versammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelstürmend dir entgegengehn.

Mag die hundertrachigte Hyäne
Eigennutz die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth haun,
Erzumpanzert gegen Waisenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlösser auf Ruinen baun.

Geh, du Opfer dieses Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder, frank und frei.
Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für diese Welt warst du — zu bieder
Warst du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rousseau, doch du warst ein Christ.
Mag der Wahnwitz diese Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen bist. *A*

9. **Die Entzückung an Laura** (S. 22). Nach *G* II, S. 88. Zuerst *A*, S. 38. Überschrift: Die seeligen Augenblike an Laura. *A* | $_9$ trunknes] trunken *A* | Nach $_{24}$:

Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn, in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,

Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen,
  In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzüken — — Paradiesesschmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
  Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut;
Die Natur, der Endlichkeit vergessen,
Wagts, mit höhern Wesen sich zu messen,
  Schwindelt ob der acherontschen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
  Nacht verschlingt den Quell des Lichts —
Leises .. Murmeln ... dumpfer .. hin .. verloren ..
Stirbt ... allmälig .. in den trunknen .... Ohren ...
  Und die Welt ist .... Nichts ....

Ach vielleicht verpraßte tausend Monde,
Laura, die Elisiumssekunde,
  All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
  Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starrte
  Wie ein Marmorbild die — Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
  Schon die Strudel der Vergessenheit. *A*

10. **Die Kindesmörderin** (S. 23). Nach *G* II, S. 90. Zuerst *A*, S. 42. Überschrift: Die Kindsmörderin. *A* | $_{1}$ hallen] weinen *A* | $_{22}$ weißlichte *A* | $_{36}$ Scherz? *A* Ebenso nach $_{37}$ u. $_{38}$ | $_{44}$ schröklich-mahnend *A* | $_{52}$ schmelzen] milden *A* | $_{56}$ sein] ein *K* | $_{61}$ sprach] sprang *A* | $_{62}$ des geliebten Schelmen Konterfey; *A* | $_{64}$ Verzweiflungswahn] Verrätherey. *A* | $_{71}$ unsres Glückes] unsrer Wollust *A*

$_{77-80}$ Ach, in jedem Laut von dir erwachet
  Todter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blike fachet
  Die unsterbliche Verzweifelung. *A*

$_{97-100}$ Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
  Das noch kurz im Mutterherzen sprang,
Hingemezelt mit Erinnysmuthe,
  Wie ein Veilchen unter Sensenklang; — — *A*

$_{101}$ Schröklich *A* | ebenso: $_{102}$ Schröklicher | $_{111}$ hochan flodern! *A*.

11. **Die Schlacht** (S. 27). Nach *G* II, S. 142. Zuerst *A*, S. 49. Überschrift: In einer Bataille von einem Offizier. *A* | $_{31}$ sich fehlt *K* | $_{32}$ wolkigen *K* | $_{39}$ Rumpf *K*

$_{54\ f.}$ Schlummre sanft, wo die Kanone sich
  Heischer speit, stürz ich Verlaßner hinein. *A*

12. **Der Triumph der Liebe** (S. 29). Nach *G* II, S. 97. Zuerst *A*, S. 58. 26 Aus dem Schoos Ozeanus. *A* | 27 Ungegrüßet] Ungeküsset *A* | 28 In die Arme Hesperus. *A* | Nach 42:

Schon schmilzt der wütende Orkan,
(Einst züchtigt' er den Ozean
Mit raßelndem Gegeissel)
In lispelndes Gesäusel. *A*

44 Mitternacht] Winternacht *A* | Nach 58:

Glückseeliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felsen schon!
Und äugeln schon gelinder!
Glückseeliger Deukalion, *A*

65. 66 Prächtig spricht Chronions Donnerhorn, *A* | Nach 68: Sfärenwirbeln giebt sein Athem Sporn, *A*

83–88 Zitternd vor der Götterfürstin
Krümmen sich die Götter, dürsten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz ist ihre Schminke,
Myriaden jagen ihrem Winke,
Stolz vor ihrem Wagen prahlt der Pfau. *A*

92–95 Seht ihr Chronos Tochter weinen?
Geister kann ihr Wink verneinen,
Herzen weißt sie nicht zu fahn. *A*

105 blickt] schmollt (d. i. lächelt) *A* | 109 Hüter] Beller *A* | 112 Mildete *A G*¹*K* | 117 Tithon] Tithos *M*, unberechtigte Korrektur |

136–137 Wehte nicht ihr Flügel
In des Frühlings Balsamhauch
Liebe nicht im Rosenstrauch
Nicht im Kuß der Weste,
Stern und Sonn und Mondenlicht,
Frühling, Rosen, Weste nicht
Lüden mich zum Feste. *A*

Nach 144: Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonnespiel
Wenn sie Laura! hallen. *A*

152 itzt] jetzt *K*.

13. **Das Glück und die Weisheit** (S. 34). Nach *G* II, S. 157. Zuerst *A*, S. 76. 2 Fortun' *AG*] das Glück *K*, willkürliche Änderung.

5–7 Mein Füllhorn goß ich dem Verschwender
In seinen Schoos, so mütterlich!
Und sieh! Er fodert drum nicht minder, *A*

10 Du marterst dich] Du keuchst so schwer *A* | 12 Auf folge mir! — Du hast genug. *A* | 13 Die Weisheit läßt die Schaufel sinken *A* | 15 ermorden] erhenken, *A* | 16 dich brauch ich *K*, willkürlich.

14. **An einen Moralisten** (S. 35). Nach *G* II, S. 177. Zuerst *A*, S. 78. Nach der Überschrift: Fragment. *A* | 1 Betagter Renegat der lächelnden Dione! *A* | 2 Und] Du *A* | 3 Blikst von des Alters Winterwolkenthrone *A* | Nach 4 Zusatz:

Erkennt Natur auch Schreibepultgeseze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth ist, nach dem Äsop, der Schäze
Verdächtige Verächterin. *A*

$_{6}$ Held] Fürst *A* | teutschen *A* | $_{8}$ sogst] zogst? *A* | $_{10}$ der Erde schwerer Ball] so Erd als Sonnenball *A* | $_{11}$ Liebesknäul] Wirbelschwung *A* | Nach $_{12}$:

Und wenn nach manchen fehlgesprengten Minen
Ihr eignes Blut, von wilder Lust geglüht,
Die stolze Tugend deiner Schönen
Zulezt an deine Brust verrieth?

Wie? oder wenn romantisch im Gehölze
Ein leiser Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen silbernem Gewälze
Ein Mädchen Sammetglieder schwang?

Wie schlug dein Herz! wie stürmete! wie kochte
Aufrührerisch das scharfgejagte Blut!
Zukt jede Senn — und jeder Muskel pochte
Wollüstig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der sie belauschte,
Purpurisch angehaucht von jüngferlicher Schaam,
Ins blaue Bett die Schöne niederrauschte,
Und hintennach mein strenger Zeno — schwamm.

Ja hintennach — und sey's auch nur zu baden!
Mit Rok und Kamisol und Strumpf —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Leis flöteten die lüsternen Najaden
Der Grazien Triumf! *A*

$_{20}$ Was ewig nie dem Erdensohn gelingt. *A* | $_{21}$ irdische] thierische *A* | $_{22}$ Sklavenmauren *A*.

15. **An den Frühling** (S. 36). Nach *G* II, 140. Zuerst *A*, S. 123. $_{14}$ Erbat ich mir] Erbettelt' ich *A* | $_{15}$ bitte] bettle *A*.

16. **Die Größe der Welt** (S. 37). Nach *G* II, S. 168. Zuerst *A* S. 128. $_{18}$ Sonnenwanderer *GK* | $_{25-30}$ Die Anführungszeichen in der letzten Strophe stehen in allen Ausgaben unrichtig am Schluß des Ganzen, sie gehören vielmehr ans Ende des 2. Verses.

17. **Die Blumen** (S. 38). Nach *G* I, S. 47. Zuerst *A*, S. 132.

$_{1-30}$ **Meine Blumen.**

Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Veilchen auf der Au!
Süßer Balsamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht gestickt,
Schön hat Flora euch geschmückt

Mit des Busens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder, weinet!
Seelen hat sie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balsambeeten
Gattet sich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die süßen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüstig die Natur?
Sanfte Frühlingskinder, weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und, in einen Kranz geringelt,
Thränend ihrem Dichter schikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß euch dieß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Blumen in dem Hayn! *A*

18. **Das Geheimnis der Reminiszenz. An Laura** (S. 39). Nach *G* II, S. 237 (241). Zuerst *A*, S. 137. 2 Wer enträzelt dieses Wutverlangen? *A*

6–7 Fliehen nicht verrätherisch, — wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Muths die Waffen, — *A*

13–14 Oder küssen die getrennten Brüder,
Losgeraft vom Kettenband der Glieder, *A*

Nach 15:

Laura? träum' ich? ras' ich? — die Gedanken
Überwirbeln des Verstandes Schranken —
Sieh! der Wahnsinn ist des Räzels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnsinns Wunder
Neidischbleich herunter. *A*

19 verrauschter] begrabner *A* (bei Goedeke übersehen)

21–22 Ja wir warens — Eins mit deinem Dichter
Warst du Laura — warst ein Weltzernichter! — *A*

26–30 Aber ach! die sel'gen Augenblike
Weinen leiser in mein Ohr zurüke —
Könnten Grolls die Gottheit Sünder schelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd' ich Neides schelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,

In den Loken spielten Edens Düfte,
Und den Silbergürtel unsrer Hüfte
  Wiegten Mayenlüfte. *A*

32 Ewig strömend] Tausendrörigt *A* | 33 Unserm Winke sprangen Chaosriegel, *A* | Nach 35:

Unsern Augen riß der Dinge Schleyer,
Unsre Blike, flammender und freyer,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyonets[1] verblinden,
  Sich noch Räder winden —

Tief, o Laura, unter jener Wonne
Wälzte sich des Glückes Nietentonne,
Schweifend durch der Wollust weite Lande
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande
  Ewig nie am Strande — *A*

38 Drängen *A* | 41 Wutverlangen *A*

46–47 Darum fliehn, verrätherisch, wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Muts die Waffen *A*

Nach 55:

Töne! Flammen! zitterndes Entzüken!
Wesen lechzt, an Wesen anzurüken —
Wie beim Anblick einer Freundsgaleere
Friedensflaggen im Ostindermeere
  Wehen lassen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverweke,
Springt das Schiffsvolk freudig aufs Verdeke,
Hoch im Winde schwingen sie die Hüte,
Posidaons wogendes Gebiete
  Dröhnt von ihrem Liede. —

War es nicht dies freudige Entsezen,
Als mirs ward, an Lauren mich zu lezen?
Ha! das Blut voll wüthendem Verlangen
Drängte sich muthwillig zu den Wangen,
  Lauren zu empfangen — *A*

57 Morgenröte *A* | 60 Brennend *A* | Nach 60:

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlorne Sterne wieder scheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Göttersize,
  Strahlen durch die Rize —

Oftmals lispeln der Empfindung Saiten
Leise Ahndung jener goldnen Zeiten —
Wenn sich schüchtern unsre Augen grüßen,
Seh ich träumend in den Paradiesen
  Nektarströme fließen. —

---

[1] Pierre Lyonet (gest. 1789), französischer Naturforscher.

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlornen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche siegend an des Himmels Schwelle, —
Taumle rük zur Hölle!

Wenn dein Dichter sich an deine süßen
Lippen klammert mit berauschten Küssen,
Fremde Töne um die Ohren schwirren,
Unsre Wesen aus den Fugen irren,
Strudelnd sich verwirren,

Und, verkauft vom Meineid der Vasallen,
Unsre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannensteuer prahlen,
Tod und Leben zu wollüstgen Qualen
Gaukeln in den Schalen,

Und wir beide — näher schon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spize klettern,
Mit den Leibern sich die Geister zanken,
Und der Endlichkeit despotsche Schranken —
Sterbend — überschwanken —

Waren, Laura, diese Lustsekunden
Nicht ein Diebstahl jener Götterstunden?
Nicht Entzücken, die uns einst durchfuhren?
Ineinanderzukender Naturen
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Strahl zurückgeglostet?
Hast du nicht den Göttertrank gekostet? —
Ach! ich sah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Wesen, die sich schlangen,
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majestätisch anzuschauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht vernein' ich eurem Gaume,
Wißt! der Apfel an dem Wunderbaume
Labt — mit Göttertraume."

Laura — weine unsers Glükes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als sie sich unschuldsvoll umrollten —
Sieh! — wie Flammen ihr Gesicht vergoldten! —
— Und die Teufel schmollten. *A*

19. **Gruppe aus dem Tartarus** (S. 41). Nach *G* II, S. 150. Zuerst *A*, S. 147.

20. **Elysium** (S. 42). Nach *G* II, S. 151. Zuerst *A*, S. 196. Überschrift, Zusatz: Eine Kantate. *A*. Dann über den 6 Strophen die Überschriften: [1] Chor. [2] Erste Stimme. [3] Zweite Stimme. [4]

Dritte Stimme. [5] Vierte Stimme. [6] Fünfte Stimme. *A* | $_{3}$ jedwedes *A* | $_{22}$ Halmen *A*.

21. **Die Freundschaft** (S. 43). Nach *A*, S. 148. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. — Vers 13—42 auch in *Th* 1786, Heft 3, S. 123, Vers 43—60, ebenda, S. 130 | $_{22}$ Laß das wilde Chaos wiederkehren *Th* | $_{23}$ schütteln] stören *Th* | $_{31}$ bange *A Th* | $_{35}$ Raphael, in Deinen Seelenbliken *Th* | $_{46}$ tausendfache *A Th* | $_{50}$ Mongolen] Barbaren *Th*.

22. **Melancholie an Laura** (S. 45). Nach *A*, S. 166. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. | $_{6}$ Dem] Wem *K* | Tropfen *K* | $_{7}$ Der] Wer *K* | $_{50}$ blumigen *K* | $_{62}$ Regenbogenfarbiges *K*.

23. **Monument Moors des Räubers** (S. 49). Nach *A*, S. 177. Fehlt *GK*.

24. **Der Flüchtling** (S. 51). Nach *G* II, S. 147. Zuerst in *A*, S. 184. Überschrift: Morgenfantasie *A* | $_{2}$ düstre Tannenrizen *A* (bei Goedeke übersehen) | $_{15}$ in perlendem *A* G^1 | $_{34}$ Jünglingsgeberde *K*.

25. **An Minna** (S. 53). Nach G^2 II, S. 154. Zuerst *A*, S. 190 | $_{5}$ Thoren] Laffen *A* | $_{7}$ Nimmer satt sich zu begaffen? — *A* | $_{9}$ Sonnenhute *A* | $_{24}$ Thörin] Hure *A* | Statt $_{25-40}$ drei Strophen:

1. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtgen! schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich.
Darauf $_{29-32}$ unseres Textes. *A* G^1 *K*

2. Strophe: Besteht aus $_{25-28}$ und $_{33-36}$ unseres Textes *A* G^1 *K*

3. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben
Dein Gesichtgen! — schäme dich.
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich —
Darauf $_{37-40}$ unseres Textes *A* G^1 *K*

$_{26}$ stehn,] gehn, *A* G^1 *K* | $_{30}$ Nordwind *A* G^1 *K*.

26. **Graf Eberhard der Greiner** (S. 54). Nach *G* II, S. 135. Zuerst in *A*, S. 251 | $_{26}$ ihm] ihn Ed. Bülow in seiner Ausgabe der „Anthologie" (Heidelberg 1850); unrichtig, vgl. Ged. 153, 36. | $_{47}$ Sank *K*.

27. **Der Kampf** (S. 56). Nach *G* I, S. 279. Zuerst *Th* 1786, zweites Heft, S. 59, Überschrift: Freigeisterei der Leidenschaft. Als Laura vermählt war im Jahr 1782. *Th* | $_{4}$ fordre *K* | Nach $_{8}$:

Sieh, Göttin, mich zu deines Trones Stufen,
Wo ich noch jüngst, ein frecher Beter, lag,
Mein übereilter Eid sei widerrufen,
Vernichtet sei der schrekliche Vertrag,

Den du im süßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangst,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügerisch aus meinem Busen rangst.

Wo sind die Feuer, die elektrisch mich durchwallten,
Und wo der starke, kühne Talisman?
In jenem Wahnwiz will ich meinen Schwur dir halten,
Worin ich unbesonnen ihn gethan. *Th*

9 wir] du und ich *Th* | 18 Verbrecher *Th* | 22 Tyrannisches] Entsetzliches *Th* | Nach 24:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag ich es stumm, an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tirannenkette los!

Jetzt schlug sie laut die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glük —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blik.

Mir schauerte vor dem so nahen Glüke,
Und ich errang es nicht!
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurüke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsezen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verlezen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geseze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschroken troz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüßgen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemahlt?

So wucherst du mit deinen Paradiesen?
  Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?

Bestichst man dich mit blutendem Entsagen?
  Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brüke schlagen?
  Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
  Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
  Er hat auf immer seinen Lohn dahin! *Th*

28. **Resignation** (S. 57). Nach *G* I, S. 293. Zuerst *Th*, 2. Heft, S. 64. Überschrift, Zusatz: Eine Phantasie. *Th* | $_{11}$ Schauerbrüke *Th* | $_{12}$ Ehrwürdge Geistermutter — Ewigkeit. *Th* | $_{15}$ mein Lauf ist aus. Ich weiß von keiner Seligkeit. *Th* | Nach $_{40}$:

„Du siehst die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
  die blühende Natur
bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
Wenn Erd und Himmel trümmernd aus einander fliegen,
  daran erkenne den erfüllten Schwur.“ *Th*

Nach $_{50}$: „„Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
  von mächtigen gegönnt,
Schrekfeuer angestekt auf hohen Thürmen,
Die Phantasie des Träumers zu bestürmen,
  wo des Gesetzes Fakel dunkel brennt.““ *Th*

$_{53}$ schlaue Hüllen *Th* | $_{75}$ forbre *K*.

29. **An die Freude** (S. 61). Nach *G* II, S. 121. Zuerst *Th* 1786, 2. Heft, S. 1. Verglichen noch Pölitz' Abschrift früherer Fassung, bei Hoffmeister, Nachlese 1, S. 319 *(Pölitz)* | $_{6}$ Was der Mode Schwerd getheilt; *Th* | $_{7}$ Bettler werden Fürstenbrüder, *Th* | $_{34}$ Ahnest *K* | $_{47}$ Laufet] wandelt *Gh*

$_{45-48}$ Wer gebar das Weltenwunder?
  Wo der Starke, der es hält?
  Brüder, von dem Sternenzelt
Winkt ein großer Gott herunter. *Pölitz*

$_{89-90}$ Menschlichkeit auf Königsthronen
Harten Richtern warmes Blut! *Pölitz*

Nach $_{96}$: Rettung von Tirannenketten,
  Großmut auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
  Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Toden sollen leben!
  Brüder trinkt und stimmet ein,
Allen Sündern soll vergeben
  und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde. *Th*

30. **Bittschrift** (S. 64). Originalhandschrift, früher im Besitz von Friedrich Förster, verloren. Nach Facsimile davon bei Goedeke und sonst abgedruckt. Umschlag des zwei Oktavseiten füllenden Gedichtes hatte Aufschrift: Unterthänigstes *Pro Memoria* an die Konsistorialrath Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter. Zuerst gedruckt (ohne Nennung eines Gewährsmanns) in der Rheinländischen Zeitung, Frankf. 1803, No. 89, dann in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1804, August, S. 93. In Hoffmeisters Nachlese I, S. 321 u. a.

31. **An Körner** (S. 66). Nach Goedeke IV, S. 16.

32. **Die unüberwindliche Flotte** (S. 66). Nach *G* II, S. 128. Zuerst *Th* 1786, 2. Heft, S. 76 | $_{1}$ kommt *K* | $_{34}$ ahne *K* | $_{36}$ guten, schönen Neuere Ausgaben. In der Anmerkung (S. 68): zween letztern *Th G*[1]

33. **Die Götter Griechenlands** (S. 68). Nach *G* I, S. 281. Zuerst *Tm*, März 1788, S. 250 | $_{1}$ regiertet *Tm* | $_{3}$ Glücklichere Menschenalter führtet *Tm* | $_{9}$ zauberische] mahlerische *Tm* | $_{22}$ lebt' in] starb mit *Tm* | $_{27}$ tönt' *Tm G K* | $_{28}$ Philomelens *Tm* | aus] in *Tm* | $_{32}$ Ach vergebens! ihrem schönen Freund. *Tm* | $_{36}$ der Leto Sohn] Hyperion *Tm* | Statt $_{41-48}$:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
Der den Donnrer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Beßre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte sich die Jugend,
Blühender in Ganymedas Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand. *Tm*

49–56 nach Zusatz zu 64 *Tm* | 63 Und die Wangen des Bewirters *Tm* | Nach 64:

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt. *Tm*

Nach 56: Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Diese traurge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster wie er selbst ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann. *Tm*

Statt 68 Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar. *Tm*

77 Linus] Orpheus *Tm* | 80 Pfeile] Waffen *Tm* | Nach 80 Zusatz:

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann. *Tm*

85 Wiederforderer *K* | 92 fabelhafte] goldne *Tm* | 96 der Schatten nur] nur das Gerippe mir *Tm* | 98 Nordens *K* | 98 schauerlichem] winter=

lichem *Tm* | $_{106}$ Herrlichkeit] Trefflichkeit *Tm* | $_{107}$ Geistes] Armes *Tm* | $_{108}$ Reicher nie durch meine Dankbarkeit, *Tm* | Statt $_{121-128}$:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irdschen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen:
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt. *Tm.*

34. **Einer jungen Freundin ins Stammbuch** (S. 72). Nach *Ma* 1796, S. 36. — Ursprünglich in das Stammbuch seiner späteren Frau, Charlotte von Lengefeld, geschrieben, unterm 3. April 1788. Als Facsimile (*F*) veröffentlicht in „Schiller und Lotte", Stuttg. u. Augsb. 1856. Überschrift: In das Stammbuch Charlottes von Lengefeld. *F* | $_{2}$ Freundin] Lotte *F* | Statt $_{5-6}$:

So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
Die jeder Deiner Blicke siegreich zählt,
Die Deine sanfte Seele Dir erzwungen,
Die Statuen, die — Dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen *F*

$_{9}$ Reize] Schätze *F* | $_{10}$ Für Tugenden uns Erdenbürgern an *F*
Statt $_{12-13}$: Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
den will ich sehn — der Diesen trotzen kann! *F*

$_{15}$ fehlt *F* | Unterschrift: Weimar d. 3. April 1788. Fridrich Schiller. *F.*

35. **Die berühmte Frau** (S. 73). Nach *G* II, S. 159. Zuerst in: Pandora f. d. Jahr 1789, S. 1 (*P*). | $_{49}$ fragt *K* | $_{100}$ bunten] ehrenvollen *PG*¹*K* | $_{101}$ Wo Griechen untermischt mit Weisen *PG*¹*K* | $_{104}$ An einem Tisch zusammen speisen; *PG*¹*K* | Nach $_{106}$: Noch andre — sie mit Würde zu bestehn, Um die Versuchung lüstern flehn — *PG*¹*K.*

36. **Die Künstler** (S. 78). Nach *G* II, S. 41. Zuerst in *Tm* 1789, März, S. 283. | $_{43}$ älternde *Tm* | $_{53}$ ahnend *K* | $_{72}$ Verlassenen *G*. Druckf. | $_{106}$ Strahle nur *Tm* | $_{154}$ wurden] werden *G*²*K* | $_{170}$ Leier] Zitter *Tm* | $_{189}$ nach] in *Tm* | $_{262}$ Ringers] Fechters *Tm*. Die Änderung ist hervorgerufen durch die Rezension Schlegels in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste" (A.W. von Schlegels Werke, von Böcking, VII, S. 19) | $_{426}$ reine Töne. *G* Druckf. | $_{445}$ sie] die Gesunkene *Tm*.

37. **In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes** (S. 95). Zuerst Morgenblatt 1808. Nr. 86. 8. April, S. 340, Überschrift: Stammbuch-Impromptu von Schiller. Dann in *K* aufgenommen.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). Nach *G* I, S. 153. — Zuerst *Ma* 1799, S. 202.

39. **Die Macht des Gesanges** (S. 96). Nach *G* II, S. 73. Zuerst *Ma* 1796, S. 1. | $_{11}$ Wesen] Nach Humboldts Brief vom 18. August 1795 ursprünglich: Mören, wonach vielleicht V. 13 und 14 lauteten:

Wer kann das Lied des Sängers hören
Und seinem Zauber widerstehn?

40. **Das Kind in der Wiege** (S. 98). Nach *G* II, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 4.

41. **Odysseus** (S. 98). Nach *G* I, 33. Zuerst *Ma* 1796, S. 6.

42. **Das Unwandelbare** (S. 98). Nach *G* II, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 24.

43. **Zeus zu Herkules** (S. 98). Nach *Ma* 1796, S. 28. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen.

44. **Der Tanz** (S. 99). Nach *G* I, S. 12. Zuerst *Ma* 1796, S. 32. |

$_{1-2}$ Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan. *Ma*

$_{3}$ von ihren Leibern geschieden? *Ma* | $_{4}$ Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt? *Ma* | $_{5}$ durch die Luft schwimmt, *Ma* | $_{7}$ melodischen Wellen *Ma* |

$_{9-10}$: Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl. *Ma*

$_{11}$ mutiges] holdes *G*¹ | $_{11}$ Vor ihm her entsteht seine Bahn, *Ma* | $_{12}$ Wie] Leis wie *Ma* | $_{13}$ Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durcheinander *Ma* | $_{16}$ stellt sich die Ordnung mir dar. *Ma* | $_{17}$ Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung, *Ma* | $_{19}$ erneut] bewegt *Ma* | $_{20}$ Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn? *Ma* |

$_{21-22}$: Daß mit Herrscherkühnheit einher der Einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt? *Ma*

$_{26}$ verwilderte] gesetzlose *Ma* | $_{27}$ Und der Wohllaut der großen Natur umrauscht dich vergebens? *Ma* | $_{28}$ Strom dieser harmonischen Welt? *Ma* |

$_{31-32}$: Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
Handelnd fliehst du das Maß, das du im Spiele doch ehrst? *Ma*

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Nach *G* I, S. 66. Zuerst *Ma* 1796, S. 39.

46. **Würden** (S. 100). Nach *G* I, S. 194. Zuerst *Ma* 1796, S. 48. | $_{3}$ Aber die Welle flieht mit dem Strom *Ma*. Humboldt tadelt unterm 31. August 1795 den Hiatus: Welle entführt und schlägt Well' entführt vor. Diese einfache Änderung muß dem Dichter zunächst nicht eingeleuchtet haben, er änderte vielmehr die Lesart, nahm aber dann in *G* den Humboldtschen Vorschlag doch auf. | $_{6}$ Nicht der Mensch *Ma*.

47. **Deutschland und seine Fürsten** (S. 101). Nach *Ma* 1796, S. 53. — Fehlt *GK*, erst in *M* aufgenommen.

48. **Pegasus im Joche** (S. 101). Nach *G* I, 187. Zuerst *Ma* 1796, S. 62. Überschrift: Pegasus in der Dienstbarkeit. *Ma* | $_{89}$ in majestätschen Wogen *Ma* | $_{92}$ Verschwindet es am fernen Ätherbogen *Ma*.

49. **Der spielende Knabe** (S. 104). Nach *G* II, 117. Zuerst *Ma* 1796, S. 79.

50. **Die Johanniter** (S. 104). Nach *G* I, S. 197. Zuerst *Ma* 1796, S. 90. Überschrift: Die Ritter des Spitals zu Jerusalem. *Ma* | $_{5}$ Aber schöner kleidet euch doch die *Ma* | $_{8}$ niedrige] ruhmlose *Ma*.

51. **Der Sämann** (S. 105). Nach *G* I, S. 186. Zuerst *Ma* 1796, S. 97 | $_{1}$ Sieh *Ma*.

52. **Die zwei Tugendwege** (S. 105). Nach *G* I, S. 206. Zuerst *Ma* 1796, S. 110. | $_{1}$ Wege] Pfade *Ma* | $_{4}$ ihm] dem *Ma*.

53. **Die Ideale** (S. 105). Nach *G* I, S. 42. Zuerst *Ma* 1796, S. 135. Nach $_{12}$:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt!
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist,
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt. *Ma*

$_{15}$ Der feindlichen Vernunft *Ma* | $_{18}$ Den Stein Pygmalion *Ma*.

$_{21-24}$ So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr. *Ma*

$_{25-26}$ Bis warm von sympathetischem Triebe
Sie freundlich mit dem Freund empfand, *Ma*

Nach $_{40}$: Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt,
Es werfen[1] Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ozean. *Ma*

[1] Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: warfen.

41 Wie] So[1] *Ma* | 42 Ein reißend bergab rollend Rad, *Ma* | 44 Pfad *Ma* | 46 Erhub *Ma*

65–68 Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug,
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach! allzuschnell der Hore Flug. *Ma.*

54. **Der Kaufmann** (S. 108). Nach *G.* I, S. 185. Zuerst *Ma* 1796, S. 144.

5–6 Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach. *Ma.*

55. **An die Proselytenmacher** (S. 108). Nach *G* I, S. 198. Zuerst *Ma* 1796, S. 155. Dort ganz abweichende Gestalt:

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur Etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen solltet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

56. **Der Abend** (S. 109). Nach *G* I, S. 41. Zuerst *Ma* 1796, S. 165.

8 Tethys *M.*

57. **Der Metaphysiker** (S. 110). Nach *G* I, S. 199. Zuerst *Ma* 1796, S. 171.

58. **Kolumbus** (S. 110). Nach *G* I, S. 32. Zuerst *Ma* 1796, S. 179.

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Nach *G* I, S. 330. Zuerst *Ma* 1796, S. 186.

4–6 Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand. *Ma*

9 Und die irren Tritte wanken *Ma* | 31 Nähren] Pflegen *Ma* (bei Goedeke übersehen) | 33 Wissens] Denkens *Ma* | Nach 34:

Seines Willens Herrschersiegel
Drückt der Mann auf die Natur,
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er Seinen Schatten nur,
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie,
Nur das Bild auf seinem Netze,
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken,
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken,
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück. *Ma*

[1] Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: vom kühnen statt von kühnem.

35–38 Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süßgetheilten Schmerz, *Ma*

40 Nicht der Thränen sanfte Lust, *Ma* | 42 Fester seine feste Brust. *Ma* |
50 trotzig] stürmisch *Ma* | Nach 62:

Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite,
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch, als Königinn, die Pflicht,
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit,
Nur der ewge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüthe,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unschuld Schooß gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle
Birgt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt. *Ma*

60. **Abschied vom Leser** (S. 112). Nach *G* I, S. 334. Zuerst *Ma* 1796, S. 203. Überschrift: Stanzen an den Leser. *Ma* | Sängers Abschied *Gh*, danach *M*.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Nach *G* I, S. 262. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 1. Dazu Abschrift von Charlotte Schillers Hand (*Ch*), nach Goedeke XI, S. 54. Überschrift: Das Reich der Schatten. *H* | Das Reich der Formen. *G*[1] | Das Ideal und das Leben. *G*[2] | Nach 10 Zusatz:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,[1]
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit. *H*. In *K* unterm Text.

30 In der Schönheit Schattenreich! *H* | Nach 30:

Und vor[2] jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimath zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freystatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.
H. In *K* unterm Text.

33 Schwebe *H* | 40 erscheine *H*] Schwanket, feyre, feyert *Ch* | 43 Wehe *H* | 45 Leben] Schicksal *H* | 49 erblicke *H* (Druckf.) | 50 Fröhlich das erreichte Ziel. *Ch* | 73 Thatenvoll] Schöpferisch *Ch* | 77 Ernst] Fleiß *Ch* | 87 Zweifel] Stürme *Ch* | 93 Schuldbefleckt dem Heiligen euch naht, *Ch*

101–110 Aber laßt die Wirklichkeit zurücke
Reißt euch los vom Augenblicke,

---

[1] Unsterblichkeit *Ch*.
[2] vor] von *H* Druckf.

Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heilge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkühr ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott. *Ch*

Vgl. Brief an Humboldt vom 7/9. 95, u. Goedeke.

112 Laokoon] Priams Sohn *H*. Unter Druckfehler und Verbesserungen am Schluß des Horenjahrgangs steht: lies Laokoon. Aber in *G* hatte Schiller diese Berichtigung Humboldts vergessen; berichtigt erst *M*

112–113 ... den Schlangen
Unterliegt mit namenlosen Schmerz, *Ch*

119 heil'gen] mächtgern *Ch* | 122 reinen Formen] Schatten selig *H* | 125 tapfrer] schöner *Ch* | 136 des Totenschiffers] den Acherontschen *H* | Muthig in des Höllenschiffers Kahn. *Ch*

62. **Der Genius** (S. 119). Nach *G* I, S. 23. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 89. Überschrift: Natur und Schule. *H* | 1 Ist es denn wahr sprichst du, was der Weisheit Meister mich lehren, *H* | 10 modrigen *K* | 16 kindlich] einfach *H* | 17 im Leben] in der Menschheit *HG*^{1} | 18 das Gefühl] der Instinkt *HG*^{1} | 21 Noch fehlt *H* | 23 Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger, *HG*^{1} | 29 dahin!] nicht mehr. *H* | 30 Frieden gestört.] Einklang entweiht. *H* | Statt

31–33: Wolkigt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel
Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist.
Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öfnen, *H*

40 ihr Rufen] ihre Stimme *H* | Nach 44:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur? *H*

47 eh'rnem] eisernem *H* | 49 Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel, *H* | 51 Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig bewegen, *H* | Nach 54:

Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mislingt. *H*

63. **Das verschleierte Bild zu Sais** (S. 121). Nach *G* II, 108. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 94.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Nach *G* I, 192. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 126. | 5 Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde *H* | 6 Träumende] Sorglose *H* träumende *M* | 7 Nährt mit ihrem eigenen Leben *H*

65. **Die Antike an den nordischen Wandrer** (S. 124). Nach *G* I, S. 150. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 128. Überschrift: Die Antike an einen Wanderer aus Norden. *H* | $_{2}$ schwindliche *H* | Nach $_{6}$:

Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiserner Himmel,
  Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
  Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
  Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne,
  Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.
H, unterm Text *K*.

66. **Deutsche Treue** (S. 124). Nach *G* I, S. 200. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 130 | Nach $_{2}$:

Jenen schützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,
  Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst. *H*

$_{3}$ Aber den Prinzen Österreichs führt *H* | $_{5}$ Mit dem Thron erkauft er die Freyheit; *H* | $_{11}$ Arm in Arm *H* (Druckf.) | $_{13}$ Friedrichs *K*.

67. **Das Höchste** (S. 125). Nach *H* 1795, 9. Stück, S. 134. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen.

68. **Ilias** (S. 125). Nach *H* 1795, 9. Stück, S. 135. Fehlt *G*, zuerst aufgen. in *K* | $_{3}$ lautete nach Humboldts Briefe vom 31. Aug. 1795 ursprünglich: Hat es doch nur eine einzige Mutter und trägt ihre Züge.

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). Nach *H* 1795, 9. Stück, S. 136. Fehlt *G*, zuerst aufgen. in *K*.

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Nach *G* I, S. 49. Zuerst *H* 1795, 10. Stück, S. 72. Überschrift: Elegie. *H* | $_{3}$ belebte] lachende *H* | $_{11}$ Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben, *H* | $_{12}$ Anmut] Wohllaut *H* | $_{13}$ Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese, *H* | $_{15}$ summen geschäftige Bienen *H* die geschäftige Biene *KM*, Kurz, Boxberger u. a., sehr schlecht; denn gerade Besserung der Cäsur war Schillers Grund zur Änderung | $_{16}$ röthlichen *K* | Nach $_{16}$:

Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet
  Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf. *H*

$_{21}$ schlängelnder | mystischer *HG*[1] | $_{27}$ Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald giebt *H* | $_{33}$ Unter mir seh ich endlos den Äther und über mir endlos, *H* | $_{39}$ sieh!] fehlt *H* | $_{45}$ Länder verknüpfende *HGK* | $_{53}$ Die Reb'] Der Weinstock *H* | $_{58}$ Gleich, wie dein Tagewerk, *H* |

Nach $_{64}$: Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
  Lebt nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz. *H*

$_{67}$ Majestätisch verkündigen ihn die *H* | $_{75-76}$ hoch schläget in tausend Brüsten] in tausend Brüsten Schlägt *H* | $_{79}$ Von dem Himmel steigen *H* | $_{85}$ an] von *H* (wohl Druckversehen für an oder vor) | $_{88}$ Sitten] Wahrheit *H* | $_{92}$ Heerzug] Zuge *H* | $_{95}$ doch nur der Ruhm kam zurücke, *H* |

$_{97}$ verkündige] gieb Kunde *H* | $_{99}$ ihr Theuren! *H* | $_{105}$ Felsbruch] Bruche *H* Stein,] Fels, *H* | $_{107}$ ertönt *H* | $_{108}$ sprißen *G*[3] (1807) *K* sprüßen *HG* | $_{109}$ goldene *M* | $_{114}$ ragenden] thürmenden *H* | $_{115}$ Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte, *H* | $_{121}$ Da gebiert dem Talente das Glück *H* | $_{122}$ der Luft.] empor, *H* | $_{124}$ vom Meißel] von Dädal *H* | redet das fühlende Holz, *H* | $_{129}$ Gemache zeichnet *H* | $_{131}$ Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Waage, *H* | $_{135}$ dem stummen Gedanken die Presse, *H* |

$_{141-142}$: Freyheit heischt die Vernunft, nach Freyheit rufen die Sinne,
Beyden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng. *H.*

$_{143}$ Sturme *H* (bei Goedeke übersehen) | $_{146}$ wieget sich mastlos *H* |
Nach $_{148}$: Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
Lüsterne Willkühr vermischt, was die Nothwendigkeit schied, *H*

$_{149}$ Glauben und] die heilige *H* |
Nach $_{150}$: Ihren Schleyer zerreißt die Schaam, Asträa die Binde,
Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum, *H*

$_{156}$ göttlichen Adel] göttliches Vorrecht *H* | $_{157-159}$:
Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle,
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet, *H*

Nach $_{160}$:
Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge,
Hohl ist die Schaale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn. *H*

$_{163}$ Lange Jahre, Jahrhunderte mag *H* | $_{164}$ Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülse bestehn, *H* | Nach $_{166}$:
Biß, verlassen zugleich von dem Führer von aussen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht. *H*

$_{167}$ Einer Tigerin gleich] Eine Tygerin *H* | $_{171}$ Mauern *K* | Nach $_{172}$:
Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Veränderung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahn,
Nimmer der Freye den Freyen zum bildenden Führer sich nehmen,
Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht. *H*

$_{174}$ hinter mir, vor mir] vorwärts und rückwärts *H* | $_{184}$ Mühen] Arbeit *H* (bei Goedeke übersehen) | $_{187}$ Der mit des Lebens furchtbaren Bild mich schaudernd ergriffen, *H.* Beweist, daß in *K* Semikolon nach ergriff falsch; vgl. Goedeke, XI, S. 90, Anm. | $_{189}$ Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben, *H* | $_{197}$ Wiegest auf gleichem Mutterschoose die wechselnden Alter; *H*

71. **Die Teilung der Erde** (S. 133). Nach *G*[2] I, S. 30. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 27 | $_{1}$ Da! Nehmt sie hin, die Welt! *H* | $_{2}$ den Menschenkindern zu. *H* | $_{3}$ Erb' und fehlt *H G*[1] | $_{5}$ Da griff, was Hände hatte, zu, *H* Da lief, was Hände hatte, zu, *G*[1] | $_{9-12}$:
Der Kaufmann füllte hurtig[1] sein Gewölb', die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,

[1] hurtig fehlt *HG*[1], in *H* aber unter Druckfehler und Verbesserungen nachgetragen.

Der König sagte: Jeglichem das Seine:
Und mein ist — was geärntet wird![1] *H G*¹

₁₃ Ganz spät erschien *H* | ₁₄ Naht] Auch *H* | Erschien auch der Poet, *G*¹ | ₂₁ Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet, *H G*¹ | ₂₂ Antwortete der Gott, *H* Antwortet' ihm der Gott, *G*¹ | ₂₅ Stralen⸗angesichte, *H G*¹ | ₂₉ Was thun?] Was kann ich thun, *H*.

72. **Die Weltweisen** (S. 134). Nach *G* II, S. 113. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 29. Überschrift: Die Thaten der Philosophen. *H* | ₁ Den Satz, *H* | ₃ Der Nagel,] Den Kloben *H* unter Druckfehler in Nagel verbessert, Kloben *GKM* | ₁₅ Metaphysik] Philosophie *H* | ₂₅ Des Cartes] Leibnitz *H*.

73. **Theophanie** (S. 136). Nach *G* I, S. 208. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 40.

74. **Einem jungen Freunde,** als er sich der Weltweisheit widmete (S. 136). Nach *G* II, S. 132. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 41 | ₅ harret? *H* | ₁₂ Wahrheit *H*.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Nach *G* I, S. 149. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 42 | ₇ Willst du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche zeugen, *H*.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Nach *G* I, S. 72. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 55 | ₁ in sie] in ihr *K* (irrtümlich).

77. **Die Sänger der Vorwelt** (S. 138). Nach *G* I, S. 169. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 56, Überschrift: Die Dichter der alten und neuen Welt. *H* |

₅₋₆: Ach, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten
Würdig der Leyer, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr. *H*

₈ Wort.] Lied! *H* | ₉ Jeder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfing mit Entzücken *H* | ₁₁ entbrannten *H* | ₁₄ Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang, *H* | ₁₅ Dem noch von außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte, *H* | ₁₆ Die] Das *H* — Herzen] Busen *H* |

Nach ₁₆: Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu ver⸗nehmen,
Und ein betrogenes Ohr leyht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt. *H*

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Nach *G* II, S. 200. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 57, Überschrift: Schön und Erhaben. *H* | ₁ die durch das Leben dich leiten, *H* | ₂ stehn] gehn *H* | ₉ ersten *H*.

79. **Karthago** (S. 139). Nach *G* II, 134. Zuerst *H* 1795, 12. Stück, S. 114 | ₂ Gewalt] Trotz *H* | ₅ erwirbst *H*.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Zuerst *G* II, S. 207.

81. **Das Mädchen aus der Fremde** (S. 140). Nach *G* I, S. 3. Zuerst *Ma* 1797, S. 17 | ₇ Und *Ma*] Doch *G* Druckf.

82. **Pompeji und Herkulanum** (S. 141). Nach *G* I, S. 288. Zuerst *Ma* 1797, S. 19. | ₅ O kommet und seht! *Ma* | ₇ Giebel an Giebel

[1] Und mir zollt, was geärntet wird. *G*¹

richtet sich auf, der Portikus öfnet *Ma* | $_{12}$ Agamemnon. umher sitze das horchende Volk. *Ma* | $_{13}$ führet der prächtige Bogen? *Ma* | $_{22}$ schaudrige $G^3 K$

$_{25-28}$ Dafür: Heitre Farben beleben die Wand, mit blumigter Kette
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein. *Ma*

$_{37}$ Steht nicht hier noch der Dreyfuß *Ma* | $_{39}$ Kaufet *Ma* | $_{49}$ Griffel zum Schreiben findet ihr hier und wächserne Tafeln, *Ma*.

83. **Die beste Staatsverfassung** (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

84. **An die Gesetzgeber** (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

85. **Würde des Menschen** (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G K*.

86. **Das Ehrwürdige** (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

87. **Klage der Ceres** (S. 144). Nach *G* I, S. 5. Zuerst *Ma* 1797, S. 34 | $_{35}$ Thräne *K*, wohl versehentlich | $_{53}$ feucht] trüb *Ma* | $_{62}$ Gleis] Pfad *Ma* | $_{64}$ Fest bestehet Jovis Rath. *Ma* | $_{86}$ Wenn von Nordes] Von des Nordens *Ma* | $_{93}$ trauernd *M*.

88. **Falscher Studiertrieb** (S. 148). *Ma* 1797, S. 49. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

89. **Quelle der Verjüngung** (S. 148). *Ma* 1797, S. 51. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

90. **Die Geschlechter** (S. 148). Nach *G* I, S. 69. Zuerst *Ma* 1797, S. 59 | $_{17}$ Jetzo Natur beschütze dein Werk! *Ma* | $_{23}$ Seufzend flüstert im Winde das Rohr, sanft murmeln die Bäche, *Ma* | $_{30}$ wehet] wehrt *K* Druckfehler.

91. **Der Naturkreis** (S. 149). *Ma* 1797, S. 62. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

92. **Das Geschenk** (S. 150). Nach *G* I, S. 195. Zuerst *Ma* 1797, S. 71.

93. **Der Genius mit der umgekehrten Fackel** (S. 150). *Ma* 1797, S. 87. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

94. **Macht des Weibes** (S. 150). Nach *G* I, 196. Zuerst *Ma* 1797, S. 88.

95. **Tugend des Weibes** (S. 151). *Ma* 1797, S. 89. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

96. **Weibliches Urteil** (S. 152). Wie 95.

97. **Forum des Weibes** (S. 151). Wie 95.

98. **Das weibliche Ideal** (S. 151). *Ma* 1797, S. 90. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen. $_{6}$ malt] macht *K M* (Druckf.)

99—104. **Die schönste Erscheinung. Der griechische Genius. Erwartung und Erfüllung. Das gemeinsame Schicksal. Menschliches Wirken. Der Vater.** (S. 152 und 153). *Ma* 1797, S. 91—114. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

105. **Dithyrambe** (S. 153). Nach *G* I, S. 151. Zuerst *Ma* 1797, S. 120. Überschrift: Der Besuch. *Ma*. In *Gh* hat Schiller eigenhändig die 2., 8. und 10. Zeile jeder Strophe mit der vorhergehenden verbunden.

106 und 107. **Liebe und Begierde. Güte und Größe** (S. 154 und 155). *Ma* 1797, S. 125. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

108. **Votivtafeln** (S. 155). Nach *G* I, S. 303. — In *Ma* 1797 S. 152 ff. unter Überschrift *Tabulae votivae* 103 Epigramme, von denen 40, nämlich die obigen Nummern: 1—11, 13—19, 22, 26, 30, 33, 34, 36, 38—45, 47—49, 51—54, in *G* aufgenommen (No. 41 in *Ma* 2 Epigramme). In *K* hinzugefügt: Die Triebfedern. und Deutscher Genius. Diese nebst weiteren 14 aus *Ma* oben als No. 111—126 der Gedichte abgedruckt. Es bleiben ausgeschlossen 47 der Epigramme aus *Ma*, von denen gegen 30 Goethe gehören mögen. Vgl. „Nachlese zu den Gedichten". *2.* **Die verschiedene Bestimmung.** $_1$ beschäftigen sich,] sorgen dafür, *Ma* | $_5$ der einzige streuet *Ma.* *5.* **Unterschied der Stände.** $_1$ Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; *Ma.* | $_2$ edle] schöne *Ma.* *6.* **Das Werte und Würdige.** $_1$ so teile mir's mit,] so gieb es her *Ma.* *8.* **Mitteilung.** $_2$ Bei der Schönheit *Ma.* *12.* **Jetzige Generation.** Zuerst *Ma* 1797, S. 49. $_1$ immer *G*] stets so *Ma.* *14.* **Der gelehrte Arbeiter.** Überschrift: Der Philister. *Ma* | $_1$ labt] belohnt *Ma.* *15.* **Pflicht für jeden.** Auch von Goethe in seine Werke aufgenommen. *16.* **Aufgabe.** Auch von Goethe aufgenommen mit der Änderung des Anfangs: Gleich sei keiner dem andern. *20.* **Der Aufpasser.** Zuerst *Ma* 1797, S. 56. *21.* **Weisheit und Klugheit.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 132 | $_3$ Statt Kurzsichtige nach dem Brief an Humboldt vom 5/9. 95 ursprünglich Verzagte | $_3$ das dir zurückflieht,] von welchem du scheidest, *Ma.* *23.* **Politische Lehre.** Zuerst *Ma* 1797, S. 32. *24.* *Majestas populi.* Zuerst *Ma* 1797, S. 33 | $_4$ Nieten] Nummern *Ma* | nur] blos *Ma.* *25.* **An einen Weltverbesserer.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 133 | $_1$ Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, *H* | $_{10}$ Laß du das liebe Geschick walten *H.* *27.* **An die Astronomen.** Zuerst *Ma* 1797, S. 99 | $_1$ Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen, *Ma* | $_2$ die Natur] der Schöpfer *Ma* | sie] er *Ma.* *28.* **Astronomische Schriften.** Zuerst *Ma* 1797, S. 244. Überschrift: Der astronomische Himmel. *Ma* | $_1$ So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel! *Ma* | $_2$ fand auch bis dahin den Weg. *Ma.* *29.* **Der beste Staat.** Zuerst *Ma* 1796, S. 157. *31.* **Inneres und Äußeres.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. Überschrift: Innerer Wert und äußere Erscheinung. *Ma.* *32.* **Freund und Feind.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. nutzen *Xen* 641. *34.* **Schöne Individualität.** Überschrift: Harmonie und Identität. *Xen* 195. 196. | $_4$ Heil dir *Xen* 196. *35.* **Die idealische Freiheit.** Zuerst *H* 1795, 12, S. 114. Überschrift: Ausgang aus dem Leben. *H.* Unter jetziger Überschrift *G* I 316, sonderbarerweise in *G* II 207 nochmals aufgen., und zwar unter der alten Überschrift. | $_3$ Zeit. *H.* *36.* **Die Mannigfaltigkeit.** $_3$ wechselnden] spielenden *Ma* | $_4$ ewig] immer *Ma* | $_5$ bildend] liebend *Ma.* *37.* **Die drei Alter der Natur.** Zuerst *G* I, S. 317. *39.* **Der Nachahmer.** Überschrift: Der Nachahmer und der Genius. *Ma* | $_3$ Nur an gebildetem Stoff kannst du .. dich bilden *Xen.* 229. *40.* **Genialität.** $_3$ unermeßlicher] unergründlicher *Ma.* *41.* **Die Forscher.** Im *Ma* als zwei Epigramme: Metaphysiker und Physiker und Die Versuche. | $_1$ von außen, von innen *Xen.* 159 | $_2$ wütenden] grausamen *Ma* | $_3$ fangen] greifen *Ma* | $_4$ Geistestritt] leisem Tritt *Ma.* In *Xen* stehen die beiden Distichen in umgekehrter Reihenfolge und V. 3 lautet: Tausend Spione lauren auf deine Spuren, o

Wahrheit. *42.* **Die schwere Verbindung.** Auch von Goethe aufgenommen. *44.* **Das Naturgesetz.** $_1$ immer] von jeher *Xen* 242 | wird's auch bleiben *Xen* 242. *46.* **Tonkunst.** Zuerst *G* I, S. 321. fordr' ich Ausg. seit 1817. *47.* **Sprache.** erscheinen? *K* erscheinen! *Ma.* *49.* **Der Meister.** $_1$ ausspricht] darstellt *Xen* 368 | $_2$ An dem, was er verschweigt, kennt man den Meister des Styls. *Xen* 368. *50.* **Der Gürtel.** Zuerst *G* I, S. 322. *54.* **Die Gunst der Musen.** Überschrift: Das ungleiche Schicksal. *Ma.* *55.* **Der Homeruskopf als Siegel.** Zuerst *Ma* 1797, S. 85. | $_1$ zarte] süße *Xen* 559.

109. **Kleinigkeiten** (S. 165). Aus *G* II, S. 204. 1—3 zuerst im *Ma* 1797, S. 67, 4—8 *Ma* 1798, S. 240 u. 255. *2.* **Das Distichon.** flüssige] silberne *Ma.* *4.* **Der Obelisk.** $_2$ Kraft] Mut *Xen* 535. *5.* **Der Triumphbogen.** $_1$ den Bogen des Himmels *Xen* 536. *7.* **Das Thor.** $_1$ lade das Thor den Freien ein *Xen* 539.

110. **Das Regiment** (S. 166). *Ma* 1798, S. 156. Fehlt *GK.*

111—126 (S. 167—170). Stammen aus den *Tabulae votivae* des *Ma* 1797, 114 und 126 schon in *K* aufgen. Vgl. zu 108.

115. **Wahrheit** (S. 167). daß es doch Eines nur ist *Xen* 190.

116. **Schönheit** (S. 168). | $_1$ mannigfach] zahllos *Xen* 191. | $_2$ daß es Eines doch bleibt macht ja das wechselnde schön. *Xen* 191.

120. **Der Verstand** (S. 168). | $_1$ beseelen] beleben *Xen* 218.

123. **Witz und Verstand** (S. 169).

Der wagt zu wenig und jener zu viel — in der Nüchternheit mutig,
Fromm in der Wahrheit zu sein, war dem Genie nur verliehn. *Xen* 232.

125. **Bedeutung.**

Was bedeutet dein Werk? so fragt ihr den Künstler, den Dichter,
Freunde, fragt ihr mich so, kennt ihr das Schöne noch nicht. *Xen* 609.

127—154 (S. 170—181). Stammen aus den Xenien des *Ma* 1797, im ganzen 97 von den dortigen 414 Distichen. Davon in *G*: 127, 129, 130, 133, 135, 137, 144, 146, 148, 150 und die Gruppen 151, 152, 153, 154, zusammen 83 Disticha. Von den übrigen 14 sind 6 in *K* aufgen. (128, 131, 141, 142, 145, 147), 8 erst in der gegenwärtigen Ausgabe (132, 134, 136, 138—140, 143, 149).

127. **Der moralische Dichter** (S. 170). *G* II, 190. Überschrift: An einen gewissen moralischen Dichter. *Ma.*

128. **Das Verbindungsmittel** (S. 170). Auch von Goethe aufgen.

133. **Die Danaiden** (S. 171). Überschrift[1]: Bibliothek schöner Wissenschaften. *Ma.*

144. **G. G.** (S. 173). Ursprüngliche Überschrift im Xenienmanuskript (Boas 1856): Gelehrte Societäten. Überschrift: B. B. G^1, Druckf., korrigiert G^2. | $_1$ sieht man] siehst du *Ma.* — Jeder, steht er nur einzeln, Xenienmanuskr. | $_2$ euch] dir *Ma.* Der Anfang des Pentameters hieß im Xenienmanuskr. zuerst: Stehn sie zusammen, sogleich, dann geändert: Sind sie beisammen, sogleich,

[1] Im Xenienmanuskript ist es überschrieben Dyk und seine Gesellen. Dyk war der Verleger und Herausgeber der „Bibliothek schöner Wissenschaften"; der Name ist nicht von Schiller, sondern von Goethes Schreiber eingetragen. Die Urheberschaft ist danach zweifelhaft, obgleich Schiller selbst das Gedicht aufnahm; daher fehlt es in *M* (1860) u. a.

endlich von Goethe geändert: Sind sie *in Corpore*, gleich wird ein Dummkopf daraus, worin dann beim Druck des *Ma* noch das dir eingeschoben wurde.

146. **Griechheit** (S. 174). Im *Ma* als drei Epigramme unter den Überschriften: [1] Die zwei Fieber. [2] Griechheit. [3] Warnung.

148. **Die Sonntagskinder** (S. 174). Im *Ma* als zwei Epigramme, aber in umgekehrter Reihenfolge, unter den Überschriften: Die Geschwindschreiber. und Die Sonntagskinder.

150. **Die Homeriden** (S. 175). In *Ma* als 3 Epigramme, Überschriften: [1] Rhapsoden. [2] Viele Stimmen. [3] Rechnungsfehler.

151. **Die Flüsse** (S. 175). In *Ma* ohne diese Gesamtbezeichnung unter den einzelnen Überschriften. Vor 3 dort noch:

Donau in B.**

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.

2. **Rhein und Mosel.** $_2$ unsre Umarmung erfreut *Ma*.
3. **Donau in **.** Überschrift: Donau in O **. *Ma*.
7. **Pleiße.** $_1$ Bach] Bächlein *Ma*. (Bei Goedeke übersehen.)
11. **Gesundbrunnen zu **.** $_1$ Flüsse] Bäche Xenienmanuskr.
12. **Pegnitz.** Überschrift: P** bei N** *Ma*.
16. **Les fleuves indiscrets.** $_2$ Schätzchen] Steine Xenienms.

152. **Jeremiade** (S. 177). Nach *G* II, S. 191. In *Ma* 10 Epigramme, Überschriften: [1] Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger. [2] Böse Zeiten. [3] Scandal. [4] Das Publikum im Gedränge. [5] Das goldene Alter. [6] Comödie. [7] Alte deutsche Tragödie. [8] Roman. [9] Deutliche Prosa. [10] Chorus.

153. **Die Philosophen** (S. 178). Nach *G* II, S. 182. In *Ma* ohne Gesamtbezeichng., Überschriften: [1] Philosophen. [2] Aristoteles. [3] Dringend. [4] Einer aus dem Haufen. [5] Ich. [6] Ein zweiter. [7] Ein dritter. [8] Ein vierter. [9] Ein fünfter. [10] Ein sechster. [11] Ein siebenter. [12] Ich. [13] Ein achter. [14] Ich. [15] David Hume. [16] Rechtsfrage. [17] Puffendorf. [18] Gewissensskrupel. [19] Decisum.

3. **Lehrling.** $_1$ Halse,] Leibe, *Ma*.
6. **Zweiter.** $_1$ doch Dinge *K*.
10. **Sechster.** $_2$ setz' ich ein Nicht-Ich dazu. *Ma*.

154. **Shakespeares Schatten. Parodie.** (S. 181). Nach *G* I, S. 275. In *Ma* ohne Gesamtüberschrift als 23 Epigramme; Überschriften: [1] Hercules. [2] Heracliden. [3] Pure Manier. die folgenden abwechselnd Er. und Ich. überschrieben. $_{1-2}$ die hohe Kraft des Herakles, Seinen Schatten] den gewaltigen Hercules! Seine Übersetzung! *Ma* | $_{10}$ alten Kothurn] guten Geschmack *Ma* | $_{27}$ Achill] Anton *Ma* | Andromache *K*.

155. **Das Spiel des Lebens** (S. 182). Nach *G* II, S. 221.

156. **Die Begegnung** (S. 182). Nach *G* I, S. 89. Zuerst *H* 1797, 10. Stück, S. 109. $_1$ sah *H*, bloß Druckfehler, trotz Goedeke. $_{28}$ das edle nach Putsche (Ausg. 1884) das Edle *HGK* | $_{30}$ Blume *HG*[1] *M*.

157. **Das Geheimnis** (S. 184). Nach *G* I, S. 15. Zuerst *Ma* 1798, S. 299. | $_5$ komm'] schleich' *Ma*.

158. **Die Erwartung** (S. 185). Nach *G* I, S. 165. Zuerst *Ma* 1800, S. 226 | $_{23}$ der Verschwiegene, *G*³.

159. **An Emma** (S. 187). Nach *G* I, S. 300, *Ma* 1798, S. 115. Überschrift: Elegie an Emma. *Ma* | $_{17-18}$:

Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht. *Ma*.

160. **Am Geburtstage der Frau Griesbach** (S. 188). Zuerst in „Zeitgenossen“ dritte Reihe, erster Band (Leipzig 1829. Nr. VIII, S. 52); mitgeteilt von R. B. Abeken in Osnabrück.

161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Nach *G* I, S. 28. Zuerst *Ma* 1798, S. 221 | $_{29}$ nimmer sein] aller *Ma*. | $_{30}$ So lang er noch] Wenn er nicht mehr *Ma*.

162. **Licht und Wärme** (S. 190). *G* I, S. 184. Zuerst *Ma* 1798, S. 258.

163. **Breite und Tiefe** (S. 191). *G* II, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 263.

164. **Der Taucher** (S. 191). *G* I, S. 129. Zuerst *Ma* 1798, S. 119. — Der Zusatz Ballade[1] gestrichen *Gh* | $_1$ Rittersmann] Ritter *G*¹ (wohl Druckf.) | $_7$ sprach *Ma* | $_{33}$ und $_{69}$ sprützet *Ma G* | $_{114}$ regte *Ma G*¹ | $_{121}$ war mir's *Ma*.

165. **Der Handschuh** (S. 196). *G* I, S. 139. Zuerst *Ma* 1798, S. 41 | — Der Zusatz Erzählung gestrichen *Gh* | $_{27}$ Und recket die Zunge] Nach Goethes Brief an Schiller vom 29/7. 97 wahrscheinlich ursprünglich: Und leckt sich die Zunge. | $_{65}$ Und der Ritter sich tief verbeugend, spricht: *Ma*. Jetzige Lesart die ursprüngliche. Vgl. oben, S. 342.

166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). *G* I, S. 143. Zuerst *Ma* 1798, S. 24. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | $_{18}$ festlich] göttlich *K* | $_{40}$ Kreter waffenkund'ge] Sparter nie besiegte *Ma* | $_{47}$ Kreter] Sparter *Ma* | $_{71}$ ergetzen *Ma* | $_{85}$ Herbey der Koch erschrocken eilet, *Ma*.

167. **Nadowessische Totenklage** (S. 201). *G* I, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 237. Überschrift: Nadowessiers Totenlied *Gh* danach *M*.

168. **Ritter Toggenburg** (S. 203). *G* I, S. 73. Zuerst *Ma* 1798, S. 105. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | $_3$ fordert *G*³ *K* | $_{49}$ Und er baut *K*.

169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). *G* I, S. 155. Zuerst *Ma* 1798, S. 267 | Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | $_{58}$ Poseidons] Neptunus *Ma* | $_{62}$ forderts *K* | $_{91}$ Theseus *Ma G*] Kekrops *Gh*, danach *M* | $_{116}$ Sünder] Frevler *Gh*, danach *M* | $_{118}$ Erinyen *M*.

170. **Der Gang nach dem Eisenhammer** (S. 211). *G* I, S. 171. Zuerst *Ma* 1798, S. 306. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | $_{11}$ lebt' *Gh* | $_{24}$ wohlgestalten] anmuthsvollen *Ma* | $_{27}$ Dem] Ihm *Ma* | $_{97}$ zwoen *Ma* | $_{140}$ in schnellem *Ma G*¹ | $_{151}$ Chorgehülfe *K* | $_{174}$ klingelnd *M*, willkürlich | $_{197}$ grinsend zuerst Ausg. 1835, dann *M* | $_{223}$ Wird glühend und wird blaß *Ma G*¹ | $_{228}$ zum Wald] Die Straß' *Ma G*¹.

[1] Oben im Text versehentlich fortgelassen.

171. **An Demoiselle Slevoigt** (S. 218). Zuerst *Ta* 1812, dann *K*.

172. **Hoffnung** (S. 219). *G* I, S. 205. Zuerst *H* 1797, 10. Stück, S. 107 | $_{9}$ begeistert] locket *Gh M*.

173. **Das Glück** (S. 219). *G* I, S. 17. Zuerst *Ma* 1799, S. 62 | $_{7}$ Eh er es lebte, ist ihm *Ma* | $_{21}$ Bannes] Baumes Druckf. Goedeke | $_{26}$ himmlischen Höhn] seinem Olimp *Ma* | $_{35}$ Ihm gehorchen die wilden Gemüter, das *Ma*. Nach $_{36}$:

Ein gebohrener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn wie ein unsterblicher Gott. *Ma*.

Nach $_{46}$:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold. *Ma*.

$_{63}$ ersteht] steigt *Ma* | Nach $_{66}$:

Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeihst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift. *Ma*.

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). *G* I, S. 113. Zuerst *Ma* 1799, S. 151 | $_{21}$ nach dem Kloster] zum Pallaste *Ma* | $_{23}$ Komma nach Spitals zuerst *K* | $_{26}$ Jüngling] Großkreuz *Ma* | $_{36}$ Pilgrim *Ma* | $_{65}$ nagten *K M*, willkürlich | $_{82}$ dem] den G^3 *K* | $_{97}$ Dies] das *K*, willkürlich | $_{117}$ eine] einer *Ma* G^1 | $_{126}$ Dockenpaar, *Ma*; ebenso $_{165}$ | $_{139}$ adeliger spätere Ausgaben (1835) | $_{147}$ Docken *Ma*; ebenso $_{206}$ | $_{259}$ fordern Ausg. von 1835. *M*.

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). *G* I, S. 34. Zuerst *Ma* 1799, S. 176. Überschrift: Damon und Pythias. *Gh*. Daraufhin dem ursprünglichen Titel hinzugefügt: Damon und Phintias *M*, letzteren Namen willkürlich. Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | $_{2}$ Möros] Damon *Gh M* | $_{60}$ treibet die Angst ihn *Ma* G^1 *M* | $_{71}$ für] vor G^3 *K*; ebenso $_{129}$ | $_{127}$ ergreift *K*.

176. **Das Eleusische Fest** (S. 235). *G* I, S. 78. Zuerst *Ma* 1799, S. 189. Überschrift: Bürgerlied. *Ma* | $_{2}$ auch] euch G^2 (Druckf.) | $_{51}$ Glaubig *Ma* (Vgl. Gedicht 203 $_{63}$) | $_{88}$ Und so spricht *Ma* | $_{124}$ Erz *K* u. ff.[1] | $_{133}$ Mauern G^3 | $_{192}$ Segnend] Reiche, *Ma*.

177. **Reiterlied** (S. 241). Wallenstein. Erster Teil. 1800. Zuerst *Ma* 1798, S. 137 (nur die ersten 6 Strophen). Für die Gedichtsammlung bestimmt in *Gh* und danach in *M* 1860 aufgenommen. Nach jeder Strophe werden im Wallenstein die beiden letzten Zeilen vom „Chor" wiederholt. Dies in *Gh* durchgestrichen | $_{25}$ Reuter *Ma* | $_{29}$ wirbet *Ma* | Nach $_{42}$ Zusatz für spätere Aufführung:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwingt das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.

---

[1] Die veraltete Form Erzt auch in den „Räubern" (Bd. II, S. 41,22) und bei Lessing, Wieland, Haller u. a.

Diese Strophe ist mit einigen Verschiedenheiten der Lesart abgedruckt im „Reiterlied von Schiller." (Stuttgart und Tübingen 1807) in *Ta* 1808, bei Hoffmeister, Nachlese 3, 220 u. a.

178. **Des Mädchens Klage** (S. 243). *G* I, S. 67. Zuerst *Ma* 1799, S. 208. Wallenstein. Erster Teil 1800 (nur Strophe 1 u. 2) | 3 sitzet] wandelt *Wall.* | 6 seufzt] singt *Wall.* | 7 vom] von *Ma Wall.*

179. **Nänie** (S. 244). Nach *G* I, S. 325. 1 Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget! *K* | 8 Wenn *K.*

180. **Das Lied von der Glocke** (S. 245). *G* I, S. 91. Zuerst *Ma* 1800, S. 243 | 25 Brei,] Brei! *M* willkürlich | 45 von] vom mehrere Ausgaben seit 1840, auch *M*; willkürlich | 196 Quellen,] Quellen G^3 *K* | 272 Bursch *K* | 274 Nach fördert neue Zeile *Ma* | 277 Nach ziehen neue Zeile *Ma* | 279 Versteilung:

Breitgestirnte
Glatte Schaaren kommen brüllend, *Ma*

288 Nach junge neue Zeile *Ma* | 290 Nach Straße neue Zeile *Ma* | 293 Nach Stadtthor neue Zeile *Ma* | 375 Verderblich] Und grimmig *Ma* | 380 Sie leuchtet nicht *Ma* | 399 im blauen erst *K.*

181. **Spruch des Konfucius** (S. 257). *G* I, S. 112. Zuerst *Ma* 1800, S. 209 | 3 Länge, *Ma G* Länge *K* | Nach 10 Mit allfassendem Gefühl, *Ma* (Reim auf Ziel).

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258). *G* I, S. 298. Zuerst *Ta* 1801, S. 197 | 19 glaubt] wähnt *Ta* | 28 dennoch,] dennoch *G K M.*

183. **An Goethe,** als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte (S. 259). *G* I, S. 270. | 2 Zu] Zur G^3*KM* u. f.

184. **Gesang des Pförtners** (S. 262). Macbeth. 1801. Fehlt *G K M.*

185. **Die deutsche Muse** (S. 262). *G* II, S. 26.

186. **Die Antiken zu Paris** (S. 263). *G* II, S. 25. Zuerst *Tb* 1803 | 3 nach] an *Tb* | 4 Musäen G^1.

187. **Stammbuchblatt für August von Goethe** (S. 263). Zuerst in der Abendzeitung, 12. Julius 1825 (*Ab*). Oben nach Goedeke XI, S. 331 | 10 Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort. *Ab* versehentlich, ebenso Döring 1835 und Hoffmeister, Nachlese (III, 280) 1856.

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). *G* II, S. 3. Zuerst *Ta* 1802, S. 167 | 5 Und die Grenzen aller Länder wanken, *Ta* | 7 setzt der Kriegswut Schranken, *Ta.*

189. **Sehnsucht** (S. 165). *G* II, S. 23. Zuerst *Tb* 1803, S. 251 | 6 jung] hell *Tb* | 9–16 fehlt *Tb.*

190. **Das Mädchen von Orleans** (S. 266). *G* II, S. 76. Zuerst *Ta* 1802, S. 231. Überschrift: Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans *Ta* | 5 Schätze] Hoheit *Ta* | 17 lauten] wilden *Ta.*

191. **Hero und Leander** (S. 267). *G* II, S. 6. Zuerst *Ta* 1802, S. 153. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | 48 Steuernd nach dem fernen Strand *Ta* | 70 Schaudervollem *Ta* | 128 Schlund] Teich *Ta* | 130 den Meeresgrund] dein flutend Reich *Ta* | 194 Schäumend] Donnernd *Ta* | 225 Spiegelglätte, erst *K* (nach Schillers Sprachgebrauch wohl eigentlich: in Spiegels Glätte).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Turandot 1802 (enthält 6 und 10). Rätsel 1–6, 8, 10, 11, 13 in *G*¹ II, S. 233 ff., 7, 9, 12 *G*². — 1, 8, 11 auch in *Ta* 1803. 6. ₁₆ Oft schöner *Tur.* | 8. ₁₈ nie *Ta* und (nach Düntzer) die Hamburger Theaterausgabe der Turandot, nur *G K*. — Lesart nur trotz Goedeke unverständlich, Druckfehler. 9. ₁ unser *M* (so auch Goethe, Motto der Farbenlehre). Schiller schrieb immer unsrer und eurer. | 11. ₇ Regentropfe *Ta G*¹.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). *G* II, S. 28. — Zuerst *Tb* 1803. Nach Überschrift: Mel. Bekränzt mit Laub den lieben &c. *Tb.* | ₉₋₁₂ fehlt *Tb* | ₁₃ führe] leite *Tb* | ₁₄ gnädiges] freundliches *Tb* | ₁₅ reines Herz] rein Gefühl *Tb* | ₂₅ Huldige] opfre du *Tb* | ₂₆ Und opfere dem Rhein,] Und auch dem Gott des Rheins, *Tb* | ₂₈ Ein Glas des besten Weins *Tb.*

194. **Die Gunst des Augenblicks** (S. 283). *G* II, S. 20. Zuerst *Tb* 1803. ₇ Ihn] Ihm *M*, dem Sinne nach gut, aber ohne Gewähr | ₉ was] nichts *Tb* | ₁₃ Zuckt *Tb* | ₁₈ Schoß] Hand *Tb* | ₂₆ Fügt der Stein zum Steine sich, *Tb* | ₂₈ Rührt des Werkes Seele dich *Tb.*

195. **An die Freunde** (S. 285). *G* II, S. 38. Zuerst *Ta* 1803.

196. **Die vier Weltalter** (S. 281). *G* II, S. 33 Zuerst *Ta* 1803. — Überschrift nach Schillers Brief an Körner vom 4/2. 1802 ursprünglich: Der Sänger.

197. **Kassandra** (S. 289). *G* II, S. 66. Zuerst *Ta* 1803. ₁₇ Freuden *KM* (ohne Anhalt) | ₁₁₁ des Mörders Auge *Ta* | ₁₂₀ Fallen *K* (ohne Gewähr).

198. **Thekla** (S. 293). *G* II, S. 31. Zuerst *Ta* 1803. ₂ Schatten *K* | ₁₅ Vater,] Vater *G*² *K*.

199. **Der Jüngling am Bache** (S. 294). *G*² II, S. 338. Gesang Charlottes im Parasit IV, 4. ₂ wand] band *Par.* | ₁₇ soll] kann *Par.*

200. **Der Pilgrim** (S. 295). *G* II, S. 306 (310). ₂₈ Werf'] Warf *K.*

201. **Punschlied** (S. 296). *G* II, S. 235 (239).

202. **Punschlied. Im Norden zu singen** (S. 297). *G*² II, S. 332. Verglichen noch mit (Zelters) „Liedertafel". Berlin 1818. (*Z*) und *Tb* 1804. ₁ freien] steilen *Z* | ₇ das] ihr *Z* | ₈ ist die] ihre *Z* | ₂₆ häuslichen] irdischen *Z* | ₃₉ Herdes] ird'schen *Tb Z* | ₄₁ sel'gen] sels'gen *Z* | ₄₃ Südens] Südmeers *Z Tb.*

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). *G*² II, S. 316. Zuerst *Ta* 1804. — Der Zusatz Ballade[1] fehlt *Ta*, gestrichen *Gh* | ₁₀₁ euch *G*² *Ta*, auch *K* willkürlich.

104. **Das Siegesfest** (S. 303). *G*² II, S. 323. Zuerst *Ta* 1804. — Nach Schillers Kalender vom 22/5. 1803 Überschrift: Die Helden vor Troja. | ₅₅ Sprach's] Sprach *Ta* | ₅₇ Gattin *Ta Gh*, Göttin *G*² *K* Druckf. | ₁₀₉ Liebes] Leidens *K* u. a. Hoffmeisters Angabe, es stehe so in *Gh*, ist nach Goedeke falsch. | ₁₀₉ Weil] Wenn *Gh M* | ₁₄₃ weggeräumt, *K*, Druckf.

205. **Aus Wilhelm Tell** (S. 308). Erste Ausgabe des Stückes 1804. 4. **Jägerliedchen.** Überschrift nach Facsimile der Handschrift Schillers, worin hinzugefügt: *für Walther Tell*, *womit Actus III anzufangen.* | ₄ im] am *Tell* | ₁₂ kreucht und fleugt *Tell.*

---

[1] Oben im Text versehentlich fortgelassen.

206. **Berglied** (S. 310). G^2 II, S. 313. Zuerst *Ta* 1805. $_{22}$ Nach Abend, Nord,] Nach Abend und *Ta*.

207. **Wilhelm Tell** (S. 311). Nach Facsimile der Originalhandschrift (vgl. Goedeke XI, 401). Zuerst *Ta* 1807. Dann *K*.

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). G^2 II, S. 335. Zuerst *Tb* 1805. $_{5}$ gehen] gehen, G^2K | $_{9}$ der Schall] das Spiel *Tb* | $_{11}$ gehen, G^2K] gehen *Tb Gh*. Komma nötig. | $_{11}$ wilden] freien *Tb* | $_{23}$ ihm] sich *Tb* | $_{24}$ Flieht die zitternde] Scheucht er fliehend die *Tb* | $_{25}$ Setzt sie mit behendem *Tb* | $_{27}$ geborstner] gespaltner *Tb Gh M* | $_{29}$ Aber hinter ihr] Doch von Fels zu Fels *Tb* | $_{31}$ schroffen] steilen *Tb* | $_{33}$ Felsen] Klippen *Tb* | $_{34}$ Und der wilde Jäger naht, *Tb* | $_{35}$ steile Höhe] schroffe Jähe *Tb* | $_{43}$ Und mit seinen] Schützend mit den *Tb* | $_{44}$ Schützt er das gequälte] Deckt er das verfolgte *Tb* | $_{45}$ Mußt] Darfst *Tb* | $_{47}$ Raum] Raums *Tb*.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Zuerst *Ta* 1806. Dann *K*.

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

Inhalt.

(Die mit * versehenen Nummern sind von Körner, die mit ** bezeichneten in dieser Ausgabe hinzugefügt worden.)

Gedichte.

1797.

Berichtigungen.

Nr. 6 ₂₉ lies Sennen statt Sehnen
Nr. 14 ₂₂ lies: Kerkermauren
Nr. 30 ₂ lies: Tobaksdose
Nr. 50 ₉ lies verknüpftest statt verknüpfest
Nr. 70 ₁₀₉ lies goldne statt goldene
Nr. 176 ₁₂₄ lies Erzt statt Erz

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Meyers Klassiker-Ausgaben

verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eignen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die Sorgfalt *kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.

Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und einem *gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es versammeln sich in diesen Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den Blüte-Epochen der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in letztern aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.